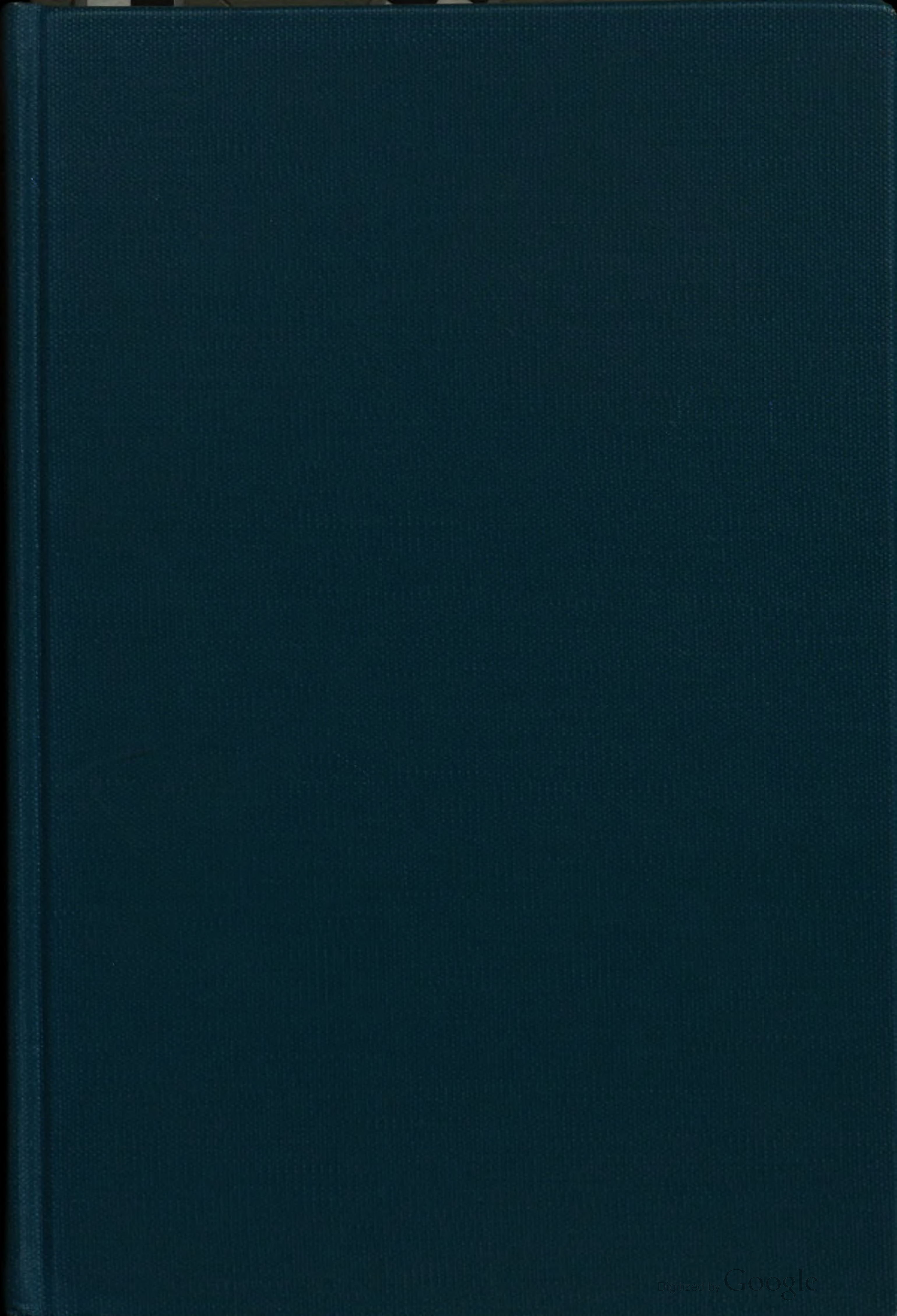
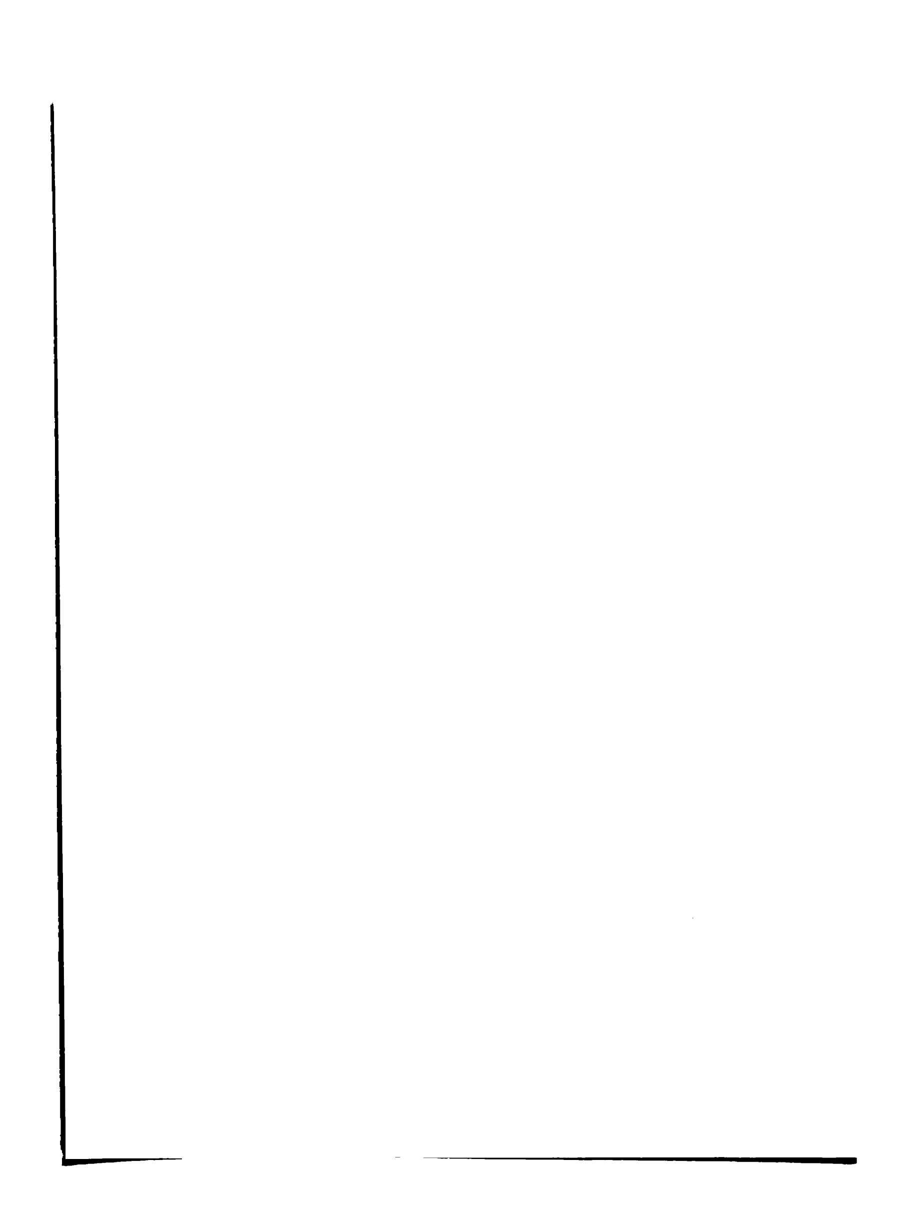


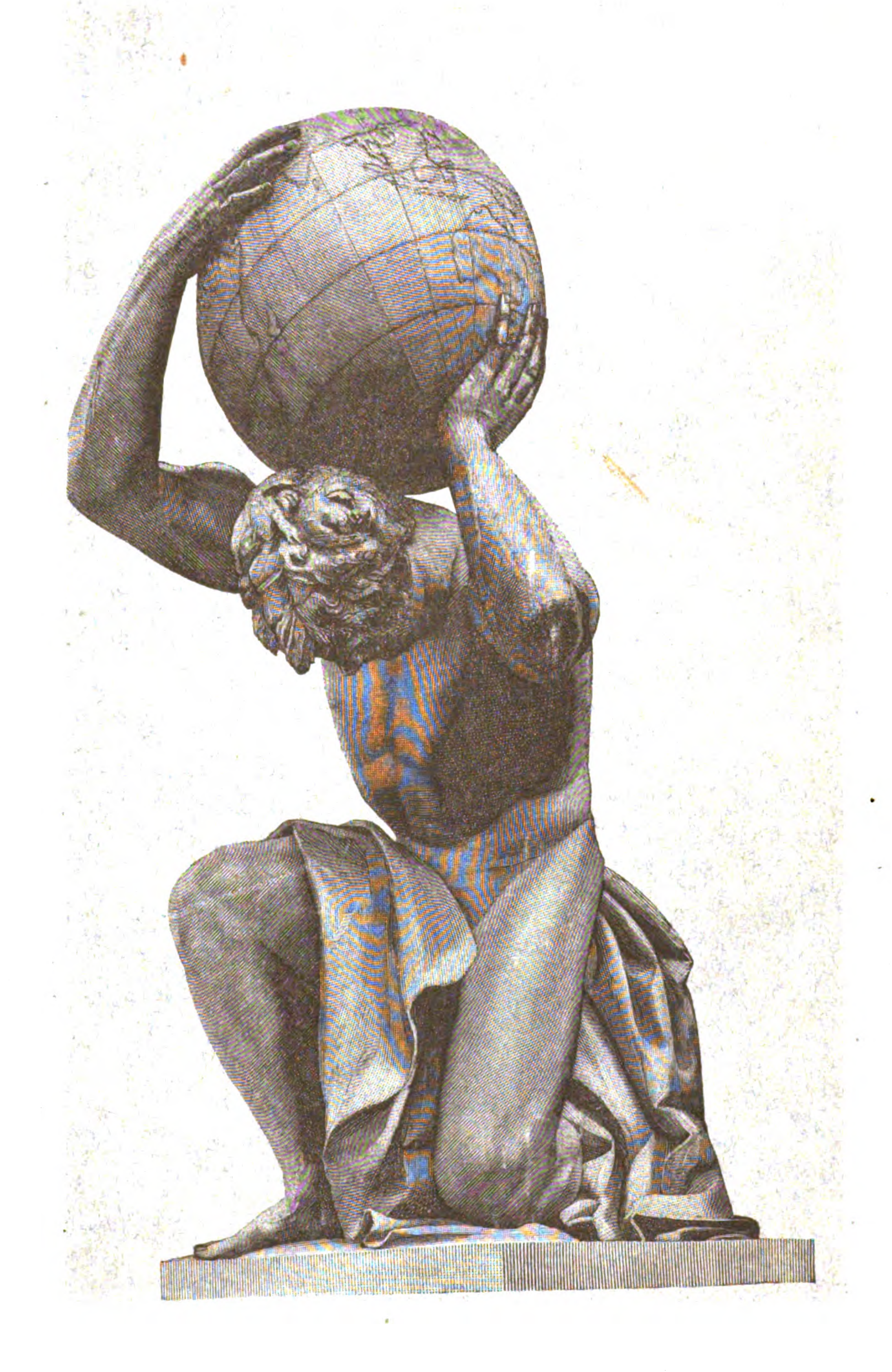


Jahrbuch der Weltreisen

Erster Jahrgang 1902

KARL PROCHASKA'S ILLUSTR. JAHRBÜCHER

Von Wilh. Berdrow

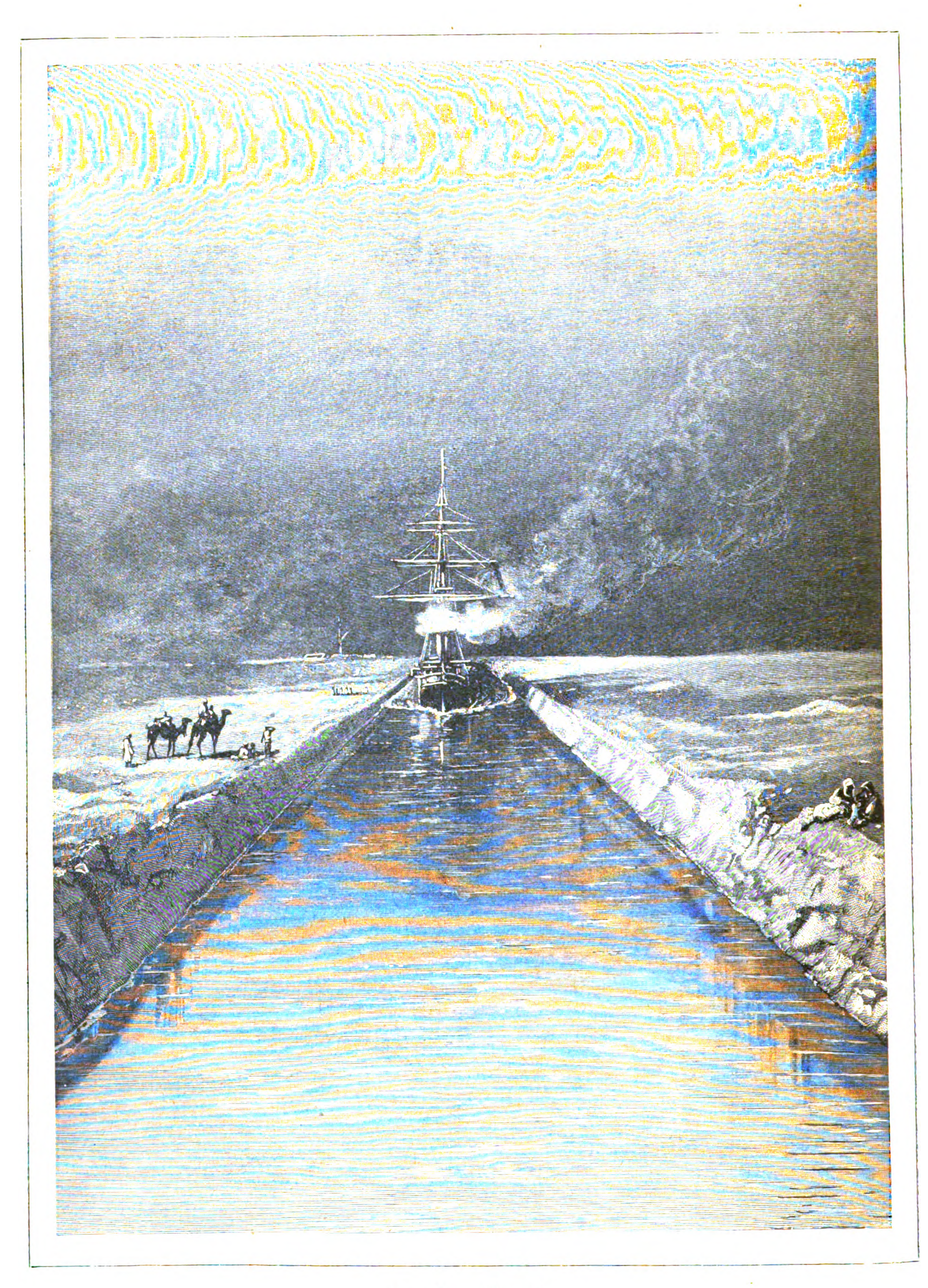


VERLAG KARL PROCHASKA · LEIPZIG · WIEN · TESCHEN. PREIS: 1 MK. = K 1.20 h.



Illustrirtes Jahrbuch der Weltreisen

I. Jahrgang 1902



Im Suez-Kanal.

PROCHASKAS ILLUSTRIRTE JAHRBÜCHER

Illustrirtes Jahrbuch der Weltreisen

Von Wilh. Berdrow

I. Jahrgang 1902.

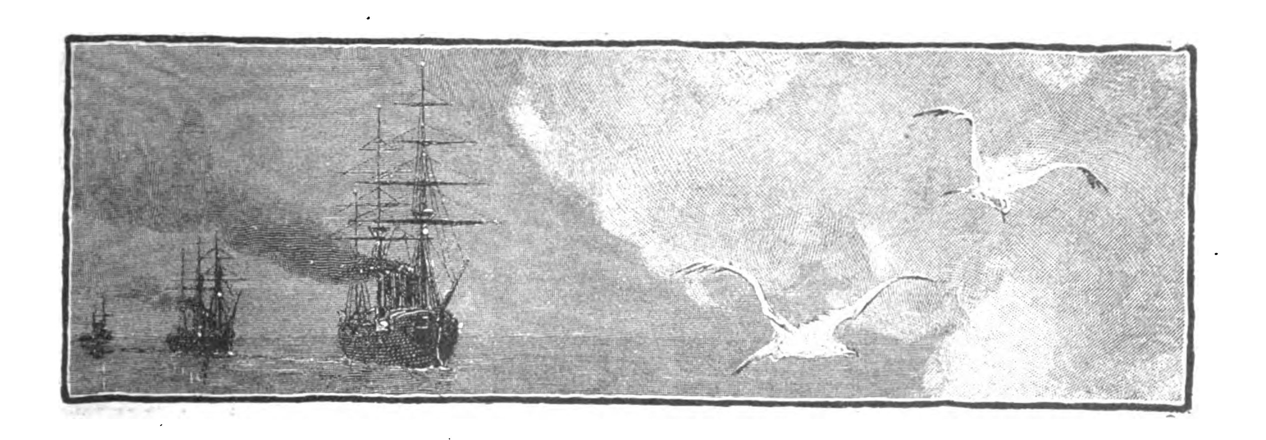


Leipzig
Königstraße 9/11.

Karl Prochaska in Teschen

Wien
Kumpfg. 7.





Einleitung.

In die Ferne reisen — die weite Welt sehen — nie ist dieser natürliche Trieb des Menschengeschlechtes stärker gewesen und besser befriedigt worden als jetzt. Einst ein Vorrecht von wenigen kühnen Forschern und von reichbegüterten Naturfreunden, ist die weite Welt heute Gemeingut. Kaufleute durchdringen Urwälder, Soldaten marschiren durch die Wüste, Offiziere jagen in den Tropen, Ingenieure vermessen Landstrecken, die vorher nie der Fuß eines Weißen betrat. Fürsten erforschen die Tiefsee, Prinzen die Polarländer, Kaiser und Könige fahren auf ihren Yachten übers Meer und besuchen Palästina und die nordische Wunderwelt. Der jungen Königin der Niederlande machte die holländische Eisenbahngesellschaft einen prächtigen Salonzug zum Hochzeitsgeschenk, und in England bilden sich „Klubs auf Rädern", deren Mitglieder sich zu gemeinsamen Fahrten in eigenen Luxuswagen vereinigen. Jetzt fängt man schon an, Vergnügungstouren und Weltreisen zum Gegenstand von Lotterien zu machen, oder, wie ein Feuilletonist sich ausdrückt, die Erdkugel auszuspielen.

Man reist aus allen Anlässen und zu allen Zwecken. Man reist zur Forschung aus und findet dabei sein Vergnügen, man reist zum Vergnügen aus und dient dabei der Forschung, jede Reise erweitert den Gesichtskreis, lehrt Menschen, Völker und Rassen kennen, und nur ein ganz Ungebildeter kehrt ohne Bereicherung seines Wissens heim. Der Kolonialbesitz der europäischen Staaten zwingt dieselben, für die Erforschung der neuen Länder große Summen zu opfern, unruhige Bevölkerungen machen die Entsendung von Offizieren und Soldaten tief in unerforschte Gegenden nöthig. Der Gelehrte und in seinem Gefolge der Händler durchstreifen die vertragsmäßig geöffneten Gebiete, um zu sehen, ob in ihnen für Handel und Volkswirthschaft ein geeigneter Boden ist. Der Unternehmer und der Techniker öffnen die Wildnis durch Wegebau und Eisenbahnen, durch Flußschiffahrt, Plantagen und Bergwerke. Der Feldmesser durchforscht die unbetretensten Gebiete und trennt die Kolonien nach ihren nur auf der Karte festgelegten Grenzen. Es kommt der Zoologe und der Botaniker, die auf den Spuren des Geographen das Leben der neu entdeckten Länder studiren, und an ihrer Seite zieht der Ethnograph ein, der Leben und Sitten der Völker erforscht und schildert. Weiter als sie alle dringt, den betretenen Pfaden ausweichend, der Forschungsreisende, der weder Staaten noch Grenzen achtet, sondern ganze Kontinente durchkreuzt und immer neue Wunder von nie gesehenen Völkern zu melden weiß. Und ihnen allen folgt, weniger ernsthafte Zwecke im Auge, ein dichter Schwarm von Reisenden aller Art und aller Länder, von Jägern und Sportleuten, denen Europas Berge nicht mehr hoch, seine Wälder nicht mehr groß genug sind, von Kaufleuten, die einmal die große Welt gesehen haben wollen, bevor sie sich in der Enge des väterlichen Komptoirs begraben, von Malern und Dichtern, die neue Motive, von Gelangweilten, die Zerstreuung, und von Zerstreuten und Abgehetzten, die Sammlung und Genesung suchen. Dann kommen die Globetrotter, die immer und ewig reisen, theils weil sie dabei billiger leben, als wenn sie zu Hause bleiben, theils weil sie überhaupt nicht mehr anders können, und die seßhafte Lebensweise ihnen fremd geworden ist.

So wimmelt es heute auf dem ganzen großen Erdball von Leuten, die ihn längst nicht nur von einer Seite gesehen haben und ihm doch immer neue Züge abzugewinnen wissen. Und sie alle, Tausende an Zahl, kehren in die Heimat zurück, um von ihren Fahrten, ihren Erlebnissen und Forschungen zu berichten. Muß da nicht eine geographische und Reiseliteratur entstehen, vor deren Umfang einem gruseln kann? Nun, es geschieht das Einfachste und Selbstverständlichste, was unter diesen Umständen geschehen konnte; die ganze geographische Literatur, vor allem aber ihre zuverlässigsten, durch einen dicken Wall gelehrter Einzelheiten verschanzten Werke, werden mit ganz wenigen Ausnahmen in den breiten Volksschichten überhaupt nicht gelesen. Die ungeheuere Fülle belehren-

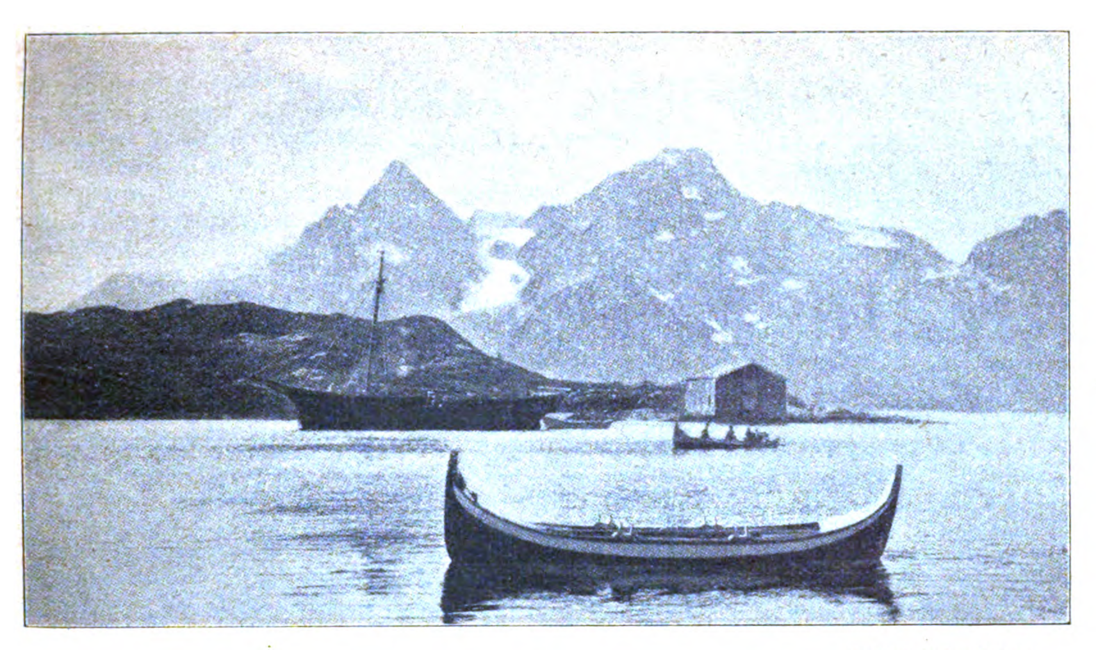
den, anregenden, das Verständnis der Welt fördernden Stoffes, welche in dieser Literatur enthalten ist, geht für die meisten Menschen spurlos verloren.

Was kann es für die Auffassung von Welt und Menschen Nützlicheres geben, als eine vermehrte Kenntnis der Völker in ihren Sitten und ihrem Wesen? Hinter dem Berge wohnen auch Leute, das wissen wir seit tausend Jahren, aber wissen wir etwas von diesen Leuten? Was weiß der Regel nach schon ein Bewohner Europas von den Sitten der Länder, in denen man nicht seine Sprache spricht? Beschämend wenig. Wer aber vollends etwa aus Deutschland nach den Vereinigten Staaten, nach Indien oder in eine afrikanische Station kommt, dem ist das Volk mit allen seinen Gebräuchen zunächst ein Buch mit sieben Siegeln. Wohl haben Hunderte vor ihm dasselbe Volksleben beobachtet, haben Dutzende es geschildert, aber wie wenig pflegen derartige Erfahrungen zum Gemeingut zu werden!

Dieses Verständnis der Länder und Völker als Gemeingut anzubahnen, ist der Zweck dieses Jahrbuches und seiner Nachfolger. Daß dabei nach Möglichkeit die neuesten Resultate und Erscheinungen des Berichtsjahres zugrunde gelegt werden, ist selbstverständlich. Wo immer interessante Angaben über Volkskaraktere und ihre Aeußerungen uns erst nachträglich zu Augen kommen, soll das gewiß kein Grund sein, sie nicht zu verwerthen. Daß zumal in diesem ersten Jahrgang oft über die Ereignisse des letzten Jahres zurückgegriffen werden muß, liegt in der Natur der Sache und soll nicht zum Schaden der unterhaltenden Seite unseres Buches ausschlagen. Mit gelehrten Einzelheiten und mit der Häufung geographischen und statistischen Materials wollen wir den Leser verschonen, wo aber immer hervorragende Erscheinungen des Erdballs zum Gegenstand neuer Forschung werden, soll dabei um so lieber verweilt werden, je mehr die Natur und die Formen eines Landes als Grundlage des Lebens und Treibens seiner Bewohner anzusehen sind.

Das oben Gesagte erklärt schon, warum wir nicht auf die Resultate strenger Forschungsreisen uns zu beschränken beabsichtigen. Jährlich erweitert sich der Theil der Erde, der dem Vergnügungsreisenden, dem Geschäftsmanne, dem Jäger und Touristen erschlossen wird. Eisenbahnen, Dampferlinien, Gesellschaftsreisen wetteifern, den Verkehr in Länder und Gegenden zu ziehen, die bisher wenig von Fremden besucht waren. Die Zunahme des Reisens überhaupt und der Vergnügungsreisen insbesondere trägt zur gegenseitigen Kenntnis der Völker das ihrige bei, und wir werden für unsere Zwecke auch diesen Reisespuren hie und da zu folgen haben.





Raftsund in den Lofoten.

Europa und seine Randgebiete.

Unter der Mitternachtssonne.

Norrbotten und die Ofotenbahn.

Hoch im Norden Schwedens liegt eine einsame, menschenarme Provinz, größer als die Königreiche Bayern, Sachsen und Württemberg zusammengezählt, und so dünn bevölkert, daß es dort sicherlich mehr Rennthiere und Wölfe als Menschen gibt. Noch nie haben die düstertraurigen Bergwälder dieses Polarlandes Besucher angezogen und doch stehen gerade sie im Begriff, Norrbotten zu einem der wichtigsten Länder Schwedens zu machen. Sind es die Wälder selbst, die angesichts des zunehmenden Werthes der Hölzer diesen Wandel hervorgebracht haben? Wohl stammt von dem vielen Holz, das Schweden jährlich exportirt, und das mindestens 160 Millionen Kronen einbringt, drei Viertel aus diesen Waldungen, aber das ist es nicht, was gegenwärtig Menschen, Industrie und Handel in diese verlassenen Breiten zieht, es ist vielmehr der Boden selbst, auf welchem Norrlands Wälder wachsen.

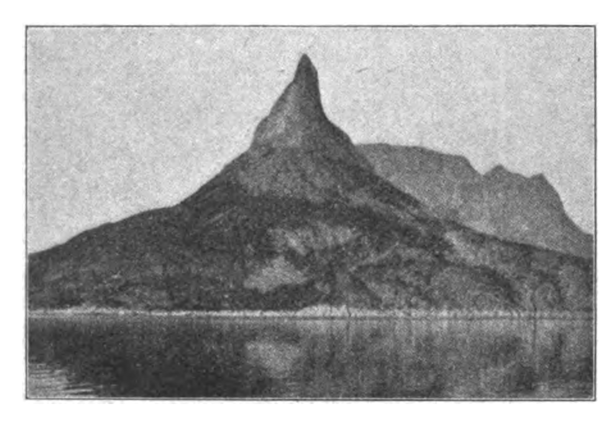
Aber bevor wir auf der Spur der neuen schwedisch-norwegischen Ueberlandbahn, die binnen kurzem von Lulea nach dem Ofotensund führen und die Nordspitze des Baltischen mit dem Atlantischen Meer verbinden wird, in das nordische Märchenreich der dunklen Tannen und düsteren Seen, der Mitternachtssonne und des Nordlichtes tauchen, sei ein flüchtiger Ueberblick gegeben über die äußere Gestaltung dieses Landes.[1])

[1]) Vgl. Heinrich Saller in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung“ 1900, Nr. 278.

Den schmalen Streifen längs des Bottnischen Meerbusens umbraust Sommer und Winter die schäumende Brandung, und gierig verschlingen die Wellen, was zwischen dem Moränengeröll des einst vom Gletschereise bedeckten Bodens an Erdreich zusammengewittert ist. Die Scheren, diese landschaftlichen Perlen der nordischen Küsten, umlagern mit ihren kahl und glattgeschliffenen, flachgewölbten Felsenbuckeln die Küste wie eine Vedettenlinie im Kampf mit der See. Innerhalb dieses Scherengürtels aber erhebt sich, bis 280 Meter ansteigend, ein breiter, waldbedeckter Küstenstreifen, dessen Oberflächenform beweist, daß er das Stadium der jetzt auftauchenden Scherenregion früher selber durchgemacht hat, um erst durch die spätere Hebung des skandinavischen Festlandes der nassen Umschlingung zu entrinnen. In die Thalsenkungen dieses Küstengürtels hat die See damals eine Schicht fruchtbaren Lehmbodens gebettet, die Höhen aber ragen noch heute wie kahle gewölbte Inseln über das Meer der grünen Wipfel hinweg. Als dritte Region erstreckt sich dann landeinwärts ein breites Sumpfland mit einzelnen Höhenzügen, alten Moränen, und endlich das düstere Hochgebirge mit seinen langen Seen und schimmernden Zinnen, das fern im Westen, am Atlantischen Ozean, ohne Uebergangszone bis zum Meeresspiegel wieder hinabsteigt.

Das sind etwa die Gegenden, die die nördlichste Eisenbahn der Erde durchzieht, die 1902 zur Vollendung kommende skandinavische Ueberlandbahn. Ossianische Landschaften, bald braune, von Felstrümmern bedeckte Heiden und Moore, bald dunkle Fichtenwälder von tagelanger Aus-

dehnung, Zwergbirkengebüsch und kahle Moosrasen, auf denen das Renntier des Lappen weidet, das sind die Gegenden Norrlands, durch welche die Lulea-Ofotenbahn ihre wunderliche Straße zieht. Berge von kostbarem Eisengestein, wohl die reinsten und größten der Welt, erheben sich inmitten der ernsten endlosen Wälder, und sie sind es, die der Eisenbahn den Weg in diese Wildnis gewiesen haben. Das alte Märchen von dem Magnetberg ist hier zur Wahrheit geworden, der Gellivara, der Kirunavara und Luossavara haben mit magnetischer Gewalt die Kultur in den Bann ihrer unerschöpflichen Eisenmassen gezogen. Heinrich Saller, der das nahezu unbewohnte, düstere Gebiet der Ofotenbahn während des Baues der zweiten Hälfte durchreiste, berichtet aufs eingehendste von dem Bergbau am Gellivara, wo schon länger als zehn Jahre gewaltige Erzmassen losgesprengt und befördert werden, eine Zentrale der Arbeit, der Betriebsamkeit, der Erfindungen,



Aus dem Nordlandsgebirge (Ofoten).

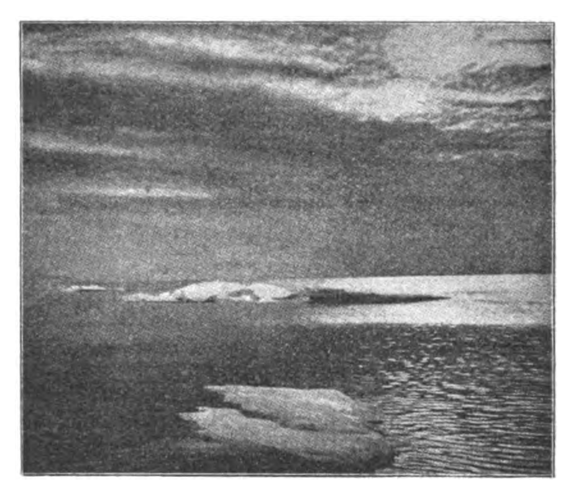
Elektrizität und Maschinen inmitten einer großen, unendlichen Waldeseinsamkeit. Schon die Minen von Gellivara liegen im Lande der Mitternachtssonne, jenseits des Polarkreises, den die von Lulea am Bottnischen Meerbusen hergeführte Bahn mit dem letzten Drittel ihrer Länge überschreitet. Die Weiterführung der Bahn nach dem Ofotensund an der norwegischen Küste ist geschehen, um für die Erzausfuhr das ganze Jahr hindurch einen offenen Hafen zu haben, denn der von Lulea ist fünf Monate des Jahres vom Eise blockirt. Seit fünf Jahren übertrifft die Erzförderung blos am Gellivara, die meist nach England und Deutschland geht, die gesammte Eisenproduktion des übrigen Schweden. Durch arktische Wälder zieht sich die eingleisige Bahn von Gellivara den flachen Rücken des skandinavischen Schildes hinauf. Zahlreiche Seen und Flüsse beleben die Waldesgründe. Lange, luftige Holzviadukte, wie sie auch die amerikanischen Gebirgsbahnen so viel aufweisen, überspannen die Thäler; in der Ferne glänzen die schneeigen Zinnen des Hochgebirges. Mit 550 Meter erreicht die im ganzen 480 Kilometer lange Bahn ihren Scheitelpunkt. Die Reisenden gelangten an die Stelle, wo auch der Verkehr der Arbeitszüge ein Ende hatte, mitten im eisigen Schweigen des Waldes. Eine Draisine brachte sie noch weiter. „Schwarz senkte sich die Nacht über die eintönige Wildnis, ein scharfer Luftzug machte die Kälte doppelt fühlbar und den Aufenthalt auf unseren luftigen Sitzen nicht gerade behaglich. Die Sterne funkelten am Himmel, und am Horizont schoß des Nordlichtes geisterhafter Schein seine fahlen Blitze. Es ist etwas eigenartig Feierliches, Geheimnisvolles um diese nordische Einsamkeit mitten in diesen dunklen steinbesäeten Steppen und den mit hohem Gras überwachsenen Sümpfen. Das Spiel des Nordscheins dünkte uns wie aus einer anderen Welt kommend, und mit gespannter Aufmerksamkeit folgten wir den stets wechselnden Strahlenbildern. Die Fahrt zog sich lange hin, auf den bereiften Schienen wollte die Draisine nicht laufen und nachts ein Uhr war's, als wir über die lange Holzbrücke des Kalieelf das Schienenende erreichten. Auf einem unbeschreiblich schlechten Fußwege wanderten wir noch zwei Stunden in schwarzer Nacht durch die einsame Wildnis. Endlich wird es heller; durch das dünnere Gestrüpp erkennt man die graue Wasserfläche des Luossajärvi, links davon das schwarze langgezogene Bergmassiv des Kirunavara und rechts, etwas im Hintergrunde, den dunklen Kegel des Luossavara. An den Ufern des Sees bemerken wir bald eine Kolonie primitiver Holzhütten, es ist Luossavara. Heute kennt noch kein Mensch diesen Namen, in kurzer Zeit wird er vielleicht viel genannt sein, denn hier wird der ganze enorme Eisenreichthum der beiden Berge zur Verfrachtung kommen, und die Stationsanlage wird die größte Schwedens sein." Die beiden Eisenberge liegen etwa auf 67° 50' nördlicher Breite, also noch 150 Kilometer jenseits des Polarkreises, die Bahn selbst aber erreicht an dem stets eisfreien norwegischen Hafen Viktoriahawn 68½° nördlicher Breite, bei weitem den nördlichsten Punkt der Erde, den bis jetzt die Lokomotive erreichte. Die sibirische Bahn überschreitet nirgend 57°, bleibt also mehr als 1000 Kilometer südlicher. Selbst die neue russische Linie nach Archangelsk am Weißen Meer erreicht nur 64½°, die auf luftigem Seile über die Gletscher ziehende Märchenbahn nach Klondyke 65° nördlicher Breite. Am nächsten Morgen blickte Saller vom eisernen Kamm des Kirunavara über die Gefilde von Norrland und Lappland hinweg. „Unten sieht man die scharf geränderte Form des eisumrahmten Luossajärvi mit seinen sonderbar geformten flachen Inseln. Der übrige Anblick ist gebildet von unendlichen Sumpfflächen, wie Silberfäden ziehen sich zahlreiche, zu schmalen Seen sich erweiternde Wasseradern hindurch, scharf zeichnen sich die Umrisse großer dunkler Tannenwälder und dazwischen steigen sanfte Hügel empor. Im Norden aber heben sich wie ein Glorienschein über der ganzen Landschaft hochragende schneebedeckte Bergriesen mit ungezählten hellblau schimmernden Gletschern vom Horizonte ab. Sie sind so nah, vielleicht in zwei Tagemärschen zu erreichen. Da drinnen hausen die Wölfe, der Bär und manch nordisch Gethier, da ziehen die Lappen mit ihren ungeheuren Renntierherden und harren der Zeit, wo der Winter auch draußen in den Vorbergen Flüsse und Seen in Fesseln geschlagen hat, um dann ihre Herden dem Meere zuzutreiben und vielleicht auch

an den jetzt so todten Ufern des Luossajärvi ein lebendiges Bild urwüchsigen Nomadenlebens zu entfalten."

So sah es vor zwei Jahren an der Ofotenbahn aus, in aber zwei Jahren treiben da die Wasserfälle sausende Dynamos, donnern die Sprengschüsse in den Bergen, rasseln die Erzzüge zum Weltmeer hinab und steht wohl an dem düsteren See ein modernes Hotel für Norrlandspilger, die von hier den Wundern des Nordkaps entgegenwandern.

Wir hätten der Ofotenbahn hier so eingehende Aufmerksamkeit nicht gewidmet, wenn sie nicht durch ihre Lage offenbar höheren Aufgaben entgegenginge als denen einer bloßen Erzbahn. Aber bei Lulea in Verbindung gesetzt mit dem schwedischen Eisenbahnnetz, kann sie durch die Landreise über Malmö und Stockholm die Fahrt zum Nordkap um drei bis fünf Tage gegen den üblichen Wasserweg um die norwegische Küste abkürzen. Man erreicht die Dampfer alsdann im Ofotensund inmitten der glänzendsten Landschaften der norwegischen Fjord- und Gebirgsbildung und gelangt durch die Lofoten über Tromsö und Hammerfest in 1½ bis 2 Tagen ans Ziel. Bereits ist auch die Bahn von Lulea nach Haparanda und anderseits von Uleaborg in Finnland ebendahin im Bau, und Rußland erstrebt durch diesen Anschluß an das skandinavische Eisenbahnnetz ebenfalls die Vortheile eines stets eisfreien Hafens, den es weder in der Ostsee noch im Weißen Meer finden kann. Schon jetzt hat der russische Koloß durch seine, wohl weitaussehenden Plänen entsprossene, aber doch vieles überhastende Energie im Eisenbahnbau, dessen Rechnungen das freundschaftshungrige Frankreich immer aufs neue bezahlt, sich in den Besitz eines erstaunlichen Schienennetzes gesetzt. Vom Eismeer reichen seine Gleise zum Schwarzen und Kaspischen Meer, von der Ostsee bis zum Stillen Ozean. Haben die Russen nun durch die nordische Ofotenbahn mit Schwedens Hilfe auch noch das Atlantische Meer als Aus- und Einfuhrweg, so können sie allmählig System in ihre Handelsbeziehungen bringen. Wie es auf ihren Eisenbahnen einstweilen noch aussieht, davon allerdings wissen Eingeweihte ein anderes Lied zu singen.

Unter den Bewohnern der von der Ofotenbahn berührten und nördlich davon sich ausdehnenden Gebiete sind ohne Zweifel die Lappen die merkwürdigsten. Ihre Zahl ist nicht sehr groß, etwa 6000 in ganz Lappmarken, aber keineswegs in der Abnahme begriffen, wie diejenige der nomadisirenden Indianer Canadas. Im Gegentheil sind die Lappen ein fruchtbares Völkchen; ihre Zahl vermehrte sich beispielsweise in Finnmarken binnen 27 Jahren von 1101 auf 1392 Familien. Dagegen schreitet leider ihre Verarmung in demselben Maße fort, wie die Zahl der Rennthiere abnimmt, die nun einmal das natürliche und unentbehrliche Hausthier der Lappen zu sein scheinen. Nur noch ungefähr die Hälfte der Lappen leben heute als Nomaden und ziehen mit ihren Herden den spärlichen Weidegründen nach, die anderen betreiben Ackerbau, Jagd und Fischfang in den Strömen und Seen, ein unlohnendes Gewerbe in diesen rauhen, nur um des Eisens und Holzes willen aufgesuchten Ländern. Die schwedische Regierung hat bisher für die geistige Erweckung dieser Provinz nicht viel gethan, aber die wenigen vorhandenen Schulen kommen immerhin noch mehr den Lappen zugute, als den Finnen und Schweden, die neben ihnen, meist als Bergarbeiter, Lappmarken bewohnen. In den sogenannten Katechetenschulen haben die Nomaden sogar Gelegenheit, ihren Kindern während der Wanderzüge einigen Unterricht ertheilen zu lassen. Der letztere ist freilich so primitiv, wie die Schule selbst, ein verräuchertes, schmutziges Lappenzelt, dessen Insasse, der Katechet, wenig Ursache hat, sich den gewöhnlichen Lappen an Wissen überlegen zu fühlen. Aber er zieht getreulich mit den Renntierbesitzern von Ort zu Ort und theilt ihrer Jugend mit, was er selber weiß. Ein geistig gut beanlagter Schlag, verstehen und sprechen die Lappen außer ihrer Muttersprache nicht nur durchweg schwedisch, sondern vielfach auch finnisch. Es gibt jetzt 13 solche Wanderschulen, und gute Kenner der lapp-



Im nördlichen Eismeer beim Schein der Mitternachtssonne.

märkischen Verhältnisse halten sie für die einzig richtige Methode, den Lappen ihre eigenthümliche, keineswegs nutzlose Kultur zu erhalten. Den seßhaften Lappenvolksschulen wird im Gegentheil der Vorwurf gemacht, daß die Kinder in ihnen nur verwöhnt und verweichlicht werden und später für die Beschwerden des Nomadenlebens nicht mehr tauglich sind. Solche Kinder sollen sogar, herangewachsen, sehr wenig Neigung haben, in die primitiven Verhältnisse ihres elterlichen Nomadendaseins zurückzukehren, sondern im Gegentheil sich anderen Berufen zu wenden. Daß darunter die Renntierzucht leiden würde, liegt auf der Hand und wird im Interesse des zukünftigen Verkehrs in diesen Ländern, für den das Renntier das geeignetste Zugmittel ist, mit Recht bedauert.

In den arktischen Jagdgründen.

Wer jemals auf einem der prachtvollen Dampfer der Hamburg—Amerikalinie oder mit einem der sonstigen Vergnügungsdampfer die Fahrt längs der norwegischen Küste nach Spitzbergen gemacht hat, entsinnt sich der Bäreninsel, die als einziges Stück-

chen festen Landes zwischen dem Nordkap und der Polarwelt aus dem schollentreibenden Meere ragt. Sie liegt etwa 250 Seemeilen vom Nordkap entfernt; lothrechte Felswände, nur hie und da mit Moos bewachsen, steigen mehrere hundert Fuß aus der brandenden Fluth empor. Unzählbare Vogelschwärme umkreisen die starren Spitzen, über die sich als Kulminationspunkt der 500 Meter hohe Mt. Misery erhebt. Von den Eisbären, die Kapitän Barendz im Jahre 1596 bei der Entdeckung der Insel hier vorfand und nach denen er dieselbe taufte, ist keine Spur mehr vorhanden, sie haben sich vor dem Menschen in unzugänglichere Gefilde zurückgezogen. Die Bäreninsel ist noch gleich Spitzbergen und den übrigen Polarländern herrenloses Gebiet, auf welchem indessen Deutschland 1898 zu Gunsten eines Hamburger Unternehmens ein Areal von 85 Quadratkilometer in Besitz genommen hat.

Dieses Gebiet nämlich enthält in ziemlich bedeutenden Mengen Steinkohle. Nach den Untersuchungen von Lerner und nach ihm von Keßler zieht die Kohle in mehreren Flötzen, deren Gehalt jetzt auf acht Millionen Tonnen geschätzt wird, quer durch die Insel. Ob die Beschaffenheit des über- und zwischenlagernden Gesteins eine dauernde Förderung zuläßt, muß erst näher erprobt werden; das Klima ist, da die Insel mitten zwischen zwei Armen des Golfstromes liegt, günstig dafür. Wäre es der Fall, so würden die Kohlenzechen der Bäreninsel einen nicht unbedeutenden Gewinn verbürgen, denn abgesehen davon, daß ein Export nach den benachbarten Theilen von Rußland und Norwegen, sowie nach Island in Aussicht stehen würde, ist die Bäreninsel auch seit langer Zeit der wichtigste Stützpunkt der polaren Fischerei und Jagd in den europäischen Meerestheilen. Da die Fischdampfer neuerdings das Uebergewicht über die Segelschiffe erlangen, so würde die Bäreninsel als Kohlenstation auch in dieser Beziehung rasch von Wichtigkeit und vermuthlich zu einem stark besuchten Knotenpunkt des Verkehrs im europäischen Eismeer werden.

Es ist unter diesen Umständen erklärlich, daß der Deutsche Seefischereiverein ein großes Interesse an der kleinen Polarinsel im Eismeer hat. Schon zu mehreren Malen hat er Untersuchungskommissionen nach der Umgebung der Insel geschickt, um die Hafen- und Eisverhältnisse, den Fischreichthum der Nachbargebiete u. s. w. eingehend zu erforschen.

Auch im Jahre 1900 wurde eine derartige Expedition unter Leitung des Professors Henking nach der Bäreninsel entsendet, um die Küste eingehend nach guten Hafenstellen abzusuchen und Fischereiversuche anzustellen. Schließlich war zu prüfen, wie die früher errichteten Unterkunftshäuser und Vorräthe den Winter überstanden hatten.

Während eines achttägigen Aufenthaltes förderten die Bergleute etwa 7000 Kilogramm Steinkohle, die von dem Dampfer übernommen wurden. Es müssen aber Ladevorrichtungen gebaut werden, um die Kohlenübernahme zu erleichtern. Die früher errichteten Häuser befanden sich in guter Verfassung. Die Fischerei mit dem Grundschleppnetz verspricht in der Nähe der Insel wenig Erfolg, da das Treibeis die Arbeit sehr erschwert. Die Wasserverhältnisse waren überhaupt im Sommer 1900 ungewöhnlich schlecht. Die Treibeismassen, die mitunter in wenigen Stunden die ganze Insel blockiren, um ebenso rasch wieder zu verschwinden, kommen zonenweise mit zwischenliegenden Streifen klaren Wassers und sind im Frühling und Frühsommer ständig zu erwarten. Sie lassen den Südhafen der Bäreninsel, der allerdings von hohen Felswänden umgeben ist und einen Landungsplatz nicht darstellt, stets eisfrei, so daß die bei der Insel befindlichen Dampfer hier auch im dichten Treibeis eine Zuflucht finden. Dagegen wird für Lade- und Löschzwecke allerdings eine andere Stelle, eventuell unter künstlichen Vorrichtungen für den Eisschutz, in Aussicht zu nehmen sein. Zu den berüchtigten Eigenthümlichkeiten der Bäreninsel gehören auch die starken Nebel. Indessen sind weder sie, noch das Treibeis imstande, die Schiffahrt und den Fang im Sommer längere Zeit zu unterbrechen, höchstens würde man die Fischdampfer für den Fang in dieser Gegend mit stärkeren Eisschutzvorrichtungen als bisher zu versehen haben.

Daß die Bäreninsel trotz dieser nicht gerade glänzenden Umstände doch ein vielbesuchter Punkt des Eismeeres ist und in Zukunft vielleicht der Brennpunkt großer Interessen der internationalen Fischerei werden wird, liegt daran, daß sie den ungefähren Mittelpunkt eines ungeheuren polaren Fischereigebietes bildet, welches sich zwischen dem nördlichen Skandinavien, Island und Grönland, Spitzbergen, Nowaja Semlja und der russischen Murmanküste über 3 bis 4 Millionen Quadratkilometer ausdehnt und dessen Umrandung in der nördlichen Hälfte aus meist undurchdringlichen Packeismassen besteht. Die russischen, norwegischen, schottischen, grön- und isländischen Fischer, die Bewohner der Fär-Oer und neuerdings auch deutsche Fischer obliegen auf diesen riesigen und nichts weniger als gefahrlosen Jagdgründen ihrem Gewerbe.[1])

Das Hauptobjekt der meisten Fischer bilden neben dem kleinen Fang mit Netzen die Seehunde, Walrosse und Weißwale; neuerdings, da der Polarwal selten zu werden beginnt, stellen besonders die kleinen flinken „Slupen" der Norweger auch dem Schnabelwal eifrig nach. Sind auch die Barten beträchtlich kürzer und ist der Fang überhaupt nicht so lohnend, wie beim Polarwal oder gar beim Pottwal, der bis zu 160 Barrel Thran und 2500 Pfund Barten gibt, so gewährt die Schnabelwaljagd doch immerhin noch ihre Einnahme. Der deutsche Verein für Seefischerei läßt gegenwärtig auch bereits auf diesem Gebiete arbeiten.

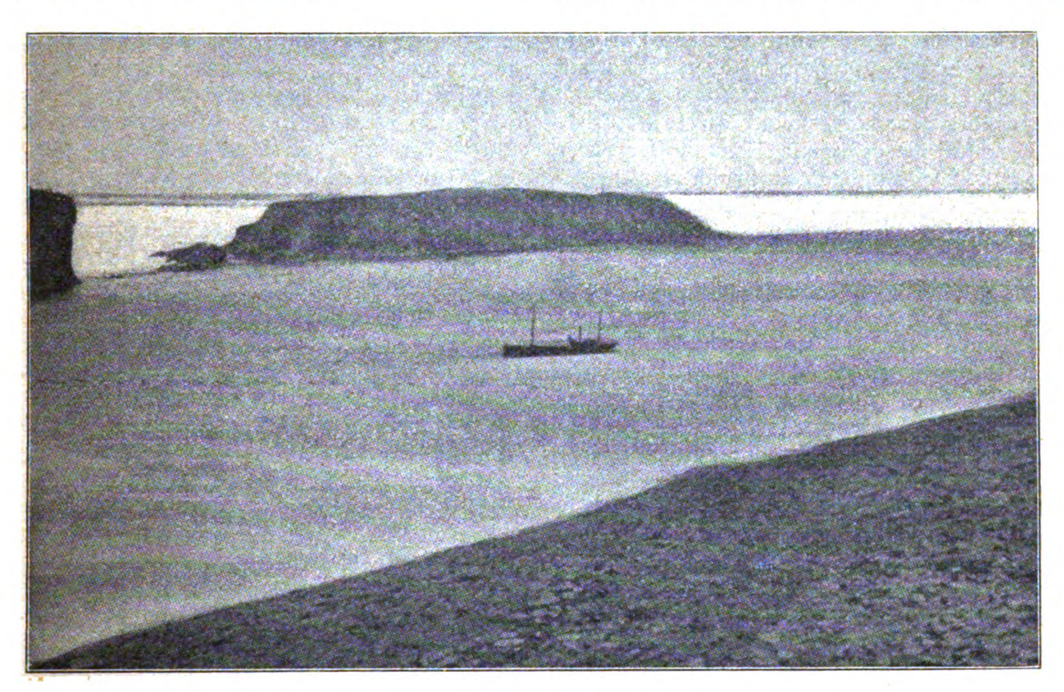
Die werthvollen Walarten werden in den europäischen Gewässern leider immer seltener. Von Tromsö und Island jagt man hauptsächlich den Finnwal; der Fang des Grindwals ist immer noch, wie damals, als V. v. Scheffel ihn dichterisch verherrlichte, die Spezialität der Schotten und Fär-Oer. Russische Eismeerjäger stellen an dem Ufer von Nowaja Semlja und an der Samojedenküste dem Walroß nach, das hier bereits im Aussterben begriffen ist, und jagen daneben ziemlich viele Eisbären, Seehunde und Weißwale. Die schottischen

[1]) Abhandlungen des Deutschen Seefischereivereins Band IV., Die gegenwärtige Eismeerfischerei und der Walfang.



Fangschiffe haben gegen früher, als die arktischen Jagdgründe noch stärker von Wild belebt waren, an Zahl sehr abgenommen. Ehemals jagten schottische Waljäger den Grönlandwal bis in die arktischen Meere Kanadas, und als der englische Naturforscher Southwell seine werthvolle Arbeit „Ueber die Wanderung der Grönlandswale" schrieb, lieferte ihm der schottische Kapitän Gray das Material dazu. Der Grönlandwal verbringt den Winter in ziemlich südlichen Breiten an der Küste von Labrador, im April aber, wenn die steigende Sonne wärmer und heller auch auf die arktischen Meere niederstrahlt, suchen die männlichen Wale auf einem, die weiblichen mit den Jungen auf einem anderen Wege das wärmere Becken der Baffinsbai auf, wo sich dann im Sommer die Familienbande aufs neue knüpfen.

der ersten Jugend sind wahrscheinlich alle Wale, als die Nachkommen einstiger stark behaarter Landsäugethiere, mit einem Haarkleide bedeckt. Kein anderer Walfisch hat einen so schweren und gewaltigen, bis zu ein Drittel der Gesammtlänge erreichenden Unterkiefer, wie der Buckelwal, obwohl der große, schwer zu bewegende Unterkiefer den meisten Walen eigen ist. Aber während es bei den übrigen meist genügt, sich etwas auf die Seite zu werfen, um den Rachen schneller zu schließen, muß sich der Buckelwal, wenn er den geöffneten Rachen mit Beute gefüllt hat, ganz auf den Rücken werfen, um das Gewicht des Unterkiefers zum Schließen desselben mit auszunützen. Vielen Fischen wird dabei die Zeit lang und sie benutzen die Gelegenheit, um aus dem Walfischrachen wieder zu entschlüpfen, bevor er sich geschlossen hat. Der Buckelwal wird



Bäreninsel, Südhafen.

Erst neuerdings sind die Wale in ihren Gewohnheiten und Lebensbedingungen etwas bekannter geworden, besonders seit einzelne Gelehrte, wie Professor Kückenthal, B. Rawitz, selber die nordischen Jagdgründe zur Beobachtung dieses edlen Wildes aufgesucht haben. Interessante Beobachtungen über den Buckelwal hat Rawitz im Jahre 1900 im Archiv für Naturgeschichte veröffentlicht. Der Buckelwal des nördlichen Meeres, den man früher als vorwiegenden Küstenbewohner betrachtete, ist im Gegentheil ein echter Eismeerfisch, der sich nur im Frühling der nördlichen Küste Skandinaviens nähert, während er im Sommer selten weniger als 200 Seemeilen vom Lande entfernt bleibt. Eine Wassertemperatur von 2 bis 3° scheint ihm am besten zuzusagen. Sein Körper, der durch den riesigen Brustumfang, den kolossalen Kopf und die 3 bis 4 Meter langen Brustflossen etwas sehr Plumpes, aber auch Mächtiges erhält, ist besonders am Kopf und Kiefer noch stark behaart, während bei den meisten anderen Walfischen die Haut glatt ist. In

deswegen von zahlreichen Möven begleitet, die bei ihm Freitisch genießen, indem sie die entrinnenden Fische zu erschnappen suchen. Eine einzig dastehende Eigenthümlichkeit dieses Wales ist übrigens seine Fähigkeit, starke Töne von sich zu geben. Sein Geheul oder Gebrüll ist keineswegs nur die Folge kräftigen Wasserausblasens, sondern es durchläuft von einigen tiefen Tönen eine ganze Skala ansteigender Noten, um endlich wieder zu den tiefen Anfangstönen zurückzukehren. Die Entstehung dieses Geheuls ist, da Stimmbänder den Walen ebenso wie den Fischen versagt sind, vorläufig noch ein Räthsel. Die Buckelwaljäger zählen unter die besten Stücke ihrer Beute die ungeheuer thranreiche Zunge, die 4 bis 5 Meter lang ist und 250 bis 400 Kilogramm wiegt.

Weitaus die weitesten, gefahrvollsten und noch am meisten vom Zauber der Romantik umsponnenen Jagdreisen macht der Fang des Pottwals oder „Bowhead" nöthig, der in der Südsee betrieben wird und dessen Liebhaber sich aus ver-



verwegenen, ihr Leben so wenig wie das ihrer Mitmenschen schonenden Gesellen zusammensetzt. Frank Bullen, der Verfasser eines hochinteressanten Buches über diesen Gegenstand,[1]) wurde von dem Kapitän des „Cachelot", als ihn die bitterste Noth trieb, Schiffsdienst anzunehmen, geheuert, ohne eine Ahnung zu haben, wohin und zu welchen Zwecken das Schiff auslief. Handelten die Schiffer, die auf den Pottwalfang oft mit ganz ungenügender Ausrüstung ausziehen, anders, so würden sie gar keine Mannschaft finden, denn nur die verwegensten Abenteurer ziehen freiwillig auf dies gefährliche Gewerbe hinaus. So verheimlichen sie die Bestimmung des Schiffes den Matrosen, bis sie auf hoher See sind, wo Widersetzlichkeit als Meuterei bestraft wird. Kommen zu den gefährlichen, aufregenden Situationen, die der Pottwalfang und schon die Fahrt in den Treibeismeeren an sich bieten, noch unerquickliche Verhältnisse auf dem Schiffe hinzu, so ist es vollends mit der Freude und Gemüthlichkeit an Bord vorbei.

So war der Anfang der von Bullen geschilderten Fahrt für die gesammte Mannschaft geradezu fürchterlich. Der Kapitän, ein brutaler, vielleicht durch frühere Erfahrungen, vielleicht auch von Temperament grausamer und mißtrauischer Mensch, hielt eine Art von Mannszucht aufrecht, die sich von Sklaverei und Tyrannei nur durch den Namen unterschied. Bald gährte es unter der ganzen Mannschaft. Niemand, der nicht dem Kapitän jedes Unglück gönnte, wenige, die nicht bereit gewesen wären, es ihm selber anzuthun. Eines Tages, als der Kapitän einen Schwarzen mißhandelte, lief der Eimer über, der Neger sprang ihm an die Kehle und beide kugelten über Bord. Man ließ sie ihr Bad bis zum Ende auskosten. Der Steuermann übernahm das Kommando, und von dieser Stunde an athmete die Besatzung auf. Man bildete eine vertrauensvolle Genossenschaft, und zu der angestrengten Arbeit gesellte sich der Erfolg.

Der Pottwal wird bekanntlich außer seinen sonstigen Vorzügen besonders wegen des Walraths verfolgt, das sich an verschiedenen Stellen seines Körpers, namentlich in der riesigen Schädelhöhle als krystallklares Fett vorfindet. Aber seine Wachsamkeit und unbändige Wildheit machen die Jagd in hohem Maße aufregend und gefährlich; die harpunirten Seeungeheuer schlagen in der Verzweiflung des Todeskampfes furchtbar um sich und bereiten den Booten, mit denen sie verfolgt werden, gelegentlich schwere Gefahren. Was die Lebenszähigkeit dieser Thiere betrifft, so erlegte vor einigen Jahren die Mannschaft des amerikanischen Walfängers Beluga im Behringsmeer einen riesigen Wal, in dessen Leib man eine Harpune entdeckte. Dieselbe trug, wie vielfach üblich ist, den Namen des zugehörigen Schiffes, und zwar des Walfischfängers Montezuma, den die amerikanische Regierung während des Sezessionskrieges kaufte, um ihn nebst anderen alten Schiffen bei der Blockade von Galveston zu benützen. Der Walfisch hatte diese Harpune also seit etwa 50 Jahren in seinem Körper. Von den Sandwichsinseln und den nordamerikanischen Küsten wird der Pottwalfang wohl gegenwärtig am meisten betrieben, und gut geleitete Unternehmungen im arktischen Theil des Stillen Meeres sollen sich noch jetzt recht gut rentiren. Die Gefahren sind übrigens auch abgesehen vom Fang selbst, kaum geringer als die einer Polarexpedition, da die Schiffe leicht derart vom Treibeis eingeschlossen werden können, daß sie zur Ueberwinterung gezwungen werden und allen den schrecklichen Möglichkeiten des Untergangs in der Polarnacht entgegensehen müssen.

[1]) »The Cruise of the Cachelot«, Leipzig, 1900.

Der Walfisch ist, wie bereits angedeutet, keineswegs das einzige Jagdwild des Eismeeres. Selbst wenn wir von den Seehunden, Robben u. s. w. absehen, tragen sogar die Eismassen der Polarsee häufig jagdbares Wild. Ein den Polarfahrern sehr bekannter Fahrgast des Treibeises, schreibt Hartmann, ist der Eisbär. Besonders im Winter entfaltet er seine Thätigkeit auf dem Eise, auf dem er sich fast mehr aufhält als auf dem Lande. Er unternimmt bisweilen große Reisen und wird dabei in Gegenden verschlagen, in denen man ihn nicht vermuten würde. So beobachteten ihn die Mitglieder der österreichischen Beobachtungsstation auf Jan Mayen erst im Winter mit dem zusammenschließenden Eise. Auch nach der Bäreninsel gelangt der Eisbär nur gelegentlich mit dem Treibeise, oft trifft man ihn 20 bis 30 Meilen von der nächsten Küste entfernt. Früher haben sich seine Reisen noch weiter südwärts als jetzt erstreckt; während man ihn jetzt noch zuweilen auf Island findet, kam er einst bis an die Küsten Norwegens. Nach Norden, wo das Eis mehr Zusammenhang hat, wandert er viel weiter ins Meer hinaus; unter $82^1/_2{}^0$ nördlicher Breite fand ihn Parry auf dem Eise, und Greely sah einen Eisbären weit hinaus in der Melville-Bai zwischen einem Labyrinth völlig zerbröckelter Schollen.

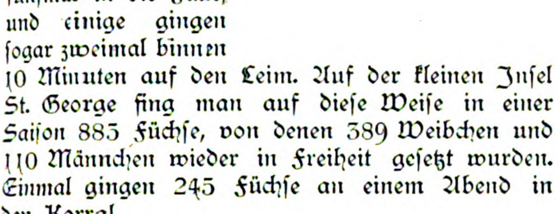
Auch die Polarfüchse, die ebenfalls gezwungen sind, ihre Nahrung im Winter auf dem Eise zu suchen, vertrauen sich den Schollen auf weite Reisen an. So sah Dr. Buchholz in der Nähe des Scoresbysundes Eisfüchse meilenweit vom Lande auf treibenden Schollen, wo sie vermuthlich als Schmarotzer des Eisbären von den Überresten seiner Mahlzeiten lebten. Mit großer Geschicklichkeit gingen sie, kleine Eisstücke als Brücken und Fähren benutzend, von einer Eisinsel auf die nächste über.

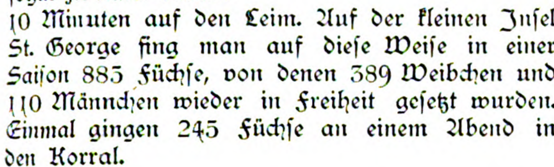
Es ist merkwürdig, wie wenig Aehnlichkeit der Eisfuchs hinsichtlich der sprichwörtlichen Schlauheit mit seinem europäischen Verwandten hat. Da das Pelzwerk des Blaufuchses von besonders hohem Werthe ist, so hat man denselben auf den durch die Pelzrobbenjagd berühmten Pribylow-Inseln im Behringsmeer durch Fütterung und Schonung heimisch zu machen gesucht. Nachdem die gefräßigen Thiere die Lemminge ausgerottet hatten und der Versuch, Kaninchen einzuführen, fehlgeschlagen war, mußte man sie im Winter mit Robbenfleisch und Hundekuchen füttern. Da die Blaufüchse sich als einzeln paarende Thiere langsam vermehrten, so versucht man, sie zur Polygamie zu erziehen, indem die Männchen zum größten Theil weggefangen, die Weibchen aber geschont werden.

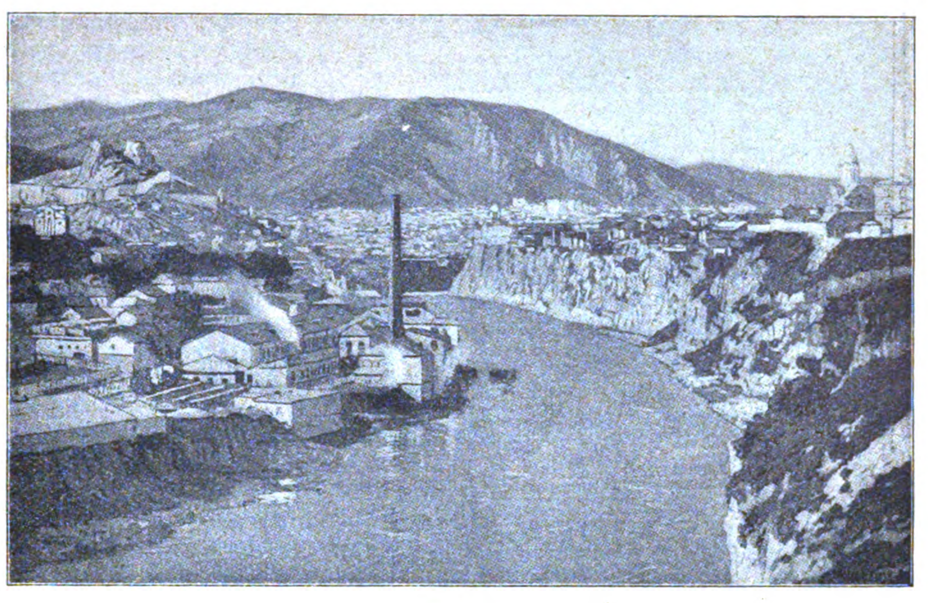
Die Füchse werden durch Köder in Umzäunungen, sogenannten Korrals, gefangen und sind so zutraulich,



daß sie bald zu Dutzenden hineingehen. Der Korral wird dann geschlossen, und die Insassen werden einzeln mit dem Gabelholz gefangen. Alle Weibchen und der dritte Theil der Männchen werden in Freiheit gesetzt, der Rest wird getödtet. Da man den wieder entlassenen am Schwanz einen Pelzring ausscheert, so ist leicht zu beobachten, welche Thiere sich doppelt und dreifach fangen lassen. In der That kamen manche fünfmal in die Falle, und einige gingen sogar zweimal binnen 10 Minuten auf den Leim. Auf der kleinen Insel St. George fing man auf diese Weise in einer Saison 885 Füchse, von denen 389 Weibchen und 110 Männchen wieder in Freiheit gesetzt wurden. Einmal gingen 245 Füchse an einem Abend in den Korral.







Tiflis.

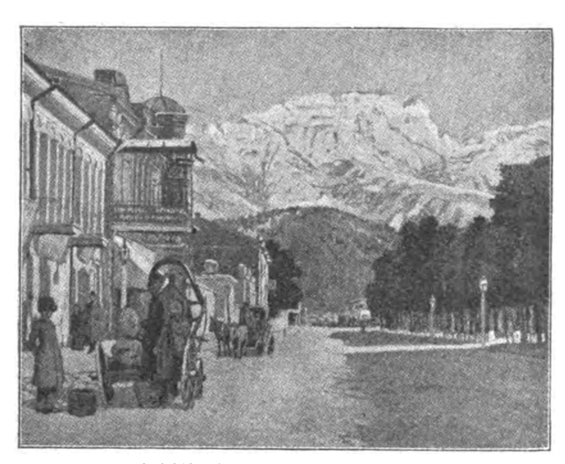
Forschungen und Hochturen im Kaukasus.

Unter den Gebirgen Europas sind die Hochregionen des Kaukasus wenn nicht das schönste, so doch das stolzeste. Vor einem Menschenalter nahezu unbekannt nach seiner Natur und den Sitten seiner Bewohner, hat dieses wilde Hochgebirge seitdem durch die Forschungen mehrerer Besucher, vor allem des englischen Weltreisenden und Hochtouristen **Freshfield**, an Zugänglichkeit und Ruf sehr gewonnen. Die Mineralschätze und der Holzreichthum zogen Unternehmer, auch ausländische, in den Kaukasus; die russische Regierung erleichterte den Zugang durch Eisenbahn- und großartige Straßenbauten, die zum Theil tief ins Gebirge hinein, ja unmittelbar bis an die Flanken des mehr als 5000 Meter hohen Kasbek führen. Immerhin ist der Kaukasus in seinen inneren Theilen noch äußerst wenig besucht, seine Bewohner lehnen noch jetzt die Berührung mit der Außenwelt zum Theile sehr energisch ab, und die zahlreich unternommenen Vergnügungsreisen nach dem Kaukasus enden in der Regel schon in Tiflis, der „Stadt der 70 Sprachen", von wo sich freilich zahlreiche interessante Wagen- und Reittouren ins nahe Gebirge ohne Gefahr und Beschwerden machen lassen.

Darin wird sich, wenigstens was den Verkehr der Gebirgsfreunde und Hochtouristen betrifft, vermuthlich bald ein Wandel bemerkbar machen, seit ein ausgezeichneter Bergbesteiger und begeisterter Freund des Kaukasus, G. **Merzbacher**,[1]) seine neuesten Wanderungen und Forschungen im Hochgebiet des Kaukasus in einem prächtigen Werke veröffentlicht hat.

Merzbacher ist ein Freund der stolzen Höhen. Die großen Städte am Gebirgsrand, von denen sich besonders Tiflis, Baku und Batum erstaunlich entwickelt haben, floh er gern, um in den Regionen des ewigen Schnees zu wandern, zu klimmen und zu photographiren. Zuerst galten seine Forschungstouren der westlichen Gebirgshälfte, die von dem Paß der prachtvollen Grusinischen Heerstraße (etwa der Furkastraße an Höhe gleich) nordwestlich zum Schwarzen Meer streicht, und die Hauptgipfel, Elbrus und Kasbek, nebst den Hauptgletschergebieten umfaßt. Entgegen der früheren Ansicht, der Kaukasus sei ein gletscherarmes Gebiet, ist von **Merzbacher** endlich das Gegentheil mit Bestimmtheit nachgewiesen worden. Während die Grenze des ewigen Schnees an der Südseite des Gebirges bei 2900, an der Nordseite bei 3300 Meter liegt, reichen die Gletscherzungen 500 bis 950 Meter tiefer hinab. Und was für Gletscher! Zwischen dem 4700 Meter hohen Uschba und dem Paß von Glota, den die fahrbare Straße zwischen Kutais und Wladikawkas in der Höhe des Stilfser Jochs überscheitet, starrt auf 120 Kilometer eine ununterbrochene Firnmauer, aus der nur einzelne Felsnadeln schwarz emporragen, weil an ihren fast senkrechten Wänden der Schnee, wie am Matterhorn, nicht haftet. Unter der Firnzone aber wälzen sich die Gletscher noch meilenweit hinab, wie der Bezingi, der Aletsch unter den Kaukasusgletschern, der erst nach 18 Kilometern sein Ende erreicht und hier, in beinahe 2000 Meter Seehöhe, immer noch 70 Meter Dicke besitzt. Zum Theil endigen diese Gletscher in kleine Seen, zum Theil wurden derartige Gletscherseen von **Merzbacher**, zum Beispiel im Gebiet des Elbrus, in größerer Zahl auch an solchen Stellen entdeckt, wo sich die Eiszungen selbst inzwischen weiter zurück und aufwärts gezogen haben. Die Tatra, als das bekannteste Hauptgebiet

[1]) **Gottfried Merzbacher**, „Aus den Hochregionen des Kaukasus". 2 Bände mit vielen Abbildungen. Leipzig, 1901.



Wladikawkas am Fuße des Kaukasus.

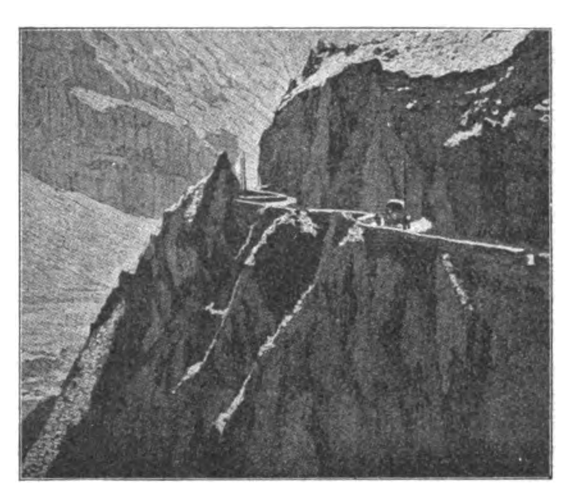
solcher, hinter den Endmoränen früherer Gletscher aufgestauter Seen (Meeraugen), bringt sich dabei von selbst in Erinnerung.

Aus diesen Zonen des Firns ragen nun unzählige Schroffen und Grate, zahlreich an Höhe den Mont Blanc übertreffend, empor. Viele von ihnen hat Merzbacher zum erstenmal bestiegen, einzelne haben, wie gelegentlichen früheren, so auch seinem Angriff getrotzt. So übertrifft der furchtbare Granitriese Uschba, mit dem an Schönheit der Gestalt kein Berg der Alpen zu wetteifern vermag, das gefürchtete Matterhorn an Unzugänglichkeit ebensoviel wie an Steilheit. Schon die Bilder des neuen Kaukasuswerkes lassen die Schrecken dieser schwindelerregenden Grate und dieser unerbittlich jähen Abgründe genügend erkennen; die Reisenden selbst hatten außerdem stets noch mit der Schwierigkeit außerordentlich langer Touren zu kämpfen, da die Bequemlichkeit der alpinen Unterkunftshütten hier natürlich fehlt, die Bewohner aber trotz der kräftigsten Unterstützung der Expedition durch den Generalgouverneur sich mehrfach geradezu feindlich stellten. Trotz der unerschrockensten Bemühungen Merzbacher's und seiner beiden Tiroler Bergführer wies sie unter diesen Umständen der Uschba zurück. Bis 86 Meter unter seinen Gipfel drangen sie vor, dann nöthigte die Schwierigkeit des Rückzuges, auf dem sich die Gefahren des Anstieges mehrfach bis zu Augenblicken völliger Rathlosigkeit steigerten, zur Umkehr. Besser gelang es mit dem benachbarten Tetnuld, einem wildzackigen Eisgipfel am Südrande der Gebirgsmauer, der den Mont Blanc um 43 Meter übertrifft und sich als großartige Hochwarte zum Ueberschauen und Photographiren der weiteren Umgebung erwies. Am schwierigsten zeigte sich auch hier wieder der Gipfel, der als vereister, steiler Granitzacken den schiefrig-krystallinischen Fuß durchbricht und überdies, gleich mehreren anderen Hochgipfeln, gerade am Tage der Besteigung von einem der wüthenden Bergstürme des Kaukasus umtost wurde. Der Elbrus und Kasbek, die beiden riesigen Eckpfeiler des westlichen hohen Kaukasus, 5629 und 5044 Meter, wurden natürlich ausgiebig untersucht. Der Aufstieg zum Elbrus, dessen beide gewaltige Zinnen bereits aus dem Thale erblickt, einen unvergeßlichen Eindruck machen, wurde durch ein prächtiges „Brockengespenst", bestehend in einer Luftspiegelung des östlichen Gipfels zur Seite der Emporklimmenden, verschönert, oben aber gab es wieder einmal einen grimmigen, Eisnadeln treibenden Sturm. Rings um diese Gipfel breitet sich das Gletscher- und Firngebiet in meilenweiter Erstreckung aus. Bei der Besteigung des Kasbek galt natürlich das Hauptinteresse dem bekannten Dewdorakgletscher, der, von der Ostseite herabziehend, bis 2300 Meter in die Tiefe reicht und durch seine schrecklichen, zuweilen das Verderben bis tief in das Terekthal wälzenden Eisbrüche gefürchtet ist. Wurde doch der Terek selbst schon mehrfach durch die riesigen Schuttwälle solcher Gletscherbrüche zum See gestaut. — Weniger hoch als die Westseite, aber infolge der Kulturunberührtheit seiner Bewohner in vieler Beziehung schwieriger, erwies sich die östliche Hälfte des Kaukasus zwischen dem tief einschneidenden Paß der Grusinischen Heerstraße und dem Kaspisee, beziehungsweise dem vorgelagerten Bergland Daghestan. Hier war es in einzelnen Gebieten nur durch polizeiliches Einschreiten möglich, Proviant zu erlangen, und nachts versuchten dieselben Dorfbewohner, die am Tage weder durch Ueberredung noch Geld zur Abgabe von Brot oder Käse zu bringen waren, einen räuberischen Anschlag auf die Pferde der Expedition, der mit der Waffe abgewiesen werden mußte. Und das trotz der an die Behörden aller Ortschaften erlassenen strengen Weisung, die Reisenden in jeder Hinsicht zu unterstützen!

Der gewaltige Grenzwächter an der Westseite dieses Kettenzuges ist der 4636 Meter hohe Tebulos. Ueber unbetretene Kämme und Pässe erreichten die Reisenden das Dorf Artol im gleichnamigen Thal, wo man an einem Hause eine Anzahl abgehauener Hände, die Trophäen eines Kriegszuges, erblickte. Dann wurde nach einigen Rekognoszirungstouren der Anstieg auf den noch nie betretenen Tebulos versucht. Während man wie häufig außerhalb der Ortschaft im Biwak rastete, kam der vom Vorsteher dieses Distriktes gesandte Gemeindeälteste, mit einer silbernen Kette umgürtet, um sich selbst von der Sicherheit der Touristen zu überzeugen. Man drang am folgenden Tage bis auf 3400 Meter Höhe vor, mußte aber dann noch einmal im Freien bei schneidender Kälte biwakiren und konnte endlich am nächsten Morgen dem Gipfel zu Leibe gehen. Nach Ueberschreitung des Tebulosgletschers wurde, stufenschlagend im harten Firneis, der Hauptgrat erreicht. Er besteht aus den scharfen Kanten schrägliegender, oft überhängender Schieferplatten; auch der absolut schwindelfreie Bergsteiger kann ihn nur mit der größten Vorsicht begehen. Die im östlichen Kaukasus überhaupt vorherrschende starke Verwitterung des Gesteins und die Firnschneiden des Grats, auf denen Stufen geschlagen werden mußten, hinderten die Reisenden nicht, schon um zehn Uhr den jungfräulichen Gipfel zu erreichen. Unendlich dehnte sich nach West und Nordwest das Meer der wilden Hochgipfel. In kaum zehn Meilen Entfernung der Kasbek jenseits des tiefen Einschnittes der Grusinischen Heerstraße. In der vierfachen Entfernung, aber in der klaren Luft deutlich sichtbar, die riesige Doppelpyramide des Elbrus, ringsum das Gewirr furchtbarer Grate und Schneiden, im Süden die weiten Flächen der

Ebene und das armenische Hochplateau, jenseits dessen noch einmal eine gewaltige Schneepyramide auftauchte. War es der Ararat? Trotz der ungeheueren Entfernung von 340 Kilometer schien den Reisenden nichts anderes möglich. Drei Stunden brachten sie bei ausnahmsweise schönem Wetter auf ihrer erhabenen Warte zu. Der Rückweg gestaltete sich durch das Abfahren über riesige Wände von Schieferschutt leicht, und bereits um vier Uhr war man wieder am Gletscher. Merzbacher hat übrigens nicht allein den Hochgebirgserscheinungen, sondern auch dem Leben und der Natur dieses kaukasischen Alpengebiets volle Aufmerksamkeit geschenkt. So berichtet er über die halbwilden Völker, die besonders den östlichen Kaukasus bewohnen, interessante Details. Die noch heute in Panzerhemd und Haube, mit Arm- und Beinschienen, Schild und Schwert gleich den Reisigen des Mittelalters aufziehenden Chewsuren, ihre Sitten und Bräuche, ihr Festhalten an der Blutrache u. a. sind in seinem Werke besprochen. Die berühmte Schönheit der Georgierinnen, welche die Landschaften um Tiflis bewohnen, wird in ähnlicher Weise auf ihren sehr bescheidenen Wahrheitsgehalt reduzirt, wie der Liebreiz der Sennerinnen mit der zunehmenden Begangenheit der Schweizerberge hat verbleichen müssen.

Aber über Land und Volk wollen wir uns aus den Reisen eines anderen Kaukasusforschers näher unterrichten. Dr. E. Hahn, seit längerer Zeit als Professor des Staatsgymnasiums zu Tiflis mitten in die südliche kaukasische Welt versetzt, hat nicht unterlassen, durch häufige Reisen in alle Theile des Landes zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meer zu seiner Erkundung beizutragen. Folgen wir zuerst seinen Spuren im Daghestan, jener wilden Schiefergebirgslandschaft zwischen der Hochkette des Kaukasus und dem Kaspischen Meer, wo Wildheit und Ursprünglichkeit des Landes und der Bewohner, unergründliche Schluchten voll tropischen Urwaldwachsthums und steilrechte Wände unter schneebeladenen Berghäuptern, wo zwanzig Sprachen und Stämme, vereint mit völlig orientalischen Sitten und Künsten, den Besucher in eine fremde, unvergeßliche Welt versetzen. Bereits die Schilderung des Ueberganges von Kachetien über den 10.000 Fuß hohen Paß des Kurmuchthales nach Daghestan ist überaus anziehend. In dem Dorfe Elissu, südlich der Hauptkette, wo früher die Residenz des Sultans dieser Landschaft war (die sich erst 1807 den Russen unterworfen hat), leben noch Nachkommen der ehemaligen Herrscher von Kachetien. In den stattlichen, maurisch anmuthenden Häusern waren die Zimmer durchweg mit reichen Teppichen belegt und wurden niemals betreten, ohne daß man vorher die Stiefel oder Ueberschuhe ablegte, eine auch in Daghestan geübte Sitte. Von hier ab wurde die Straße zum Saumpfad; der das enge Thal begleitende Wald zeigte besonders prächtige Exemplare des türkischen Haselnußbaumes (Corylus colurna) mit seiner korkartigen Rinde und seinen reichen Fruchtbüscheln. Am Fuße des Passes, im Aul Scharybasch, wo ein schöner, großer Menschenschlag wohnte, wurden die Reisenden in das Haus eines reichen Kaufmannes zum Speisen geladen und von den Söhnen des Gastgebers bedient. „Prächtigen Kognak, gute Weine, auch Bier gibts in Hülle und Fülle. Sie wollen zu dem primitiven Mahl, dessen wesentliche Bestandtheile in Schaffleisch und Reis in verschiedener Zubereitung bestehen, sowie zu dem geradezu ungenießbaren Brot nicht recht passen. Trotz vielfacher Aufforderung wollen sich die jungen Leute nicht zu uns setzen: „es wäre das eine Schande für uns!“ sagen sie. In Gegenwart von Gästen und älteren Personen zu stehen, ist für sie geheiligter Brauch.“ Gleich hinter dem Aul begann der schwindlige Paßweg. Den Reisenden schien es unbegreiflich, wie sie zu Pferde diese lothrechten Schieferwände hinaufkommen sollten. In zahllosen kurzen Serpentinen stieg der Pfad neben dem Abgrund einige tausend Fuß hoch empor, oft so schmal und bedenklich, daß man vorzog, die Pferde zu leiten. Schon im XVI. Jahrhundert wurde der Paßweg von den grusinischen Königen angelegt, von denen erst Schah Abbas diese Landschaften losriß. Spärliches Wachsthum bedeckte diese tiefgefurchten Schieferhalden, die oberen alpinen Wiesen zeigten sehr wenig Blumen und niedriges Gras. „Eine kleine Veronica bildet mit dem leuchtend rothen, zierlichen Astragalus falcatus, Lamium tomentosum, mit Alsinen und Campanulae hübsche kleine Gruppen. Neu war für mich eine Silene und eine Boraginee, deren Spezies ich aber nirgend ausfindig machen konnte. Die Alpenblumen, welche in solcher Höhe gewöhnlich das Auge erfreuen, fehlten ganz, von Rhododendron war auch nicht die Spur vorhanden.“ Nach dreistündigem Steigen war die Paßhöhe erreicht, nach Norden und Süden eine unermeßliche Fernsicht erschließend, über furchtbaren Abgründen. Deutlich sah man jenseits der Ebenen des Kur und der tatarischen Steppen die weißen Häupter des kleinen Kaukasus ragen. Hier auf den steilen Kämmen haust noch häufig der Steinbock und der Thur, die Bergziege des Kaukasus. In weißschäumenden Schnellen wirft sich nordwärts der Ak Ssamur (weiße Ssamur) in die furchtbare Schlucht hinab. Vom September an ist der Paß im höchsten Grade lawinengefährlich, die Leichen Verschütteter findet man zuweilen im Hochsommer tief in den Schluchten. Von dem Abstieg ins Daghestan, den man sich etwa als eine noch ins Große und Wilde



Partie an der Georg-Straße, Kaukasus.

verstärkte Gemmipaßroute vorstellen mag, lassen wir Hahn selbst sprechen.

„Stellenweise bildet der Pfad hohe Stufen im Gestein, die senkrechten Felsen nähern sich und bilden Spalten von kaum zehn Fuß Weite. Der Pfad ist künstlich an den Felsen angeklebt, mit wahrer Todesverachtung haben die Bergbewohner ihn gebaut. Unten in der engen Klamm tost der Bach so geräuschvoll, als wär's ein gewaltiger Strom. Die Sonne scheint in diese Klause nur wenige Stunden am Tag hinein, sie kann mit den festen Schneemassen, welche die Lawinen dort aufgehäuft, nicht fertig werden, ihr hilft das Wasser, von unten nagend. Aber auch beide vereint können doch die schmutzigen Massen nicht bezwingen, welche bald von frischem Schnee bedeckt sein werden. Diese Balagdaschlucht in ihrer großartigen Wildheit ist auf starke Nerven berechnet." Nach mühevollem Abstieg gelangte man zu dem malerisch auf steilem Felsen gelegenen Aul Kurdul, wo das Thal sich erweitert. Auch dann blieben noch allerlei Schwierigkeiten zu überwinden, bevor das Ziel des Tages, der Aul Gilmiz auf hohem Felsen über der Vereinigung zweier Bergflüsse, erreicht war. Hier herrschte eine ungemein große Sauberkeit, indem nämlich die Einwohner auf obrigkeitliche Anordnung täglich den Mist der Viehherden, die „Seele der Landwirthschaft", aufs Feld brachten. In anderen holzarmen Gegenden des Kaukasus zwingt der Mangel an Brennstoff zu einer originelleren Verwendung des Kuhdüngers. Die bekannten „Sonnenkuchen" werden nämlich an die Hauswände genagelt, vollkommen ausgetrocknet und als Heizmaterial verbraucht. Am nächsten Tage wurde thalab, thalauf Arachkul gewonnen, ein Aul des Ssamurkreises inmitten der Hochgebirgswelt Daghestans. Leuchtend hellgrüne Matten ziehen sich von den Flüssen hinauf zu den Felswänden, an die die Dörfer geklebt sind, ringsum ein Panorama hoher leuchtender Firngipfel. Die Häuser bestehen aus zwei Geschossen, unten sind die Ställe und Wirthschaftsräume, im oberen Stockwerk, welches weit zurückspringt und so einen Altan bildet, die Wohnräume. Die Treppe nach oben befindet sich auf dem kleinen dunklen Hofe. Die Altane sind die Hauptversammlungsräume der Familie; die Reisenden erblickten auf einem solchen eine große Gesellschaft von Erwachsenen und Kindern, mit hölzernen Löffeln Grütze aus einem gemeinsamen Kessel essend. Alle Vorbeigehenden mußten heraufkommen, um bewirthet zu werden; es war das Gedächtnismahl für ein vor 40 Tagen verstorbenes Familienmitglied. Die Tracht der Frauen bestand aus einer blauen Kutte mit weißen Beinkleidern, einer bunten Schürze und einem weit über den Rücken reichenden Kopftuch. Der Kopf- oder vielmehr Stirnschmuck besteht aus Münzen, die auf mehrere Bänder gezogen sind, also eine ältere Abart unserer zeitweilig in Mode gewesenen „Bettelarmbänder". Als Schuhzeug tragen Männer und Frauen gestrickte Socken mit Filzsohlen und Schnabelspitzen. Das Auffallendste im Daghestan ist der enorme Sprachenreichthum. Mannigfaltig, wie die Berge und Thäler in der Runde, sind die Stämme und ihre Sprachen. Sie selber verstehen sich zum großen Theil nicht und haben als internationales Verkehrsmittel unter einander ein besonderes Volapük, das türkisch-tatarische Idiom, eingeführt.

Schlechtere Erfahrungen als bisher machte Hahn bei den Awaren, einem primitiven Volksstamm, der die zahlreichen Quellthäler des Koisu im westlichen Daghestan bewohnt. Der Widerstand der Bevölkerung gegen die Fremden, unter dem Merzbacher im inneren Kaukasus zu leiden hatte, machte sich auch hier bemerkbar; die Ortsbehörden ließen sich verleugnen, Bewirthung wurde ungern und zu unverschämten Preisen bewilligt, und für die Russen schien man hier ebensowenig Neigung als Respekt übrig zu haben. Die Häuser hatten wohl Felle und Teppiche, aber diese starrten ebenso wie die Straßen derart von Ungeziefer und Schmutz, daß im Freien am Feuer genächtigt werden mußte. Von der Vegetation weiß der Reisende, wie überhaupt im Daghestan, viel Lobendes zu sagen. Wie in Kachetien, so wächst auch hier in den Thälern vielfach der Nußbaum, Juglans regia; Juniperus excelsa, der zypressenähnliche Wacholder des Orients, bildet in höheren Thälern ganze Wälder mit Bäumen von 60 Fuß Höhe. Die Eingeborenen nützen ihn als „Kienspan" zur Beleuchtung aus. Eichen, Ahorn, Esche sind gemischt mit fremdartigen Hölzern, wie Cotoneaster integerrimum (Berg- oder Steinmispel), aus dessen gelblichem Holz Löffel und Schüsseln geschnitzt werden. Spireen, wilde Rosen und anderes Gesträuch bilden das Unterholz.

Wir können den interessanten Reisen des deutsch-russischen Forschers im westlichen Kaukasus nicht weiter folgen, sondern wollen noch einen kurzen Blick auf seine Spuren in den entgegengesetzten Theilen des Kaukasus, am Schwarzen Meere, thun. Die Provinzen Abchasien und Mingrelien, erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts dem russischen Reiche eingegliedert und zur Zeit des türkischen Krieges noch einmal in hellem Aufruhr gegen die Russen begriffen, waren vorher selbständige Fürstenreiche. Noch steht in Sugdidi, der Hauptstadt Mingreliens, das große, freilich arg verwahrloste Schloß des letzten Landesfürsten inmitten eines herrlichen Parkes, wie nur das Klima des Schwarzen Meeres sie hervorbringt. „Hochstämmige Platanen", sagt Hahn, „bilden mit ihrem hochgewölbten Blätterdach die breiten Alleen, engere Wandelgänge die dicht neben einander gepflanzten, hoch aufgeschossenen Weißbuchen. Prächtige Koniferen, Frenellen, Kryptomerien, Thujen und Zypressen von seltener Größe, kolossale Magnolien, duftende Linden, elegante Granatbäume mit blutrothen gefüllten Blüthen, hartholzige Celtis, die seltenen Korkeichen breiten ihre Aeste über die Beete, deren Ränder mit üppig wachsenden Büschen buntblättriger Evonymus, Deuzien, Hortensien, Calicanthus und anderen Ziersträuchern bepflanzt sind. Armdicke Schlingrosen, riesige Bignonien und Glycinien, die sich hoch über die Wege ziehen, erregen unsere Bewunderung." Inmitten dieses Märchenparks liegt verfallend und ungepflegt, im persischen Styl von malerischen Thürmen flankirt, das Schloß des letzten Fürsten von Mingrelien.

Der Weg nach Abchasien führt von Batum oder Poti längs der Küste des Schwarzen Meeres,

oder zu Dampfer nach Gudanti, Pizunda oder einem anderen Küstenpunkt, von wo man durch eins der zahlreichen Thäler ins Land der Abchasen eindringen kann. Ihre üppige südliche Vegetation, die jeder Ritt durch die Küstenstriche und Thäler vor Augen führt, verdankt die Landschaft der Lage zwischen dem Meere und dem hohen Kamm des kaukasischen Gebirges. Letzterer gewährt Schutz vor den Nord- und Ostwinden, während die feuchten, warmen Südwest- und Südwinde ungehinderten Zutritt haben. Schnee fällt, außer an den hohen Ausgängen der Thäler zu den Bergpässen, selten, das Thermometer sinkt nicht unter 7—8° C. Im April ist der Wald völlig grün, es blühen Orchideen und Rosen, Rhododendron und Azaleen. In den Küstenstrichen bei Ssuchum und Neu-Athos halten Myrten, Oleander, Lorbeer, Apfelsinen, Zitronen, Palmen und Bananen im Freien aus. Allerdings sind auch die Nachtheile des feuchtwarmen Tropenklimas, besonders die Malaria, stark vertreten.

Als der schönste Theil Abchasiens ist die Zebelda bekannt, jene wundervollen Thäler im Mittel- und Oberlauf des Kodorflusses. Von seinen früheren Bewohnern verlassen, wird das Thal jetzt von wenigen russischen Bauern bewohnt und im Sommer hauptsächlich von den Arbeitern und Beamten einer großen russischen Holzfirma, die hier seit Jahren ungeheuere Holzmassen schlagen und flößen läßt. Um den wilden Kodor, der auf lange Strecken durch klammartige, unwegsame Engpässe mit himmelhohen Wänden rauscht, für den Holztransport nutzbar zu machen, sind schon ungeheuere Summen, jährlich an 60.000 Rubel, für seine Regulirung ausgegeben. Trotzdem bleibt die Flößerei über seine Strudel und Wirbel immer schwierig und gefährlich. Der Werth der jährlich an den Abhängen geschlagenen Stämme geht in die Millionen. Daß die Flora der Zebelda jedoch vorläufig noch weit entfernt ist, durch diese Wälderverwüstung vernichtet zu werden, lehrt die Schilderung eines Rittes durch das Kodorthal, durch welches Professor Hahn vergeblich den Kluchorpaß und über ihn das höhere Gebirge zu erreichen trachtete: „Ein schmaler, in die hohe steile Felswand eingehauener Pfad," schreibt er, „führte uns am schwindelnden Abgrunde langsam hinab zum reißenden Fluß, bald breitet der Wald seinen Schatten über uns aus. In kaum zu beschreibender Ueppigkeit bedecken Gebüsch und Bäume die Ufer und Halden. Eine Unmasse Nußbäume mitten im Walde muß jedermann den Zweifel benehmen, daß Juglans regia im Kaukasus wild wächst. Herrliche Linden, Kastanien, Buchen streben zum Himmel empor, der Haselnußstrauch nimmt baumartige Formen an, der Kirschlorbeer legt seine Zweige mit den großen dunkelgrün glänzenden Blättern weit aus, die kaukasische Palme (Buxus sempervivens) ist zahlreich in kräftigen baumartigen Exemplaren vertreten. Die größeren haben einen Durchmesser von einem Fuß und darüber; die, deren Alter nach Jahrhunderten zählte, sind längst ausgehauen und ihr werthvolles Holz ins Ausland gebracht. Nur in schwer zugänglichen Schluchten kann man noch solche altehrwürdige Buxbäume treffen." Zwei Tage gings zu Pferde durch diese tropenartige Wildnis. Weiter aufwärts erscheinen geschlossene Buchenwälder, dann Koniferen, die endlich das Feld behaupten. Am Fuße des Passes erfuhren die Reisenden, daß der Uebergang unmöglich sei wegen Neuschnee. „Wir ritten im prächtigen Wald einige Kilometer hinauf bis zum Wasserfall des Klytsch, der hier mit seiner gewaltigen Wassermasse etwa sieben Faden hoch über Felsen herabstürzt. In den Schluchten rechts und links lagen noch große Massen Schnee, die Reste niedergegangener Lawinen. Droben am Paß war alles in dichten Nebel gehüllt. Dort mußte nahe der Schneegrenze (der Paß ist 9600 Fuß hoch) jetzt eine herrliche alpine Frühlingsflora erblüht sein, namentlich der seltene Crocus Scharojani mußte gerade seine orangefarbenen Kelche entfaltet haben. Dieser Krokus ist meines Wissens sonst nur noch am Assau, dem südöstlichen Gletscher des Elbrus gefunden worden. Bei uns am Fuße des Passes verbreiten dagegen (Anfangs Juli) blühende Linden herrlichen Duft, auch die Kastanien tragen reiche Blüthenrispen und am Boden scheint Spirala aruncus mit ihren ähnlichen Rispen die Kastanie nachahmen zu wollen." Auffallend ist nach Hahn die dünne, nur etwa ½ Fuß betragende Humusschicht, auf der nicht nur die unbeschreiblich üppige niedrige Vegetation, sondern auch die hundertjährigen Waldriesen wurzeln.

Mit einem kleinen Genrebild der abchasischen Sitten und Gastfreundschaft seien die Schilderungen kaukasischer Streifzüge beschlossen. Von Lychni ins Innere reitend, betraten Hahn und sein Begleiter im Dorfe Duripsch das Haus eines abchasischen Fürsten. Der vierzehnjährige Sohn, die Fremden mit dem Anstand eines alten Edelmanns empfangend, bedauerte die Abwesenheit seines Vaters und lud die Gäste zur Rast auf dem Balkon des einfachen Holzhauses, das inmitten einer großen schattigen Wiese lag. Nachdem Wasser zum Händewaschen gebracht worden war, wurden die Gäste in das Paradezimmer geleitet und auf niedrigen Tabourets mit dem Nationalgericht der Abchasen, der „Abysta", bewirthet. Das ist ein dicker gelber Brei von Maismehl, der mit lang geschnittenen Stücken von hartem Käse servirt wurde; Löffel oder Gabel gab es nicht. Hahn und sein Begleiter wußten nicht, wie den Brei zu sich nehmen, da lehrte man sie, die Käsestreifen in den Brei zu tauchen und mit dem Herausgelöffelten gleichzeitig verzehren. Außerdem gab es saure Milch und trefflichen Rothwein. Wie in früheren Fällen war auch hier der Sohn des Hausherrn nicht zu bewegen, sich zu den Gästen zu setzen.

Während die Gäste das Hauswesen besichtigten, die primitive Weinkelter, die Schuppen und Gärten, ertönte aus der Ferne wilder Gesang und lautes Geschrei. Es wurde in einem zwei Kilometer entfernten Gehöft die Todtenfeier für einen vor einem Jahre Verstorbenen abgehalten, und auf ihren Wunsch erhielten unsere Reisenden sofort die Einladung, daran theilzunehmen. Es war, schreibt unser Gewährsmann, eine Menge Volks versammelt. Der Aelteste trat uns mit feierlichem

Gruß entgegen und ließ die Pferde zur Seite führen. Dort stand neben zahlreichen anderen Pferden das Pferd des Verstorbenen ganz in blaues Tuch gehüllt, auf dem Sattel waren zwei Fähnlein von blauer Farbe angebracht. Zum Schluß besteigt einer der Freunde des Verstorbenen dieses Pferd und rennt mit vielem Geschrei davon. Ihm jagen andere Reiter nach und suchen Stücke vom Tuch abzureißen. In der Nähe der Tafel wurde in einem mächtigen Kessel das Fleisch einer geopferten Kuh gekocht, in einem anderen die Abysta. Der bei solchen Gelegenheiten reichlich fließende Wein wurde den in die Erde eingelassenen Thongefäßen entnommen, welche gewöhnlich unter einem aus Flechtwerk bestehenden Speicher aufbewahrt werden. Im Hintergrund um das Sterbehaus, getrennt von den Männern, sind die Weiber mit der Witwe eifrig beschäftigt, das Todtenmahl zu bereiten. Der Reisende betrat auch die Wohnung, in die das Licht nur durch die beiden Thüröffnungen fällt. An der Wand hingen die Kleider des Verstorbenen und die theilweise mit reicher Goldstickerei versehenen der Frau. Die Festgewänder lagen auf dem Ehebett, dahinter hing ein großes rothes Tuch, auf welches kleine Kringel und Konfekt in Papier aufgenäht waren. Die Decke trug die zum Opfer dargebrachte Kuh, der Sieger des oben erwähnten Wettrennens erhält sie als Gewinn. Gegen früher haben übrigens die Bräuche des Todtenfestes durch den Fortfall des üblichen Preisschießens eine Abkürzung erfahren, da die russischen Behörden den schießlustigen Landeskindern 1896 alle Waffen abgenommen haben.

In den Ländern des Balkan und der Donau.

Es gibt nicht nur einen asiatischen, es gibt auch einen europäischen Orient. Die Gegenden, die K. E. Franzos auf den Namen „Halbasien" taufte und die Professor W. Götz ebenso poetisch als richtig die europäischen Länder des Sonnenaufgangs nennt, sind nur näher und bequemer zu erreichen, bieten aber für den Westeuropäer des Neuen, Farbenfrohen, ungewohnt Ueberraschenden ebensoviel, wie der große Orient, dem allwinterlich die stolzen Fahrten unserer größten Lustdampfer sich zuwenden.

Die große Völkerstraße der Donau ist für diese Lande der schönste Zugangsweg. Wie bequem und wechselvoll ist die Reise auf einem der schönen Personendampfer stromab, besonders nachdem die eigentliche Pforte von „Halbasien", das Eiserne Thor mit seinen prachtvoll-schauerlichen Strudeln und Felsengen, passirt ist. Bei Turn-Severin begrüßen den abendländischen Besucher bereits die deutlichen Spuren moslemischer Kultur. Denn hat auch vor einigen zwanzig Jahren das russische Bajonnett die Rumänen und Bulgaren vom „Joch" der türkischen Herrschaft „befreit", so ist damit doch bloß die türkische Oberhoheit, aber keineswegs die Sitte und das äußere Wesen des Halbmondes gewichen, das von den Spitzen der Burgen und Minarets an der unteren Donau noch immer herabwinkt. Die Denkmäler, die sich der bestgehaßte russische Befreier in angeborener Bescheidenheit allenthalben im Lande selbst gesetzt, erfreuen sich heute nur noch der Aufmerksamkeit derer, die die vergoldeten Buchstaben davon stehlen. Die Türken, deren es in Bulgarien und Rumänien noch massenhaft gibt, haben dagegen gar nicht zu klagen, und selbst das geschichtliche Denken folgt noch immer, z. B. bei Plewna, mit mehr Interesse der löwenherzigen viermonatlichen Vertheidigung Osman Pascha's, als dem Erfolg der Uebermacht, die schließlich trotz allen Muthes der Verzweiflung vor Weihnachten 1877 die europäische Macht der Türkei zerschmetterte. Leider hat Osman Pascha seinen Kriegsruhm später durch den Schandfleck feiler Geldgier und Käuflichkeit verdunkelt, die anscheinend in dem Gifthauch Konstantinopels selbst die besten Naturen gleich einer Krankheit ergreift.

Mit Plewna ist übrigens das Donauthal bereits verlassen. Bei Nikopoli leitet die Straße durch enge, in die „bulgarische Platte" geschnittene Schluchten auf das Plateau, ein lehmiges Steppengebiet ohne Waldwuchs, aber für den Ackerbau recht geeignet. Von Plewna an dagegen ändert sich die Landschaft rasch und gewaltig, und die Eintönigkeit macht malerischer Gestaltung Platz.

Die tief eingerissene Durchbruchslinie durch den Balkan zwischen Plewna und Sofia, die seit einem Jahre von der Eisenbahn benützt wird, bildet nämlich jetzt eine der lohnendsten Reiserouten im Balkan und einen neuen, reizvollen Zugang nach der bulgarischen Hauptstadt. Götz nennt diese Linie, die etwa 120 Kilometer weit den Schluchten des Isker folgt, eine der malerischesten Eisenbahnen Europas. Früher geleitete nur an einzelnen Stellen ein Saumpfad den Bergstrom, der sich in einen 1100 bis 1500 Meter hohen Bergrücken bis 900 Meter tief eingegraben und eine unerschöpfliche Reihe von Felsbildungen, Nadeln, Riffe, Höhlen, Pfeiler, Vorgebirge und andere Formen, geschaffen hat. Zwischen diesen sucht in unendlichem Wechsel von Kurven, Brücken, Aussprengungen, Stützmauern, Tunneln, Viadukten, Schutzbauten jeder Art der eiserne Spurweg sich hindurchzutasten. Zuweilen thürmen sich die Steilwände beiderseits bis zu 150 Meter Höhe auf, dann findet man sanftere Hänge mit freundlicher Vegetation und eine Reihe von Kesseln, in denen unendlich malerisch fünf Klöster gelegen sind. Namentlich das reichste und größte von ihnen, Tscherepié, inmitten eines ungemein kühnen Sandsteindurchbruches in der Mitte der Linie, gilt als der Glanzpunkt dieser Fahrt.

Aber mit Recht verläßt der Forscher diese vom Dampfroß und Dampfschiff vorgezeichneten Wege, um abseits der Straße seinen eigenen Zielen nachzugehen. Folgen wir zuerst einmal Professor Weigand (Globus, 1. September 1900), der auf verschiedenen Entdeckungsfahrten das Problem der bulgarischen Siedlungen in Rumänien zu lösen suchte. Nur durch den Donaustrom getrennt, haben Rumänen, Bulgaren und auch Serben sich vielfach gemischt, besonders in Rumänien, und zwar in dem Flachlande der Walachei haben sich die Fremdlinge zahlreich angesiedelt. Weigand fand hier in mindestens 50 Dörfern bulgarische Siedler, in manchen rein, in anderen vermischt mit den



Bordei in Lucuschteni, Kreis Romanaz.

Landeskindern, einzelne Dörfer zählen bis zu 3000, einige Städte sogar bis 7000 Bulgaren. Die Regierung mag dieser Einwanderung über die Donau mit gemischten Empfindungen gegenüberstehen, denn die Bulgaren, von ganz anderem Temperament als die Rumänen, sind einerseits sehr wünschenswerthe, anderseits aber auch recht unbequeme Siedler. Ohne Zweifel werden dem Ackerbau in der fruchtbaren Walachei durch die bulgarische Kolonisation sehr tüchtige Arbeitskräfte zugeführt. An Genügsamkeit und Sparsamkeit sind sie den Rumänen überlegen, ihr Fleiß und ihre Nüchternheit werden von den Beamten des Landes gelobt und anerkannt, sie kultiviren den Boden mit Erfolg und Ausdauer und bringen es nicht selten trotz der bescheidensten Anfänge zu Ersparnissen. Aber sie sind auch ein unruhiges Element im Lande. Der rumänische Bauer schildert sie als wild und jähzornig, zuweilen allerdings auch bloß als dumm. Jedenfalls läßt sich der Rumäne, auch von den oft nicht einwandsfreien Behörden, mehr gefallen als der Bulgare. Letzterer ist aufbrausend, hitzig und verschafft sich sein Recht mit dem Messer, wenn's anders nicht geht; bei vielen ländlichen Aufständen waren die eingewanderten Bulgaren die Rädelsführer.

Das interessanteste, aber seit einem Menschenalter langsam verschwindende Merkmal der eigenthümlichen Kultur der rumänischen Bulgaren sind jedoch ihre Bordeis oder Erdwohnungen. Wandert man durch die fruchtbaren, aber unendlich eintönigen Ebenen der kleinen Walachei, die auf viele Meilen nur von Trappen und Wildgänsen belebt werden, so kann man mitten in eine solche Bordeikolonie gerathen, ohne es recht zu merken. Man sieht in der Ferne einen dunkelgrünen Fleck, beim Näherwandern löst er sich auf in einen Akazienwald, in den der Weg hineinführt. Aber gleich darauf befindet man sich mitten im Dorfe; unter den breitästigen Akazien versteckt liegen die „Häuser“ der Bewohner, von denen eigentlich nichts weiter als die Eingänge zu sehen sind. Kommt man von der Rückseite, so sieht man überhaupt nichts als einen flachen, von Unkraut oder Kürbisranken überwucherten Hügel. Es gibt allerdings einen Abzugskanal für den Rauch, aber wer hätte dies runde Weidengeflecht, das gerade wie ein zufällig hingeworfener alter Korb aussieht, für einen Schornstein gehalten? Aber gehen wir ruhig vorn herum und pochen den Bewohner des sonderbaren Hauses heraus, der uns anstatt des gefürchteten Messers viel wahrscheinlicher mit einem Zwetschkenschnaps entgegentreten und uns mit Vergnügen die Räume seiner Troglodytenwohnung zeigen wird. Steil führt der fünf bis sechs Schritte lange, von Holzsäulen getragene Vorbau etwa fünf Fuß unter die Erde hinab, direkt in die mit einem niedrigen Feuerherd ausgestattete Küche, hinter der eine kleine dunkle Vorrathskammer sich öffnet. Rechts und links gibt es ein ziemlich geräumiges, behagliches

Zimmer, in das von oben durch kleine Fenster so viel Licht fällt, als die Baumkronen hereinzulassen belieben. Die Stuben sind an den Wänden oben und unten mit Holz verkleidet und zeigen einfach gezimmerten, soliden Hausrath an Tischen und Bänken. Das Dach besteht aus kräftigen Balken und Brettern, einer starken Schilflage darüber und einer schnell bewachsenden Erdschicht. Daß es in solchen Höhlenwohnungen Winters warm und Sommers kühl ist, begreift man, aber auch, daß derlei Bauten sich nur in trockenem Boden anlegen lassen. In lehmigem Boden geht man nur etwa einen Meter hinein, häuft dann aber wohl das ausgehobene Erdreich als Wärmeschutz um die obere Hälfte der Wände an und nennt ein solches Haus ein Halbbordei. Uebrigens haben wir oben den Palast eines kleinen Großgrundbesitzers geschildert, die ärmeren Bulgaren bringen soviel Luxus nicht auf. Sie begnügen sich mit Wänden aus Holz- und Schilfflechtwerk, und ihre Höhlen sind kein angenehmer Aufenthalt. Die Regierung wirkt nach Kräften auf den Ersatz der Bordei durch Holzhäuser hin, und ein alter Beamter sagte zu Professor **Weigand**, daß es vor 30 Jahren über dreimal mehr Erdwohnungen in der Walachei gegeben hätte, als gegenwärtig.

Kehren wir aus diesem Lande europäischer Höhlenbewohner zur Donau zurück, dem völkerverbindenden Strom und der Weltstraße, auf der mehr als auf irgend einer anderen Europas die Sprachen des Abend- und Morgenlandes sich mischen. In der Donaumündung fluthet die westliche Kultur mit der der Russen und des Orients ineinander. Der oben erwähnte **Götz** schildert so hübsch die heutigen Eindrücke der Fahrt durch das Mündungsdelta des großen Stromes, daß wir ungefähr mit seinen Worten ein kurzes Bild davon entrollen möchten, um dann gleichsam mit der schönsten Fahrgelegenheit über die Fluthen des Pontus, des Bosporus und der Dardanellen, an die Gestade des Mittelmeers zu gelangen. Wenn auch die Russen aus politischen Gründen den nördlichsten Mündungsarm der Donau, die Grenzlinie ihres Reiches, bevorzugen, so scheint im allgemeinen doch die mittlere Mündung, der Sulinaarm, am befahrensten. Von Fluß- und Seeschiffen gleich belebt, bietet uns der Strom an begegnenden Seedampfern rumänischer, ungarischer und auch russischer Flagge Abwechslung genug. Die schönsten Schiffe sind die weißen, zierlichen Dampfer des österreichischen Lloyd, die von Triest hierherkommen, auch Flußdampfer von Wien und einzeln Segelschiffe werden gesehen. Die Uferbewohner, deren Hütten je nach ihrem Zustand von Sauberkeit oder Verfall auf die Nationalität der Insassen schließen lassen, sind theils mit dem Mähen der riesigen Schilfwiesen beider Ufer beschäftigt, theils mit Fischfang. Manche geben sich auch dem Fang der im Donaudelta heimischen, durch Beschleichen überraschten Schwäne hin, die an Besitzer von Parks verkauft werden, daneben treiben sie wohl auch den Fang der großen, über dem Delta noch häufigen Raubvögel. Je mehr Wasser der Strom führt, um so schöner entfalten sich die nicht gerade wechselvollen Uferbilder, ein Dorf, eine Pappelreihe, endlich das Stadtgebiet von Tultscha mit seinen sieben Kirchen, seiner Dschamja mit ragendem Minaret und seinen von Windmühlen besetzten Hügeln. Unten am Hafenkai ist das Volksthum stark untermischt mit türkischen und mongolisch-tatarischen Elementen. Die kleinen Baracken des russischen Zollkordons flankiren das nördliche Donauufer, und an der Mündung des Pruth, dessen Bett sich als enger, in die Lößplatte (Löß sind Bodenschichten, die der Wind durch langsame Anhäufung von Sand und Verwitterungsprodukten gebildet hat) eingeschnittener Graben gegen die Donau öffnet, kreuzen kleine Zollkutter. Weiter dampft das Schiff stromaufwärts, und bald begrüßt uns mit den Speichern, Krahnen und Mühlen von Galatz und Braila die geschäftige Kultur des Abendlandes.

Aus den Randgebieten des Mittelmeers.

Das Nildelta und seine Nachbarschaft.

Die Südränder des Mittelländischen Meeres sind durch außerordentlich viele und günstige Reisegelegenheiten so bequem mit den Häfen auch des nördlichen Europa verknüpft, daß eine Fahrt nach Algier, Tunis, Tripolis oder Kairo, ebenso wie die Reise nach Palästina, Konstantinopel oder der Krim heute von Tausenden zum Vergnügen oder zur Erholung unternommen wird. Die afrikanische Mittelmeerküste ist gewissermaßen Europa zugehörig geworden, und so wollen wir, was über sie gesagt werden soll, gleich an dieser Stelle sagen.

Daß der Europäer, der in Kairo Erholung, Gesundung oder Zerstreuung sucht, sich in der Regel nicht weit von den gebahnten Wegen entfernen wird, ist erklärlich, aber auch diese verzweigen sich in und aus dem Nildelta von Jahr zu Jahr in größerer Ausdehnung. Einer unserer besten fürstlichen Reiseschriftsteller, Erzherzog **Ludwig Salvator**, hat in seinem neuesten Buche „Ramleh als Winteraufenthalt" [1]) verführerisch die Reize geschildert, die diese moderne Mittelmeervillegiatur bei Alexandria in ihren Umgebungen und mit Hilfe ihrer reichen Verkehrsmittel entfaltet. Hier ist noch nicht der sinnbetäubende Lärm von Kairo oder Alexandria zu befürchten, zwischen den Hotels, Villen und Landhäusern erblickt man noch allenthalben die Zelte der Beduinen, aber es sind alle Bedingungen für einen ruhigen klimatischen Kurort vorhanden. Eine großartige historische Umgebung, durch die Erinnerungen an **Oktavian** bis auf **Napoleon** belebt, liegt ringsum von den Schlachtfeldern der **Cäsaren** bis zur Rhede von Abukir, und der Schienenweg nach Kairo führt zwischen Tempeltrümmern und Moscheen, Palästen und Katakomben, zwischen den Grabstätten von Heiden und Christen, Juden und Moslims, Armeniern und Aegyptern wie durch ein großartiges Museum hindurch. Wen die Winde zur Winterszeit zu kühl über das Meer anfächeln, für den genügt die Fahrt einiger Nachmittagsstunden und eine Nacht im Schlafwaggon der Eisenbahn, „um schon am Vormittag des nächsten Tages, umfächelt von Luf-

[1]) Leipzig 1900.



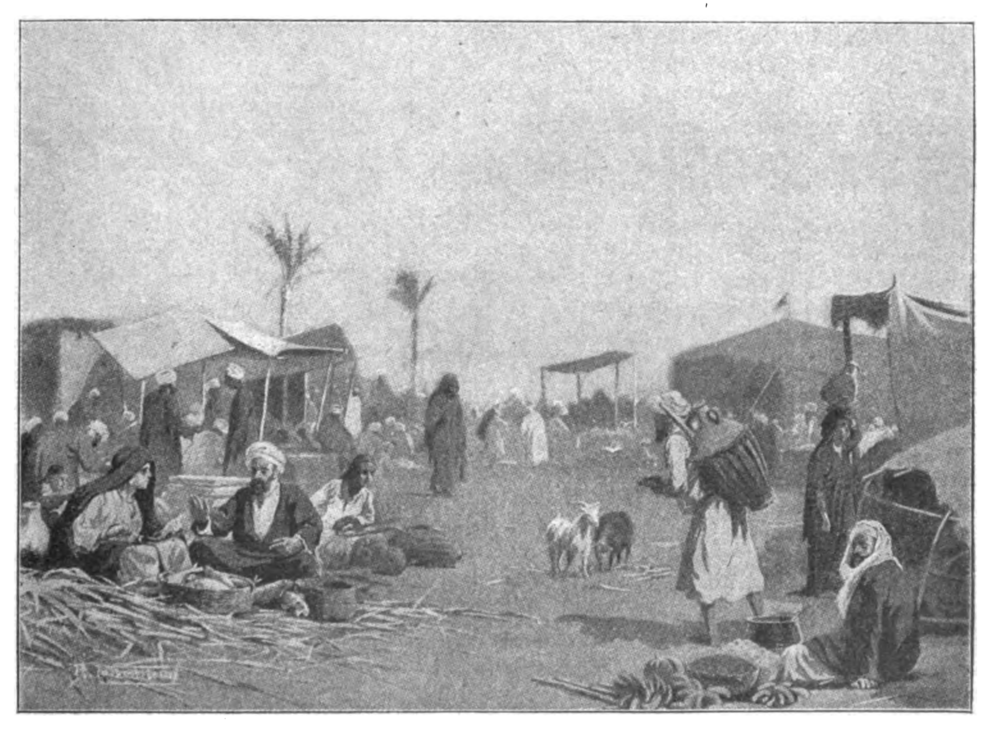
sors lauen Lüften, an den Wundertempeln von Karnik und zu den Memnonkolossen wandeln zu können". Aber ebenso leicht sind im Sommer kühlere Lüfte zu erreichen. In Port Said trifft man abends 8 Uhr einen der Messageriedampfer, die uns über Nacht nach Beirut bringen, just rechtzeitig, um den Frühzug nach Damaskus zu erreichen und sich in den märchenhaften Windungen dieser Eisenbahn auf den Libanon tragen zu lassen. Oder man wagt es, trotz der etwas größeren Entfernung, gar mit dem Sinai, an dessen Fuß man von Alexandria durch die leichte Eisenbahnfahrt nach Suez und die kurze Dampferstrecke Suez-Tur gelangt. Schon fabelt man von den Plänen einer Zahnradbahn auf den Berg der zehn Gebote, vorläufig freilich kostet der Anstieg zu dem Kloster der Sinaiten noch ein paar Schuhsohlen. Von solcher Sinaifahrt plaudert in seinem gleichnamigen Werkchen sehr unterhaltend A. Keller (Frauenfeld 1901), der nebst einigen Theologen zur Erforschung der literarischen Schätze des Katharinenklosters auf dem heiligen Berg weilte und dann die Wüstenhalbinsel getreulich von einem Ende bis zum anderen durchwandelte. Auf der höchsten Spitze des Sinai verträumte er einsam eine wundervolle Nacht, bei Firan stand er auf dem Gefilde der großen Amalekiterschlacht, wo die Söhne Israels das Schwert führen lernten. Die Wüste ist ihm keine Sandbüchse und kein geologisches Buch. „Sie zerstreut nicht; sie regt nicht auf; sie konzentrirt vielmehr; sie macht schweigsam und nachdenklich und schafft Raum und Stille für große, heilige Gedanken. Sie reift sozusagen eine besondere Psychologie, denn sie besitzt auch eine eigene, geheimnisvolle Psyche, eine große, warme, schweigende Seele."

Aber wir wollen vom Nildelta reden und nicht von der Wüste Sinai, obwohl unser Weg nach Westen uns bald genug wieder in Wüsten geleiten wird. Zunächst thun wir jedoch an der Hand eines anziehenden Reiseberichtes im Globus (Band 79) einen flüchtigen Blick auf ein zweites biblisches Land, die noch heute den Namen Gosen führenden östlichen Theile des Deltas, wo die Kornkammer Afrikas in die Arabische Wüste übergeht. Die Fellachen in Gosen gehören noch nicht unter die unglücklichsten ihres Geschlechtes, sie sind arm, ohne daß ihnen das etwas ausmachte, und ihre Kinder sterben zu 90%, ohne daß ihre Heiterkeit und ihr Dank gegen Allah dadurch im mindesten getrübt würde. Sie haben wenig Land, aber drei Ernten, und da sie das Korn



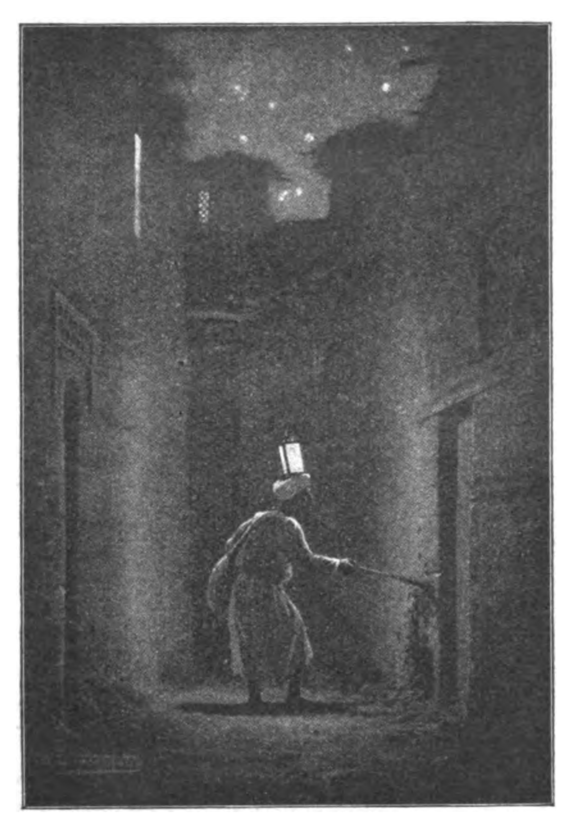
Wasserplatz bei einem Fellachendorfe.

mit den Wurzeln ausreißen, sparen sie viel Zeit, die sonst mit Sichelschleifen daraufgehen würde. Dafür ist ihnen ein ungeheuer sinnreiches Dreschgeräth eigen, das von einem Joch Ochsen über die Tenne geschleppt wird. Der „Nurag" zerreibt nicht nur die Aehren durch sein Gewicht, sondern er zerschneidet auch durch kleine, zwischen den Kufen sitzende Messerräder das Stroh zu Häcksel, der das vornehmste Stallfutter bildet. Ueber das von einer Schafherde noch flüchtig abgegraste Feld wird schleunigst der Pflug gezogen, und bald sprießt das Getreide der zweiten Ernte entgegen. Die Scheidung von Korn, Häcksel, Spreu



Markt in Fakus.

und Schmutz läßt man durch den Wind besorgen, ohne große Sorgfalt daran zu verschwenden, die Gesundheit hängt ja von Allah ab und nicht von der Hygiene und Sauberkeit. Wie könnte man sonst abends das Trinkwasser am Flußufer schöpfen, während nebenan die Mädchen ihre Wäsche spülen und dicht dabei die von der Tagesarbeit befreiten Ochsen nach Herzenslust den Schlamm aufwühlen? Von den Fellachen Gosens sagt der Berichterstatter, daß die Männer meist große, schöne Gestalten sind, während von den Frauen meist das Gegentheil gilt, nur die jungen Mädchen zeichnen sich kurze Zeit durch Schönheit und Anmuth aus, die sie



Auf der Skorpionsjagd in Suffieh.

dann in dem Sklavenjoch ihrer Ehe bald verlieren. Die Frau ist thatsächlich nichts als ein Stück des Hausrathes, weit entfernt, ihr den Luxus einer Seele zuzusprechen, hält sie der Mohamedaner selbst von den Aeußerungen seiner Religionspflichten sorgfältig zurück, sie darf keine Moschee besuchen, kann jeden Tag verstoßen werden, kurz sie ist schutz- und rechtlos von dem Augenblick an, wo sie, meist schon mit 12 bis 14 Jahren, den Brautschleier umthut.

Auch in anderen Theilen des Nildeltas hat sich der erwähnte Berichterstatter des Globus (R. Talbot Kelly) fleißig umgesehen. Er führt uns in die Salzsteppen nördlich von Gosen, wo das Wasser der Regenzeit sich im Sommer in stehende Salzsümpfe verwandelt, aus denen drei bis vier Meter hohe, salzinkrustirte Binsen glitzernd emporsteigen und in denen alles Leben erstarrt. Unmittelbar daneben kann man dann zuweilen Fellahdörfer im Schatten hübscher Palmenhaine sehen. Oft genug sind die Bewohner selbst Schuld, wenn solche Dörfer, die meist aus dem vom Sande überwehten Nilschlamm aufgebaut werden, bald zu Fieberhöhlen werden, denn bei ihrer angeborenen Bequemlichkeit heben sie den Schlamm gern unmittelbar vor den Hütten aus und sehen dann ruhig zu, wenn sich Morast und Sumpfland vor ihren Thüren bilden. Wo, wie in Saneta, das Dorf auf einem der zahlreichen trockenen Sandhügel gebaut und der Nilschlamm aus einiger Entfernung herbeigebracht wird, sind auch die Gesundheitsverhältnisse gut. Die Bewohner dieser Dörfer sind theils Ackerbauer, theils gleich den Beduinen Pferdezüchter, theils — und das sind die ärmsten und elendesten — Fischer, denn die Fischerei ist das einzige Gewerbe, dem die großen Bewässerungsanlagen Unterägyptens nicht nur nichts genützt, sondern sogar geschadet haben. Der Fremdling ist, wenn er sich nicht gar zu ungeschickt anstellt, unter diesen Leuten gut und sicher aufgehoben. Kelly wurde von dem alten Scheich eines Dorfes gebeten, sein Antlitz zu malen, was unter der lebhaftesten Antheilnahme der Dorfbevölkerung vor sich ging und soviel Beifall fand, daß die vollendete Skizze im Triumph nach der Dorfkirche getragen und, allen Vorschriften des Korans zuwider, dort aufgehängt wurde. Von den Syriern, mit denen die Bevölkerung stark durchsetzt ist, scheint der Fellache keine große Meinung zu haben. Das Sprichwort: Triffst du einen Syrier und eine Schlange, so laß die Schlange leben und den Syrier bring' um!" läßt nicht gerade auf eine dicke Freundschaft schließen. Man sagt auch wohl: „Der Aegypter ist bloß ein Dieb, aber der Syrier ein Schuft" — vermuthlich, weil ersterer nur die ehrlichen Leute, letzterer aber selbst die Spitzbuben betrügt. Die Sauberkeit ist, wie allenthalben im Orient, herzerfreuend; in dem Dorfe Suffieh, einer Art von Fellachen-Venedig mitten im Sumpf, erlebte der Erzähler des Globus folgendes reizende Idyll: „Als wir in der Abendkühle auf unseren Thürstufen saßen, sahen wir sonderbare dunkle Flecken von der Erde aufsteigen und sich über die Häuserwände ausbreiten. Ein Mann erschien gleich darauf mit einer Laterne auf dem Kopf, der sich zu einem Angriff auf die Flecken mit einer rapierähnlichen Waffe in der Hand anschickte. Wir standen auf und sahen nun, daß die Flecken aus kleinen schwarzen Skorpionen bestanden, die der Alte geschickt auf seinen Degen spießte. Jeder neue schob seinen Vorgänger höher die Klinge hinauf, bis letztere bis an das Heft voll war; dann zog der Mann sie durch die Finger und ließ die todten Skorpione in einen großen Sack fallen, den er später in den Kanal ausleerte."

Wir wollen diese ägyptischen Streifzüge abschließen mit der kurzen Wiedergabe einer neuen Exkursion nach der Oase Siwe (Siwah), dem altberühmten, von Alexander dem Großen besuchten Heiligthum des Jupiter Ammon in der Libyschen Wüste, das seit 1873 nicht mehr zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Forschungsreise gemacht worden war.

Eine Karawane unter Leitung Dr. G. Steindorff's und des Freiherrn v. Gruenau machte sich von Kairo im Winter 1899 zu 1900 nach der Oase auf, um den Zustand der alten Heiligthümer

und die heutige Bedeutung des kleinen Wüstenstaates wieder einmal festzustellen. Die 17 Kameele führende Karawane passirte am 16. Tage die kleine Oase Gara, deren 80 Bewohner von der Dattelzucht leben, und traf drei Tage später nach einem Wüstenmarsch von 600 Kilometer glücklich bei den alten Heiligthümern der Ammonsoase ein. Zwei größere Ortschaften, Siwe und Aghurmi, liegen, aus flachen Lehmhäusern erbaut, auf niedrigen Tafelbergen, sodaß sie fortähnlich den Horizont der Wüste beherrschen. Sie zählen 7200 Bewohner, deren Hauptlebensquelle auch hier wieder die Dattelpalme ist. Es gibt zirka 163.000 Dattelpalmen, deren Ernte einen umfangreichen Handel ernährt. In Siwe wird zur Zeit der Ernte eine förmliche, von Händlern reich besuchte Dattelbörse abgehalten. Der Wohlstand könnte größer sein, wenn die Quellen, die die Fruchtbarkeit der Oase unterhalten, noch in der alten, guten Verfassung wären. Ihre Vernachlässigung rächt sich bereits dadurch, daß der anbaufähige Boden fortwährend an Umfang abnimmt. Die Erhaltung alter Kulturwerke liegt nun einmal, wie hundert Beispiele aus allen Welttheilen beweisen, nicht in dem Karakter der Moslemin. Die ägyptische Regierung, die die Steuerschraube in der Oase recht kräftig anzuziehen weiß, scheint auch nichts für die Erhaltung der Quellen zu thun.

Die antiken Bauten, zwei umfangreiche Tempelreste und mehrere Gräberstädte, die eine reiche Ausbeute, besonders an alten Glasmosaiken lieferten, wurden noch in guter Erhaltung angetroffen. Die Expedition kehrte über die Oasen Areg und Bahrije nach Fajum zurück und machte auch auf dieser Reise noch recht bedeutende Funde. Die Oase Areg, die jetzt unbewohnt ist und nur eine spärliche Quelle besitzt, muß im Alterthum besiedelt gewesen sein; man fand dort in Fels gehauene Grabkammern der griechisch-ägyptischen Zeit. In der Oase Bahrije entdeckte man besonders schöne Funde: ein Grab mit interessanten Reliefdarstellungen aus der Zeit Ramses II., und zwei Tempel, von Apries und Amasis gebaut, also beide weit über 2000 Jahre alt. Nach zweimonatlichem Aufenthalt in der Wüste mit ihren Tempeln und Gräbern, ihren Dünen und Bergplatten, ihren seltenen Palmenhainen und trockenen, lothrecht abfallenden Schluchten trafen die Reisenden in Kairo wieder ein.

Ein Ritt in das Innere von Tripolitanien.

Es ist nicht häufig und auch nicht leicht, daß sich ein Europäer ins Innere der tripolitanischen Küstenstriche — die Berge, von denen hier die Rede ist, sind nur 100 bis 150 Kilometer vom Meere entfernt — verirrt. Ohne die Erlaubnis der türkischen Behörden ist eine solche Reise kaum zu unternehmen; diese Erlaubnis aber wird, theils aus Spionagefurcht, theils aus Angst vor der Verantwortlichkeit fast nie ertheilt, wenn nicht der Druck eines europäischen Großstaates dahinter gesetzt wird. In der „Allgemeinen Zeitung" berichtete vor einiger Zeit Dr. C. H. Grothe über eine solche sozusagen mit Gewalt durchgesetzte Reise in die Hauptkette des Mittelgebirges von Tripolis. Geleit und Reisepaß konnte er vom Wali von Tripolis weder mit Ueberredung noch sanfter Gewalt erreichen. Die Versuche, sich den ins Land reisenden Arabern anzuschließen, schlugen meist fehl. Die Einheimischen fürchteten sich entweder vor der Verantwortlichkeit, da sie bei einem Unglück des Fremden für ihn haftbar gemacht werden würden, oder sie lehnen es kurz ab, den Rumi, den Ungläubigen, mitzunehmen, oder sie fordern unverschämte Preise für die Beförderung von Mann und Gepäck. Man kann natürlich, wie es Grothe auch beinahe gegangen wäre, bei solchem Handel unter die größten Spitzbuben von ganz Tripolis gerathen. Indessen wurde schließlich ein solches Geschäft abgeschlossen, und seelenfroh trabte unser Reisender eines Morgens in aller Frühe, selbst auf hohem Rosse, von einem schwarzen Diener begleitet, die Gepäckkisten auf Kameele verladen, mit einer Karawane von Arabern gen Süden ins Land.

Auf einen drei Kilometer breiten Oasenstreifen, der die Stadt Tripolis umgibt, folgt vegetationslose Sandwüste, die freilich durch Arbeit und Bewässerung dem Ackerbau sehr wohl erschlossen werden könnte, denn unter dem lediglich von der See hereingewehten Sande stößt man an vielen Stellen bald auf fruchtbaren Boden, und Wasser ist in geringer Tiefe allenthalben angetroffen worden. Wieviel Quadratmeilen von Tripolitanien, das heute kaum zum zwanzigsten Theil bewohnt und anbaufähig ist, auf diese Art durch artesische Brunnen der Kultur erschlossen werden könnten, ist noch nicht erforscht. — Bald trabten die Kameele ohne Rast unter glühenden Sonnenstrahlen durch die Sandwüste, deren Dünen sich bald bis 5 Meter Höhe erhoben. Blattlose Sträucher von kriechendem Wuchs, wie das Rtem und Calligonum, rasenartige Wucherungen von Stipaceen (Pfriemgräser), und in den Bodenvertiefungen hie und da eine verkrüppelte Dattelpalme waren die Vertreter der Flora dieses Wüstengürtels, der in 12 Kilometer Breite die Stadt Tripolis umgibt. Nach einstündigem Ritt verflachen sich die Sanddünen, die Gegend nimmt steppenartigen Karakter an und wird von Nomadenstämmen zur Regenzeit zu einem unregelmäßigen Gerstenbau benützt. Der Karawanenweg führt durch zahlreiche halbausgetrocknete Lachen, Ueberbleibsel des Sammelwassers der Regenperioden oder Reste der Flußläufe, die nach Aussage der Eingeborenen früher das Meer erreicht haben und erst später im Sande stecken geblieben sind. Binsen-, Rohr- und Mimosenvegetation mit einer reichen Insektenwelt belebt diese Becken, besonders fielen dem Reisenden mannigfaltig und glänzend gefärbte Libellen auf. Mittags wurde nach achtstündigem Ritt die erste Oase mit ihren Dattelwäldchen erreicht und kurze Rast gehalten; im Süden blauten schon die Umrisse der Berge von Bu-Rhelân. Dann wurde mit unverminderter Schnelligkeit durch anmuthigeres Gelände weitergeritten. Die Steppe war von Zelten und Gemüsekulturen belebt, zahlreiche Melonenfelder, von Disteln eingezäunt, begleiteten die Karawanenstraße, und alle paar tausend Schritte lagen die kleinen Zelte der Melonenverkäufer. Beim Einkaufen entwickelte sich eine solenne Schlägerei, indem Grothe's Schwarzer, der die gewöhnlichen Betrügereien der Verkäufer fürchtete und die Melonen anschnitt, um

die unreifen abzulehnen, diesen Akt der Redlichkeit mit einer großen Tracht Prügel büßen mußte. Es kostete unseren Gewährsmann einen ganzen Piaster (22 Zentimes), den Streit dieser großen Kinder zu schlichten.

Ansiedlungen mit Brunnen begleiten den Weg, Hasen und Rebhühner sind häufig, Gazellen, die Rohlfs hier sah, sind nicht mehr vorhanden. Nachmittags vier Uhr bedeckte sich der Boden allmählig mit Buschwerk, hauptsächlich mit dichten, kugeligen Dornstauden, man nähert sich dem Gebirge und passirt einen alten, verfallenen Wall, wie sie früher am Rand der Ebene vielfach angelegt wurden, um das zur Regenzeit abstürzende Wasser aufzuhalten und der Bewässerung dienstbar zu machen. Diese noch aus der Römerzeit stammenden Anlagen sind heute leider ganz verfallen und damit Gebiete, die früher vielleicht durch Fruchtbarkeit ausgezeichnet waren, der Dürre und Wüstenhaftigkeit preisgegeben.

Nach vierzehnstündigem Ritt müde und matt geschüttelt, begehrte unser Freund endlich in den Nachmittagsstunden zu ruhen; man erklärte, bis zum Abend noch fortreiten zu müssen, und er fügte sich dem. Endlich, nach Passiren der erwähnten Mauer, als die Sonne bereits hinter den blauenden Bergen versunken war und Grothe energisch auf Nachtruhe drang, kam es zu einer kleinen dramatischen Szene. Die Araber rückten jetzt nämlich mit der Absicht heraus, überhaupt kein Lager aufzuschlagen, sondern die Nacht hindurch zu marschiren. Die Gegend, lautete ihre Ausrede, sei für ein Nachtlager zu unsicher. „Abgesehen davon," schreibt Grothe, „daß ich mich nach 14stündigem Sitzen im Sattel nicht gerade gekräftigt fühlte, hatte ich auch keine Lust, das Land zur Nacht zu durchwandern und auf die Gelegenheit zu schärferer Beobachtung von vornherein zu verzichten. Die Vorstellungen meines Dieners wurden mit Spott beantwortet, meine Forderung, Halt zu machen, fruchtete ebensowenig. Ich steige also kaltblütig vom Pferde, knüpfe den Zügel an einen ssdir-Busch und setze mich auf die an die Erde gebreitete Satteldecke. Den Arabern kündige ich an, daß ich morgen in der Frühe durch die Säpties, die Polizeisoldaten des nahen Kaimakâm, der gemietheten Kameele sowie meines Eigenthums schon habhaft werden würde. Sie ziehen schimpfend und fluchend ab, kehren aber nach zehn Minuten wieder. Sie bitten mich jetzt inständig und höflich, das Zelt nicht aufzuschlagen, sondern nur bis Mondesaufgang Rast zu halten." Kurz vor Mitternacht wurde wieder aufgebrochen. Mehrmals führt der Weg durch ein trockenes, geröllerfülltes Flußbett. Arabische Akazien und Tamarisken säumen die Straße. In die weißen Hôlis gehüllt, reiten die Karawanenmitglieder schweigsam und gespenstig durch die Nacht dem Gebirge entgegen. Von Zeit zu Zeit verschwindet der Vordermann im scharfen Schatten des Buschwerks und nur die dumpfen Tritte der Kameele, Pferde und Maulthiere sind hörbar, für das feinere Ohr jedes einzeln an seinem Gange kennbar. Ein Araber versucht den Schlaf zu scheuchen, indem er ein paar langgezogene Töne auf seiner Rohrflöte bläst. Aber keiner will einstimmen. Ein schneidendes Kältegefühl weckt mich aus meinem Halbschlummer, den ich gehalten habe, trotzdem ich jede fünf Minuten Gefahr lief, bei zu tiefem Nicken aus dem Sattel zu fallen." Im Frühdämmer ragen vor ihnen die nackten Kalkwände des Bu-Rhelân empor. Ein schluchtartiges, zwischen kahlen, 800 Fuß hohen Felsen weit in die Ebene reichendes Thal nimmt die Karawane auf, auf allen Seiten gähnen die tiefen Risse, durch die im Winter die Wasser niederstürzen. „Es wird Tag. Der Himmel ist eine einzige, gelb leuchtende Fläche, nur wo die Felsen sich gegen ihn abgrenzen, zittern violette Töne. Ein blendendes Bild geben die Palmengruppen, welche an erdigen Stellen Wurzel fassen und sich eng an die Felsen lehnen. Gegen sechs Uhr steht die zerklüftete Wand, an der sich der Pfad hinaufwindet, gerade vor uns. Langsam klettern die Kameele aufwärts. Der Maulesel, den ich anstatt des vor Müdigkeit zitternden Pferdes besteige, macht die waghalsigsten Sprünge über die großen Felsstücke." — Nach fünfviertelstündigem Anstieg konnte unter Oliven- und Mandelbäumen, Pfirsichen und Weinterrassen gefrühstückt werden. Von nun an wurde die Reise höchst unangenehm. Die durch die nächtliche Reiseunterbrechung höchst erzürnten Araber ließen ihre Wuth an dem armen Schwarzen aus und erzählten allen Begegnenden höhnisch, daß ihr Reisegenosse trotz Anzug und Fez eines Moslim ein Rumi sei. Ununterbrochen ging der Ritt über die sonnenglühende Hochfläche weiter. Grothe beschloß, in Dresâat bei einem Karawanenhändler, an den er Empfehlungen besaß, Halt zu machen, um von dort die Berge in Ausflügen kennen zu lernen. Gegen Mittag, vorüber an dem gewaltigen Tkul, auf dessen Spitzen in den Fünfziger-Jahren die Feuerzeichen zum Aufstand gegen die Türken entflammt waren, wurde der Ort erreicht. Neue Schwierigkeiten; der Gastfreund muß es abschlagen, ohne Genehmigung des Kaimakâm, des Vorstehers dieser Gegend, den Fremden aufzunehmen. Seit der letzten Ermordung eines Franzosen sind die türkischen Behörden des Teufels geworden. Also in die Höhle des Löwen, des Distriktsvorstehers, dessen Residenz ein baufälliges Gebäudeviereck mit vier Thürmen war. In einem großen Saal saßen der benachrichtigte Kaimakâm, der Quadi und andere Notablen mit untergeschlagenen Beinen zum Empfang bereit. Dem „Téskere", das heißt Reisepaß, galt natürlich die erste Frage. Grothe mußte bekennen, keinen Paß zu besitzen. Kein Paß?! — Das war schlimm! So müsse man vor allem in Tripolis Auskunft erholen und derweil den Fremdling im Quassr, im Gerichts- und Verwaltungsgebäude, festhalten. Da versicherte Grothe zum Glück, daß er Deutscher sei, und die rasch in die entlegensten Winkel des Osmanenreichs gedrungene deutsch-türkische Freundschaft stimmte den Mann der Ordnung weicher, der Fremdling durfte bei seinem Gastfreund Hadi Neffâti wohnen. „Die Unterhaltung lief nun in eine große politische Kannegießerei aus. Der Quadi wußte sich sogar zu erinnern, daß mein Sultan vor einigen Jahren dem seinigen in Stambul einen Besuch abgestattet habe und von demselben mit vier Frauen beschenkt worden sei." Derselbe Kaimakâm imponirte un-



serem Freunde durch die rasche Justiz, die er im Verein mit seinem Quadi (Richter) zu üben verstand. Meist handelte es sich um Steuerschulden (die einzige Forderung, die der Beherrscher aller Gläubigen bei seinen Unterthanen unterschiedslos und unerbittlich durchzusetzen weiß). Der Spruch für dies Vergehen war immer derselbe — Prügel, wenn nicht flugs bezahlt wurde. Regelmäßig schwor der Geladene, „beim Kopfe deines Vaters", keinen Piaster zu besitzen, und ebenso regelmäßig fand er nach 25 Hieben in den Falten seines Gewandes einen türkischen Silberthaler und, wenn die Prozedur fortgesetzt werden sollte, auch wohl unter Zeter und Jammer noch einen dazu.

Von den Resultaten der zahlreichen Streifzüge, die unser Forscher von diesem Standquartier aus unternahm, sei nur der unterirdischen Behausungen der Bewohner des Rhariängebiets Erwähnung gethan.

Theils die Hitze der Erdoberfläche, theils der Mangel an Holz mag die Berber- und Judenbevölkerung dieser Gebirgsgegend bewogen haben, die natürlichen Höhlen des Kalkgesteines zu benützen und für ihre Zwecke zu erweitern. Der Umstand, daß der Fels von einer starken Erdschicht überlagert wird, hat dann einen ganz eigenthümlichen Typus in der Bauart solcher Steinwohnungen bewirkt. Es wird auf der Erdoberfläche ein ziemlich großes Rechteck abgesteckt und je nach der Mächtigkeit der Bodenschicht 4, 6, ja bis 10 Meter ausgeschachtet, bis der harte Fels erreicht ist. Dann geht man auch in diesen noch $1^1/_2$ bis 2 Meter hinein und hat nun einen geräumigen Hof oder Lichtschacht, dessen Boden hübsch geebnet, oft noch mit Fliesen belegt und als Aufenthaltsort der Familie während des Tages benutzt wird. Das Hausgeräth, die Wirthschaftsmaschinen, wie Olivenpressen u. dergl., selbst der Backofen zuweilen, haben hier ihren Standort, was umso eher zulässig ist, da es neun Monate des Jahres nicht regnet. Schatten spenden theils die hohen Stein- und Erdwände, theils die oben an den Rand, zuweilen auf besonders aufgeschüttete, der Vertheidigung dienenende Erdwälle gepflanzten Büsche und Bäume. Die Schlaf- und Vorrathskammern sind am Boden des Hofes in die Felswände gebrochen, wozu bei dem Spalten- und Höhlenreichthum des Kalkes nur wenig Nachhilfe erforderlich war.

Solche unterirdischen Häuser haben zuweilen zehn oder mehr Kammern, wobei man annehmen kann, daß die eigentlichen Schatz- und Versteckräume der oft sehr wohlhabenden Besitzer dem fremden Besucher noch gar nicht einmal gezeigt werden.

Große Gebäude haben wohl auch zwei Geschosse von Kammern, wobei dann für das obere Stockwerk eine Erdgallerie rings um den Hof läuft. Nach außen und oben führt vom Lichthofe ein schräger Stollen bis an die Erdoberfläche. Während der Regenzeit mögen die Höhlenwohnungen keinen angenehmen und gesunden Aufenthaltsort darbieten, aber die Regenperiode ist in diesen Gebirgen kurz, und größer sind die Wirkungen der Sommerwärme und der lothrechten Sonnenstrahlen, denen der Troglodyt am besten entgeht.

Bilder aus der asiatischen Türkei. Vom Mittelmeer zum Persischen Golf.

Zum Persischen Golf und durch ihn nach Ostindien und Asien zielt bekanntlich das Streben einer handelspolitischen Richtung, die das Monopol des Suezkanals brechen und mit Hilfe einer Eisenbahn durch die asiatische Türkei den Weg nach Indien kürzen möchte. Beinahe vom Mittelmeer bis zum Persischen Golf erstrecken sich auch die riesigen Ebenen des Euphrat und Tigris, die beim Blick auf die Karte diesen Plänen so günstig zu liegen scheinen. In Wirklichkeit sieht's da ein bißchen anders aus. Mesopotamien, das gelobte Land des Alterthums, die Ruinenstätte der höchsten Kultur Asiens, erhielt von der deutschen Bagdadkommission, die im Jahre 1900 die technischen und wirthschaftlichen Grundlagen einer Bahn in diesen Breiten zu untersuchen hatte, eine fürchterliche Note. Im oberen Theil eine heillose Steinwüste, im unteren eine endlose Sumpfwüste, die Kanäle verfallen, die Flußbetten verwildert, die Bewohner verschwunden, so sieht's heute im „glücklichen Mesopotamien" aus. Der Kornpreis ist dort, in der einstigen Kornkammer des römischen Reiches, höher als auf dem Londoner Markte.

Die Reise durch diese Landstriche ist, obwohl neuerdings mehrfach unternommen, keineswegs leicht und gefahrlos. Am ausgiebigsten und schönsten gibt die Eindrücke solcher Fahrt vom Mittelmeer zum Persischen Golf wohl das große Werk des Freiherrn von Oppenheim[1]) wieder, in welchem der Verfasser die Erfahrungen seiner Forschungsexpedition niedergelegt hat. So bequem und schön die Fahrt von Beirut nach Damaskus, der „Perle des Orients", ist, denn die Bahn über den Libanon gehört zu den malerischesten in der ganzen Welt, so ändert sich die Sache alsbald, wenn man hinter Damaskus in das theils wilde, theils fruchtbar-üppige Bergland des Hauran, ins Land der kriegerischen Drusen, eintritt. Der Hauran ist ein selbst für asiatische Verhältnisse wundersames Land. Auf den Trümmern einer Kultur hat sich hier seit zwei- bis dreitausend Jahren die andere aufgebaut, und inmitten der Wildnis mahnen unausgesetzt Denkmale einer alten hochstehenden Baukunst an die Geschichte des Landes. „Ortschaft für Ortschaft," sagt Rudolf Schäfer, der im Jahre 1901 das Land durchritt, „that sich eine Fülle von altem prächtigen Bauwerk auf: Theater in großartiger Lage, so gut erhalten, daß man mit wenig Mühe die Bühne wieder herstellen könnte, Tempelreste, Säulenschäfte und -Reihen, Sarkophage, sodaß man wie in einem Todtenreiche wandelt." In diese nun von arabischen Ackerbaustämmen spärlich wieder besiedelten Gebiete zogen seit ungefähr 200 Jahren die Drusen ein, jener stolze altadelige Volksstamm, der, weder Christ noch Muselman, sich für besser als beide hält und vom Moslim noch weit mehr als der Christ gehaßt wird. Die schweren Kämpfe der Jahre 1860, 1895 und 1896, deren Aufstände von den Türken

[1]) Durch den Hauran, die Syrische Wüste und Mesopotamien, 2 Bände. Berlin, 1899 und 1900.



blutig niedergeworfen wurden, haben die Drusen noch immer nicht ganz gezähmt. Nur mit Widerwillen tragen sie das Joch des Padischah, und noch der wenngleich nicht umfangreiche Aufstand von 1901 zeigte ihre stete Bereitschaft, sich aufzulehnen. Oppenheim, der gründliche Studien unter ihnen gemacht hat, fand sie gegen den Fremden sehr zugänglich, gastfrei und hilfsbereit. Etwa 40.000 Seelen stark, sind sie heute die unbeschränkten Herren des Haurangebirges. Die verlassenen, oft noch trefflich erhaltenen Häuser der Vorzeitbewohner boten ihnen fast fertige Wohnungen, ja noch jetzt stehen Dutzende der alten Ortschaften mit ihren festgefügten Burgen leer. Bei den Beduinen der Ebene und des Hauran selbst haben sie sich durch ihre Tapferkeit gefürchtet gemacht. Unter ihren Dorfältesten oder Scheichs leben sie in patriarchalischer Einfachheit, und der Umfang ihres Stammes, der auch im Libanon und Hermon noch zahlreiche Angehörige hat, könnte rasch wachsen, wenn nicht unter ihnen die furchtbare Gewohnheit der Blutrache, wie überall, wo sie existirt, den Keim zur gegenseitigen Befehdung und Ausrottung legte.

Es ist ein trauriger Ritt, wenn man vom Hauran durch die Arabisch-Syrische Wüste den Euphrat zu erreichen sucht. Oppenheim wählte meist neue Wege durch unerforschtes Gebiet; in die Harra-Steinwüste sind vor ihm überhaupt nur viermal Europäer eingedrungen. Die Julihitze, der Wassermangel, die Feindseligkeit der hier noch völlig ungebändigten Beduinen erschwerten den Marsch der großen Karawane aufs äußerste. Pferde und Kameele litten unglaublich, besonders bei der Uebersteigung der Safakette mit ihren riesigen Vulkanen, die sich wie erstickt unter ihrer eigenen Lava mitten in der Steinwüste erheben und wundersame Tempelruinen zu ihren Füßen liegen haben. Der Boden erdröhnte beim Anstieg unter den Füßen der Rosse wie Erz; bald metallisch braun, bald mattglänzend oder schwarz und todt liegt die Lava über den Abhang gebreitet, hier zerrissen und geborsten, da aufgewühlt wie erstarrte Wogen nach dem Sturm. Zu mehreren Malen wurden Angriffe der Beduinen versucht und die Reisenden dadurch von ihrer Route, ja auch von den spärlichen Wasserplätzen abgedrängt. Den Arabern mit der Waffe entgegenzutreten, würde aber noch viel gefährlicher sein, da die Tödtung eines Angreifers nach dem Gesetz der Blutrache fast unvermeidlich den Untergang der Karawane zur Folge haben würde. Ueber das märchenhafte Palmyra, wo das heutige Dorf Tudmur vollständig in die Ruinen des alten Sonnentempels hineingebaut ist, gings endlich dem Euphrat entgegen. „Freudiger können die Griechen nicht die blauen Wogen des ewigen Meeres begrüßt haben, als wir nach dem furchtbaren Ritt durch die Wüste den segenbringenden Strom."

Die Weiterreise quer durch Mesopotamien zum Tigris bei Mosul führte wiederum durch theils wenig, theils unbekanntes Gebiet, wobei Oppenheim, wie auch weiterhin im Euphrat- und Tigristhal, feststellen konnte, daß verhältnismäßig leichte Wiederherstellungsarbeiten der alten Bewässerungswerke das Land aus seinem anderthalbtausendjährigen Schlummer wohl noch einmal zu neuer Fruchtbarkeit erwecken könnten. Große Vorsicht und viel Takt erforderte auch hier wieder der Umgang mit den Söhnen der Wüste; es gelang dem Reisenden in den meisten Fällen, sich die Scheichs der einzelnen Stämme zu Freunden zu machen und so nicht allein Gefahren zu vermeiden, sondern auch genauere Kunde über das Leben der Wüstenbeduinen zu erlangen, als jemand vor ihm. Der weitere Weg von Mosul den Tigris hinab wurde bis Bagdad in siebentägiger Fahrt auf einem Floß von Schläuchen zurückgelegt, von Bagdad erfordert es eine weitere fünftägige Dampferfahrt auf dem Riesenstrom, um Basra am vereinigten Euphrat und Tigris zu erreichen, den Seehafen von Mesopotamien, obwohl 100 Kilometer vom Meere entfernt.

Der Weg, den die „Bagdadbahn" bei ihrer nunmehr bevorstehenden Ausführung verfolgen wird, weicht von den Reisepfaden Oppenheim's nur soweit ab, als der Beginn sich nicht an die Damaskusbahn, sondern an das Netz der Anatolischen Bahn in Kleinasien anschließen soll. Die Post nach Indien könnte auf diesem Wege über Konstantinopel, Konia und Bagdad freilich wohl um einige Tage schneller befördert werden, das ist aber auch, wie Skeptiker behaupten, beinahe alles, was sich zu Gunsten der großen asiatischen Ueberlandbahn anführen ließe. Andere Gutachten freilich, und zwar wohl die meisten, versprechen der Bagdadbahn eine wesentlich hellere Zukunft. Freiherr von Oppenheim, der nach Beendigung seiner oben geschilderten Reise auch noch die Gegenden des oberen Euphrat und Tigris besucht hat, welche die Bagdadlinie als Fortsetzung der Anatolischen Bahn zuerst berührt, urtheilt darüber sehr günstig. „Alles," sagt er, „weist darauf hin, daß in den wirklichen Baumwolländern des Mittelalters, in den großen obermesopotamischen Ebenen, die Baumwolle großen Erfolg verspricht. Eine Versandung und Versumpfung dieser Gegenden in den Jahrhunderten, wo sie brach gelegen haben, ist nicht eingetreten." Weiterhin, zwischen Mosul und Bagdad, kreuzt die Bahn die großen Erdöl- und Erdgaslager von Kerkuk, deren Ueberfluß heute nutzlos in den Strom rinnt und über deren Zukunft ein anderer Augenzeuge, Dr. P. Rohrbach, noch viel begeistertere Worte findet. Im Revier von Kerkuk; meint er, ist Naphtha genug vorhanden, um alle Lokomotiven der Bagdadbahn von Konstantinopel bis zum Persischen Golf und alle Tigrisdampfer damit zu heizen. Nimmt man dann noch ein bißchen Phantasie dazu, denkt sich den Tigrislauf längs der Bahn begleitet von Baumwollspinnereien, die der Naturgasreichthum von Kerkuk unentgeltlich treiben muß, so ist (die Bagdadbahn ist bekanntlich ein deutsches Unternehmen) unser Indien fertig, und der Welthandel folgt künftig unseren Bahnen.

Die deutsche Bank, die ungefähr wissen muß, was sie mit der Anatolischen Eisenbahn für ein Geschäft gemacht hat, theilt diese überschwenglichen Hoffnungen wohl nicht, sondern wird sich auch mit einer mäßigen Verzinsung des Riesenunternehmens zufrieden geben, läßt sich aber sicher-

heitshalber auch diese noch vom Sultan garantiren. Da sie mit anderer Leute Geld wirthschaftet, so ist das nur zu billigen. In den zahlreichen Araberstämmen, deren Gebiet zu kreuzen ist, befürchtet man keine gefährlichen Geister, sondern erwartet, sie mit dem Klange von Piastern zu zähmen und sogar zu Wächtern der Bahn machen zu können. Die „Kölnische Zeitung" meint: „Von der Bahn angeworben und gut bezahlt, sind die Räuber nach dem türkischen Sprichwort: Sei Räuber, sei Dieb, aber die Ehrlichkeit lasse nicht beiseite! — zuverlässig und ungemein nützlich. Sie organisiren selbst den Ueberwachungsdienst, finden alles und werden mit ihrer Sippe ordentliche Leute. Sie machen sogar einen Schutz durch türkische Soldaten ganz überflüssig und sind in ihren Ansprüchen bescheiden." Wohl möglich, daß diese Logik sich als richtig erweist. Jedenfalls wäre eine solche Zivilisation derjenigen durch organisirten Schnapsverkauf, der Afrika entvölkert hat, vorzuziehen. Soll doch sogar der Sultan von Kueit sich wunderbar für den Plan der Bagdadbahn begeistert haben, seit er vernahm, daß die Deutschen, die guten Freunde der Moslims, sie bauen und betreiben wollen. Kueit ist ein kleiner guter Hafenort am Persischen Meerbusen, wo die Bagdadbahn endigen soll, um sofort den Anschluß an die großen Seedampfer zu haben. Es residirt dort ein ziemlich unabhängiger, nominell unter der Pforte stehender Scheich, der sich durch eine sehr nüchterne Betrachtung der Weltbegebenheiten auszeichnen soll. Als ihm kürzlich die Engländer aus reiner Menschenliebe, um ihm die völlige Unabhängigkeit vom Sultan zu erleichtern, einen sehr günstigen Protektoratsvertrag (im bürgerlichen Leben Gehaltsurkunde) sandten, gab er ihnen denselben mit verbindlichen Worten zurück, hatte aber vergessen, ihn zu unterzeichnen.

Arabien und die Hedschasbahn.

Viel verkehrsfeindliche Umstände mußten zusammenwirken, um dicht vor der Pforte Europas, zwischen den ältesten Sitzen der orientalischen Macht und Kultur, Aegypten und Persien, ein so ungeheures und so unbekanntes Land, wie Arabien, in seiner Unberührtheit zu erhalten. Von drei Millionen Quadratkilometer sind dem Europäer nur einige schmale Küstenstriche dürftig bekannt, das Innere Arabiens ist uns viel fremder als die Sahara. Die Schrecken der Wasserlosigkeit, die räuberische Natur der Landessöhne und die starre Unduldsamkeit des Islam überhaupt vereinigen sich, um hier jeden Versuch, Land und Leuten näher zu kommen, gefahrvoll oder vergeblich zu machen. Auch die Küstenstriche sind, wie gesagt, wenig bekannt; die Herrschaft des Sultans über diese Gegenden ist rein nominell, in Wirklichkeit trifft man auf jede Tagereise das Gebiet eines neuen Scheichs oder Sultans, von dessen Laune und Verstand es abhängt, ob er dem Fremdling die Ehre seiner Freundschaft erweisen oder ihn gleich beim Eintritt in sein Gebiet in die besseren Jagdgründe versammeln will.

Eine hübsche Schilderung eines Rittes in das Hinterland von Aden liegt uns aus der Feder des Oberlieutenants C. W. Werther (Beil. z. Allg. Ztg.) vor, der auf der Rückreise von Ostafrika einen Blick in das Innere von Arabien zu thun begehrte. Der englische Resident von Aden stellte ihm aufs liebenswürdigste Reitthiere und Begleiter zur Verfügung, mußte ihm aber die Erlaubnis, bis über Lahej, eine gute Tagereise in die Wüste hinein, zu reiten, versagen, „da die weiterhin wohnenden Bergstämme erst auf dieses Ereignis vorbereitet werden müßten, indem sie sonst von einem Eindringling solange Durchgangszoll verlangten, bis derselbe nichts mehr habe, um nach Eintritt seiner Inhaltslosigkeit den ungläubigen Hund todtzuschlagen." Da es in Werther's Absicht nicht lag, sein dem preußischen Dienst geweihtes Dasein auf diese Weise zu beenden, so zog er vor, es mit einem freundschaftlichen Besuch bei Achmed Fethal, dem Sultan von Lahej bewenden zu lassen, der bereits durch einen Kameelreiter von dem bevorstehenden Vergnügen benachrichtigt war. Der Sultan ließ den Fremdling durch seinen sechsjährigen Sohn und dessen Oheim Nahib aufs freundlichste empfangen und stellte ihm, offenbar in der Ansicht, daß der Europäer nicht ohne seine Frauen reisen würde, ein Haus mit sechs Betten zur Verfügung.

Der Sultan — sein ganzes Reich besteht aus einer Oase mit einigen Städten und Dörfern — wohnt in einem in arabischem Stil gebauten Schloß, dessen beide Gebäude etwa sechs Stock hoch sind. Der Oberlieutenant wurde wiederum von Onkel Nahib, der augenscheinlich als Oberzeremonienmeister fungirte, empfangen und in das Gemach geleitet, wo in einer Ecke der Sultan, ein kräftiger hübscher Mann von einigen dreißig Jahren, hinter einer ungeheuren persischen Wasserpfeife saß. An den Wänden hatten sich die Großwürdenträger aufgepflanzt. Nachdem der Sultan sich erhoben, den Gast begrüßt und auf einen Thurm von Kissen zu seiner Seite genöthigt hatte, begann mit Hilfe eines rothhaarigen Mullah oder Priesters die Unterhaltung. „Wie geht es dem General in Aden?" fragte der Sultan, „er ist ein awful nice man indeed!« (ein schrecklich netter Mann). Der Besuch bestätigte das und fügte hinzu, daß der General den Sultan grüßen ließe und ihn bald zu besuchen hoffe. Der Sultan führte die Hand ans Herz und fragte: „Was denken Sie über die Faschoda-Frage? Und haben Sie die gestrigen Reuter-Telegramme schon gelesen? Wir haben sie noch nicht, denn unser Kameelreiter, der sie jeden Tag zu holen hat, ist noch nicht da." „Ich fiel," sagt Werther, „vor Erstaunen tiefer in meine Kissen und theilte ihm, nachdem ich mich erholt, die neuesten Reuter-Erfindungen mit." „So, das ist sehr interessant," meinte er, „glauben Sie, daß der Krieg wirklich ausbrechen wird? Sie rüsten ja sehr stark?" — „Wir rüsten gar nicht," antwortete ich, „wenigstens weiß ich nichts davon." — „O, aber ich weiß, daß Sie sogar nach Aden noch mehr Kanonen bringen." — „Ja, die Engländer, aber ich bin nicht englischer, sondern deutscher Offizier!" — Bewegung. — Sämmtliche Blicke streiften mich prüfend. Nach einer Pause reichte mir der Sultan seine Pfeife. Ich zog. Nun war das Eis gebrochen, und eine kordiale Unterhaltung entspann

sich abwechselnd in Englisch, Kisuahelisch und Arabisch. „Ihr seid ja unsere Freunde," sagte der Sultan, „wir wissen das, denn dein Kaiser ist der Einzige, der uns arme Moslims in Schutz nimmt ... Sage mir, warum seid Ihr denn von Kreta weggegangen?" — „Weil unser Kaiser Niemand Unrecht thun will." — „Hm, ja, Ihr seid unsere Freunde. Nun, was wird denn mit Kreta werden? Die Oesterreicher sind auch weg, sie thun, was Ihr thut, was werden nun die Anderen machen?" — „Gott allein weiß es, wie es ausgehen wird," antwortete ich. — „Ein Bakim (Weiser)," bemerkte der Sultan.

Das Verhältnis gestaltete sich nun sehr freundlich. Der Sultan sandte Kameelreiter aus, um das unterwegs verlorene Fernglas des deutschen Gastes zu holen, schickte demselben am nächsten Morgen ein Pferd zu einem Spazierritt und wollte ihm dasselbe später sogar als Geschenk aufdrängen. „Im übrigen," erzählt dieser Berichterstatter in seiner humoristischen Weise, „fiel mir auf, daß ich wenig auffiel, mich die meist bis an die Zähne bewaffneten Leute zwar im Vorbeigehen verwundert ansahen, aber durchaus keine aufdringliche Neugier zeigten, obgleich doch nur in größeren Pausen Europäer hieher kommen und dann nur englische Sportsmen, welche Gazellen „jagen" gehen. Ich sage absichtlich nicht schießen, denn mit diesen Gazellen soll es eine eigenthümliche Bewandtnis haben. Wenn der Sportsman kommt, so wird ihm ein Scheich bezeichnet, auf dessen Gebiet sich die Gazellen zur Zeit aufhalten. Der Scheich verlangt in Ermangelung einer Jagdscheintaxe einen Bakhschisch. Der Sportsman findet das begreiflich und zahlt. Dann beginnt er zu jagen. Die Araber haben aber die Gazellen schon vorher gejagt, und zwar auf das Gebiet des nächsten Scheichs. Der Sportsman begibt sich zu diesem nächsten Scheich, zahlt und pürscht auf die bereits zu Nr. 3 getriebenen Gazellen. Dieses Spiel geht so lange fort, bis der Sportsman müde ist oder kein Geld mehr hat ... Um übrigens die Sportsleute nicht ganz zu verscheuchen, soll auch hie und da eine Gazelle geopfert werden." Die Araber sind nach diesen Beispielen in der großen und kleinen Politik bereits gleich erfahren.

Auf das hier geschilderte Entgegenkommen darf man nun beileibe nicht bei den Arabern der weniger zivilisirten Gebiete rechnen. Der österreichische Maler Mielich, der mit Dr. Al. Musil im Auftrag der Wiener Akademie einen Theil des nördlichen Arabien durchquerte, schrieb, als er der Wüste glücklich wieder entronnen war: Wir sind heil und gesund zurück! Welche Summe von Glück und Vorsehung das bedeutet, kann nur der ermessen, der diese Reise mitgemacht. Aufgabe dieser kleinen Expedition war die Erforschung und Aufnahme der Alterthümer in Arabia Peträa, vor allem der herrlichen, sagenhaften Schloßruinen von Kufejr Amra, östlich von Moab. Das war eine mühselige, gefahrvolle Arbeit. Morgens war meist ein sechs- bis achtstündiger Kameelritt erforderlich, um an Ort und Stelle zu gelangen. Dann hinab ins Ruinenfeld, durch Höhlen und Grotten, das Gewehr immer schußbereit zur Seite. Dann gings vier bis sechs Stunden ans Messen, Zeichnen, Skizziren, Abschreiten. Nach dem dürftigen, oft nur aus Beduinenbrot bestehenden Mahl abermals an die Arbeit und dann einen mehrstündigen Ritt zum nächsten sicheren Ruheplatz. Dabei war die Reise ein ständiger Kriegszug, frische Spuren mußten stets solange verfolgt werden, bis man wußte, wo der Feind lagerte. Aber auch unter diesen Verhältnissen lernten die Reisenden die arabische Steinwüste lieben. „Die Wüste," schrieb Mielich, „ist ein großes Buch, darin gar vieles enthalten ist. Schönes und Erhabenes, Furchtbares und Schauerliches; sie ist voll von Gräbern, geschlossenen und offenen, alten und neuen ... sie hat uns Vieles gelehrt."

So sieht es größtentheils auch in den Gegenden aus, durch welche die jetzt so viel besprochene Hedschasbahn ihren blanken Schienenstreifen ziehen soll. Die Hedschasbahn, eine mit fanatischer Hartnäckigkeit verfolgte Idee des Sultans von Konstantinopel, soll Mekka mit Damaskus verbinden, also eine 1500 Kilometer lange Fortsetzung der Antilibanonbahn durch den Hauran (Spalte 50), die Syrische Wüste und den Küstenstrich des Rothen Meeres werden. Ohne kulturelle oder wirthschaftliche Bedeutung, ist die Hedschasbahn nichts weiter wie eine tolle Grille, die aber von Stambul aus mit Hilfe französischer und neuerdings selbst deutscher Techniker mit Zähigkeit verfolgt wird. Das erste Stück durch den Hauran ist bereits vollendet, und es ist anzunehmen, daß die Linie, wenn sie etwa über Jerusalem und Suez nach Kairo weiter geleitet würde, sich wohl später einmal bezahlt machen könnte; die Riesenlinie nach Mekka aber kann höchstens eine große Pilgerbahn werden. „An dem Tage," schreibt der ägyptische „Sémaphore" mehr ironisch als respektvoll, „an welchem man von Kairo nach Mekka ohne Wagenwechsel gelangen kann, wird die Pilgerfahrt nach Mekka ungeheuer werden, und wenn wir nicht schon die Pest hätten, würden wir sie dann sicherlich bekommen. Aber da wir sie, wie man sagt, schon haben, wird es nur umso schlimmer für Mekka sein." Nun, die Hedschasbahn ist noch nicht fertig, und zwei nicht unbeträchtliche Hindernisse werden dafür sorgen, daß sie auch sobald noch nicht fertig wird. Erstens das Geld. In europäischer Regie kostet das Kilometer Eisenbahn in diesen Breiten mindestens 150.000 Mark; wieviel es in türkischer Regie kostet, ist überhaupt nicht abzusehen, und Geld ist in Konstantinopel rasend knapp. Allerdings sind alle erdenklichen Mittel aufgeboten, um den Beutel der Gläubigen für diese Lieblingsidee des Padischah zu erweitern, aber obs reichen wird, um alle die Beutel zu füllen, die sich zwischen Anweisung und Anwendung dafür öffnen werden? Beim letzten Beiramfeste ist man auf eine ganz neue, einer europäischen Wohlfahrtslotterie nichts nachgebende Quelle verfallen, um der heiligen Eisenbahn Mittel zuzuführen. Es werden bekanntlich am Beiramfeste unzählige Hammel und Lämmer „zum Opfer gebracht", d. h. in Gesundheit verspeist. Die Felle wurden bisher an arme Leute verschenkt, diesmal aber ist die Losung ausgegeben, alle die unzähligen Hammelfelle vom Palast bis zur Hütte an die bestimmten Agenten abzuliefern, die sie zur höheren Ehre Allahs verkaufen und das Geld in die Schatzkammer für den

Bau der Mekkabahn abliefern sollen. Wenn das nicht hilft!... Das oben genannte ägyptische Blatt meint denn auch, die Baukosten würden von den Gläubigen reichlich aufgebracht werden, und jeder Moslim würde sich wahrscheinlich ein Vergnügen und eine Ehre daraus machen, dem Herrscher aller Gläubigen zu seiner Pilgerbahn zu verhelfen.

Anders denken über diese Sache augenscheinlich die Beduinen, die, allen Kulturbanden ohnehin schon abhold, von einer Eisenbahn zur heiligen Stadt nun schon ganz und gar nichts wissen wollen. Die Anfangsstrecke durch das Gebiet des Hauran ist ja noch ohne große Schwierigkeiten gebaut worden, aber schon von El-Muzarib an, wo Schäfer im letzten Frühjahr die Eisenbahnbauten besichtigte, etwa 100 Kilometer südlich von Damaskus, hatte die Geschichte ein ziemlich bedenkliches Aussehen. Türkische Pionniere legten, erzählt Schäfer, dort unter Leitung französischer Ingenieure den Schienenstrang zur Mekkabahn; allein in dem großen malerischen Zeltlager befanden sich einige Batterien, „dieselben dienten aber nicht dazu, Freudensalven am Geburtstag des Padischah oder bei der Anlegung einer Station zu lösen, sondern, wie uns lächelnd einer der Ingenieure bedeutete, um Araberstämme, denen der Bau der Eisenbahn nicht gefallen sollte, mit Kartätschen zur Vernunft und zur Ruhe zu bringen". Schade, daß nicht auch jeder Absteckungs- oder Erdbewegungskolonne diese „beruhigende" Medizin in ausreichendem Maße mitgegeben werden kann. Die Nachrichten, die im Herbst 1901 aus Damaskus nach Konstantinopel über den Fortgang der Arbeiten eintrafen, lauteten bedeutend weniger zuversichtlich. Der Wali von Hedschaschi sollte mit einer Militärbedeckung von 40 Mann und einer Krupp'schen „Beruhigungs"-Kanone die Ingenieure begleiten, die die Bahnlinie vom südlichen Syrien bis Mekka abzustecken im Begriffe standen. Die stattliche Karawane bestand aus 100 Mann, 50 Pferden und 20 Kameelen; nach drei Wochen kam sie in einer jammervollen Verfassung zurück. Die Beduinen hatten sie mit überwältigender Uebermacht angegriffen, zehn Mann getödtet, viele verwundet, die Kanone mitgenommen und die Hälfte der Thiere obendrein. Mehrere Araberscheichs sollen gleichzeitig schriftliche Erklärungen abgegeben haben, wonach sie unter keinen Umständen dulden würden, daß die heiligen Städte ihres Landes durch Anlage einer Eisenbahn entweiht werden.

Es mag auf beiden Seiten die Gottesfurcht in der Politik ihre Stütze haben. Der Sultan wird wissen, daß er seiner arabischen Freunde erheblich sicherer sein würde, wenn eine Eisenbahn, und wäre sie zu noch so heiligen Zwecken gebaut, ihm gestattet, sie häufiger mit einigen Regimentern zu besuchen. Die Scheichs jedoch, die ihrem Khalif ungefähr ebensoviel trauen werden, wie er ihnen, sind über dieses Ding wahrscheinlich ganz anderer Ansicht. Es wird sich nun im wesentlichen darum handeln, ob die von der Pforte zur Anwendung gebrachten Beruhigungsmittel auch weiterhin ihre Wirkung verfehlen oder ob man sich etwa, dem Beispiel der Deutschen Bank folgend, zu einer weniger herausfordernden Kur der allzu frommen Beduinen entschließen wird.

Asien.

Auf russischen Wegen durch Asien. Sibirien und seine große Eisenbahn.

Wer wußte früher von Sibirien, wer dachte an Sibirien anders als an das kalte, düstere, traurige Land der russischen Verbannten, das Todtenreich lebend Begrabener? Jetzt führt — just einige Wochen, bevor wir dies niederschreiben, hat die russische Regierung in einem pomphaften Telegrammwechsel es verkündet — das blanke Stahlband, die Ader der Zivilisation von der Ostsee durch Sibirien bis an den Stillen Ozean.

Durch Sibirien — und doch eigentlich kaum durch Sibirien. Denn was Sibirien der Welt bisher war, das große Reich des Eises, der Kälte und der Taiga, des unergründlichen Urwaldes, wird von der sibirischen Eisenbahn kaum gestreift. Wenn man die Anfangsstrecke bis zum Jenissei ausnimmt, wo von Kälte und Urwald weniger als von Ackerbau und Viehzucht die Rede ist, so ist der ungeheuere Schienentrakt eigentlich mehr eine sibirische Grenzbahn: wer von Westen nach Osten reist, hat rechter Hand kaum noch 300 Kilometer russischen Boden, linker Hand aber beinahe 3000! Und auf dem letzten Drittel ihrer Länge hat die Bahn vollends den Boden Sibiriens verlassen und bewegt sich ganz auf russischem Pachtgebiet (beziehungsweise demnächst Annektionsgebiet) in China. Man begreift, daß eine so geleitete Eisenbahn für den größten Theil von Sibirien wenig, für seine südlichen Grenzländer aber umso mehr zu bedeuten hat. Eins dieser Grenzländer, die Mandschurei, ist Rußland soeben im Begriff, in seinen Taschen verschwinden zu lassen, das zweite, die Mongolei nebst Tibet, wird dem weißen Zaren eines Tages von selber zufallen, und dann geht die sibirische oder besser transasiatische Bahn gerade durch das Herz des also „arrondirten" Weltreiches. Die Hauptaufgaben der großen Bahn sind natürlich strategische, und daß der neue Weg in dieser Hinsicht das leisten kann, was verlangt wird, nämlich die Chinesen, Japaner und Engländer im fernen Osten in Schach zu halten, hat er gelegentlich der





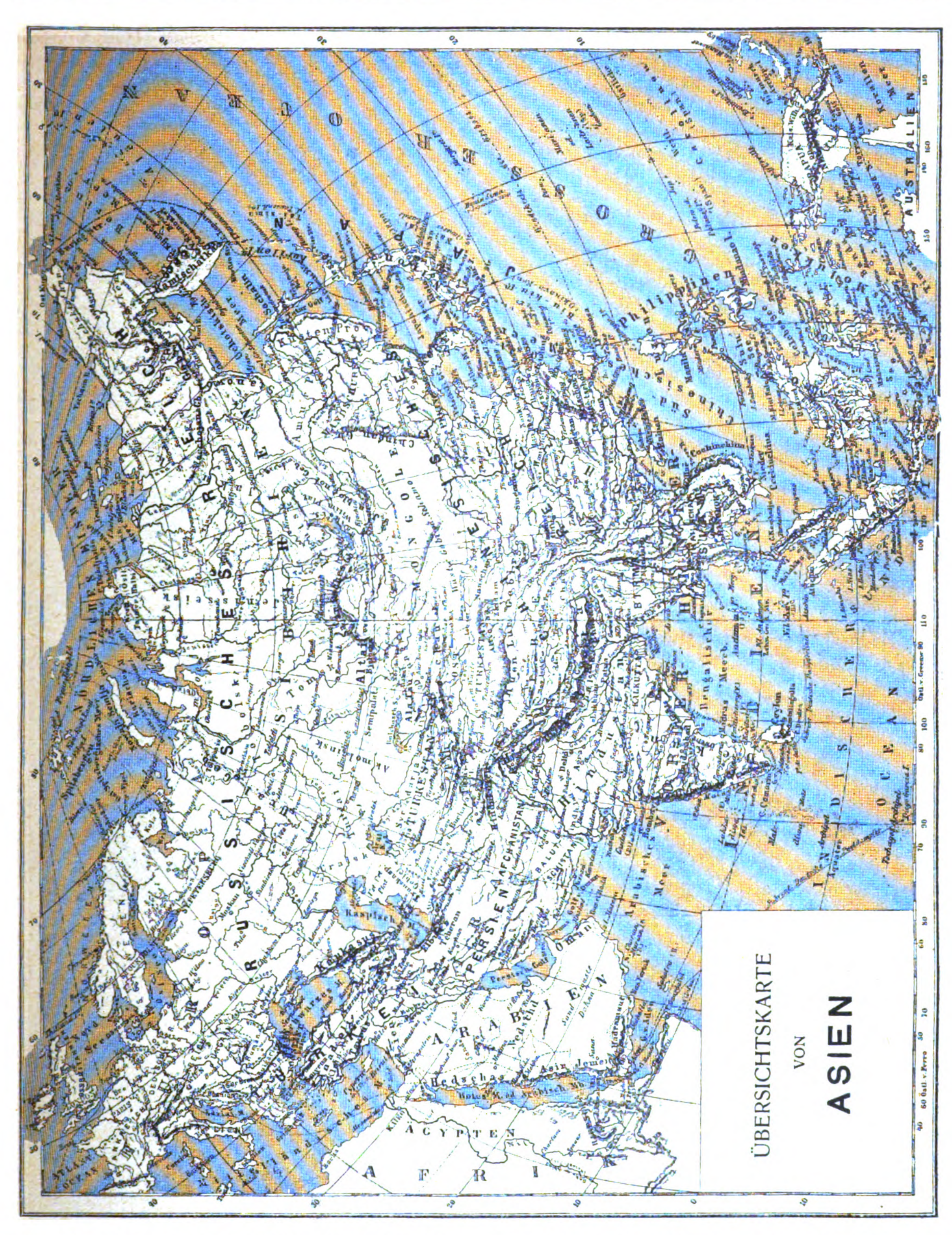
Tscheljabinsk. [Westsibirische Eisenbahn.]

chinesischen Wirren bewiesen. Obwohl damals die Bahn kaum bis Stretjensk, dem Anfangspunkt der 2500 Kilometer langen Amurfahrt, vollendet, von der mandschurischen und ostchinesischen Eisenbahn aber noch nichts zu benützen war, wurden doch von Juli bis November 1900 mehr als 68.000 Mann und 17.000 Pferde nach dem Kriegsschauplatz befördert, was zur See mindestens 50 bis 75 große Dampfer erfordert hätte (die aber überhaupt nirgends aufzutreiben gewesen wären).

Also der Soldat, d. h. nur der russische, ist die eine Partei, die bei dem Milliardenunternehmen der sibirischen Eisenbahn ein Geschäft macht, die andere ist oder wird es wenigstens binnen kurzem sein, der Kaufmann. Ob man augenblicklich, wenn man von — sagen wir Hamburg oder London — nach Shanghai oder Japan gelangen will, über Suez-Singapore zu Wasser oder über Moskau zu Lande reisen soll, ist noch nicht ausgemacht. Wer die Bequemlichkeit liebt, wähle unter allen Umständen den Wasserweg. Was die Kosten betrifft, so gehen die verschiedensten Ansichten um. Der englische Konsul in Tokio, Mr. Bonar, der im Jahre 1901 die schnellste Reise von Japan nach London gemacht hat und für die neue Ueberlandroute schwärmt, versichert, daß sie nicht nur der angenehmste, sondern auch der billigste Weg sei, er hat von Tokio nach London nur 1225 Mark verreist. Von Hamburg nach Yokohama ist die Reise in der I. Klasse der Postdampfer allerdings noch etwas theuerer) 1500 Mark), aber es ist noch sehr die Frage, ob man nicht auf den Dampfern II. Klasse für 860 Mark bedeutend bequemer reist und besser verpflegt wird, als in der I. Klasse der asiatischen Bahn. Während nämlich die gewöhnlichen Züge der letzteren geradezu überfüllt sind, herrscht zu den Schnellzügen, obwohl dieselben jetzt zweimal in der Woche gehen, ein solcher Andrang, daß meist 80% aller Plätze besetzt sind und es auch vorkommt, daß ein Platz überhaupt nicht mehr zu bekommen ist. 10 bis 14 Tage in einem vollgepfropften Schnellzug zu sitzen, ist aber alles andere, nur kein Vergnügen. Was die Reisegeschwindigkeit betrifft, so kam man im Jahre 1900 und 1901 in rund 30 Tagen von Moskau nach Wladiwostok, wobei die letzten 3200 Kilometer auf dem Amurdampfer und der Ussuribahn zurückzulegen waren. Genau ebenso schnell konnte man mit dem Postdampfer über Genua nach Shanghai gelangen, ohne alle die Beschwerden des oftmaligen Umladens des Gepäckes, die Unbequemlichkeiten der Anschlüsse und die vier- bis sechsmaligen Uebergänge von Bahn zu Bahn oder Schiff. Nunmehr hat ja die ganze Osthälfte der Ueberlandbahn durch das Mandschureiabkommen und die Besitzergreifung Port Arthurs durch Rußland ein anderes Aussehen bekommen. Nicht mehr die Amurmündung und das unbedeutende, im Winter eisblockierte Wladiwostok, das seinem Namen („Beherrsche den Osten") wenig Ehre gemacht hat, bilden den Endpunkt der großen Ueberlandbahn, sondern Port Arthur am Golf von Petschili, gerade Tient-sin, Wai-hai-wai und Tsingtau gegenüber, mitten im Brennpunkt der internationalen Interessen gelegen und das ganze Jahr frei vom Eise.

Die sieben- bis achttägige melancholische Dampferfahrt auf dem zwischen düsteren Felswänden rauschenden Amur fällt fort zu Gunsten einer 2400 Kilometer langen Eisenbahnfahrt durch die Mandschurei mit ihren zahlreichen großen Städten, und im ganzen wird die Fahrt von Port Arthur bis Tscheljabinsk (Anfang der sibirischen Bahn) im Jahre 1902 wohl schon in 12 bis 14 Tagen, bis Moskau in 15 bis 17 Tagen, bis Hamburg oder London in 18 bis 20 Tagen zu machen sein. Ob aber die Reisegeschwindigkeit über dieses Resultat je hinauswachsen wird, ist sehr die Frage. Einen Schnellzugsverkehr im europäischen Sinne wird die sibirische Bahn mit ihrem leichten eingleisigen Bau, ihren Barrikaden von Güterzügen, ihren ungünstigen Terrainverhältnissen nie unterhalten können. Wer sich Sibirien als eine Ebene vorstellt, ist sehr im Irrthum.

Die Bahn übersteigt viele Dutzend bedeutende Wasserscheiden, darunter einige von 1000 und noch mehr Meter Höhe, und an Kühnheit und Schwierigkeit der Gebirgsstrecken thun es ihr wenige Bahnen zuvor. Sie bietet des Malerischen, Ungewohnten so viel, daß eine Reise auf ihr unbedingt zu den lohnenden Welttouren gerechnet werden



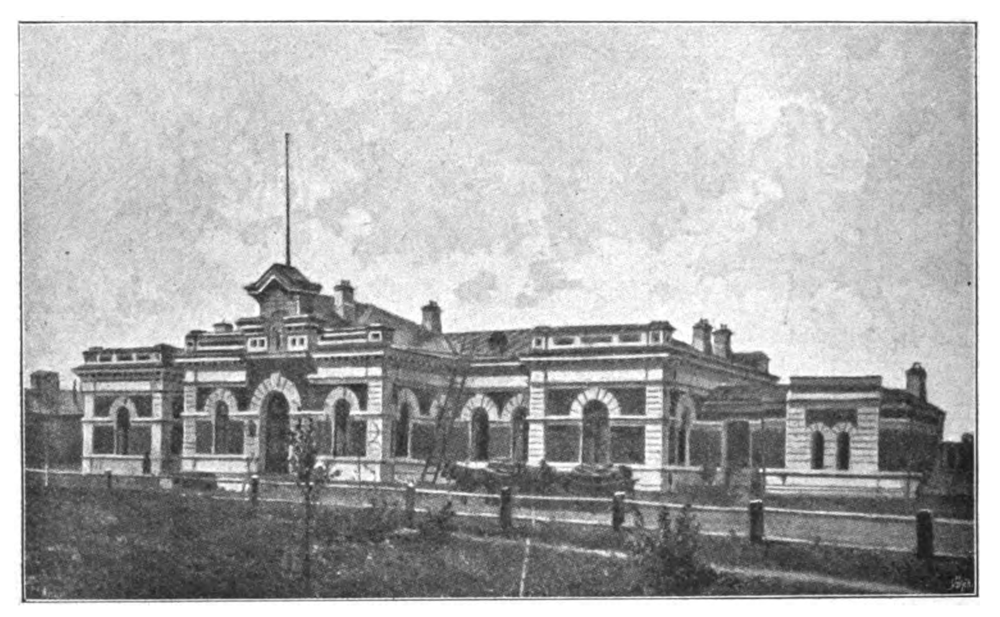
muß, obwohl es trotz der fürstlich luxuriösen Einrichtung der Schnellzüge nicht bequem heißen kann, beinahe drei Wochen keine andere Abwechslung zu genießen, als vom Luxuswagen in den Speisewagen und von diesem in den Luxuswagen zurück. Aber nach außen hin entrollt sich ein um so wechselvolleres Bild. Steppen, Felder und blumige Wiesen, endlose Wälder und riesige Ströme mit wunderbaren Holz-, Stein- und Eisenbrücken, rauhe Gebirge mit kühnen Schlangenwindungen des langsam emporkriechenden Zuges — das wechselt ab, folgt und wiederholt sich viele Tage lang. Fremdartige Sprachen und Gesichter, malerische Trachten und ein buntes europäisch-asiatisches Völkergemisch, welches kennen zu lernen man freilich nicht I. Klasse im Luxuszug, sondern III. Klasse im Personenzug fahren muß.

Dann thut sich das weite Becken des Baikalsees auf, des bergumrahmten Binnenmeeres von Asien, das 160mal größer ist als der Genfer See und außer Millionen Fischen auch den Seehund beherbergt. Vorbei an wunder-

baren Städten mit kuppelreichen Kirchen und einem asiatischen Völkergemisch, vorbei an schneeblinkenden Gebirgen, vorbei an sonnenglühenden Steppen mit Mongolenzelten und Kameelherden, vorbei an chinesischen Städten und Dörfern mit räthselvollem Straßengewirr und schreienden, gestikulirenden Zopfträgern, vorbei an den Ahnengräbern der Mandschu-Dynastie in dem heiligen Mukden, und dem Meere entgegen, dem fernen, großen, östlichen Weltmeer, wo im XX. Jahrhundert der Entscheidungskampf um die Herrschaft der Erde sich abspielen soll, wenn anders die Propheten Recht behalten, die ihn mit so großem Nachdruck auf das Meer und in die internationalen Handelsbeziehungen verlegen.

Werfen wir nun, die Forschungen und Ereignisse der jüngsten Zeit vor allem berücksichtigend, einen Blick auf das von diesem ungeheuren Schienenwege durchzogene, noch wenig bekannte Land.

Nachdem man bei Tscheljabinsk das europäische Rußland verlassen und mit dem Schnellzug zehn bis zwölf Stunden lang das Land der Orenburg'schen Kosaken durchfahren hat, tritt die Bahn in die unendliche westsibirische Ebene ein. Nach Süden erstrecken sich bis zur mongolisch-chinesischen Grenze die Kirgisensteppen, deren Bewohner neuerdings wieder stärker als sonst von einer unheimlichen Landplage geschädigt werden. Es ist eine schwarze, sehr giftige Spinne, Kara-kurt (Schwarzer Witwer) nennen die Kirgisen sie, die durch die Trockenheit der letzten Jahre sich ins Unglaubliche vermehrt hat. Die Kirgisen fürchten das Thier wie die Pest und erzählen wahre Märchen von seiner Gefährlichkeit. In der That ist der Biß der schwarzen Spinne für den Menschen sehr bedenklich, in 7 bis 8% aller Fälle tödlich. Die Steppenbewohner haben eine eigene Heilmethode für die Vergifteten, bei welchen außer einer heftigen blutigen Entzündung der Bißstelle bald Brustbeklemmungen, Schwindel und Bewußtlosigkeit sich einstellen. Die etwas Eisenbarthische Kur arbeitet mit nichts weniger als homöopathischen Dosen von Schafbouillon, Schmalz und Schnaps. Der Kranke bekommt täglich drei Pfund Schmalz, einen halben Eimer Bouillon und einen viertel Eimer Schnaps, unter Umständen noch mehr. Starkes Erbrechen ist ein Zeichen der Besserung, das Bewußtsein stellt sich nach drei bis vier Tagen wieder ein. Im Gegentheil dazu ist für die Kameele, die den ganzen Reichthum der Kalmücken ausmachen, der Biß fast immer tödlich. Das massenhafte Hinsterben der Kameele verbreitete endlich unter den Kirgisen so viel Schrecken, daß viele mit ihren Herden über die chinesische Grenze gezogen sind. Erst dadurch wurde bemerkenswertherweise die Aufmerksamkeit der russischen Regierung darauf gelenkt, die nun eine ihrer berühmten, ja in den Nothstandsgebieten so berüchtigten Forschungsexpeditionen entsandte, um die Sache zu untersuchen. Die Kirgisen werden das Ende dieser gelehrten Untersuchungen kaum abwarten.

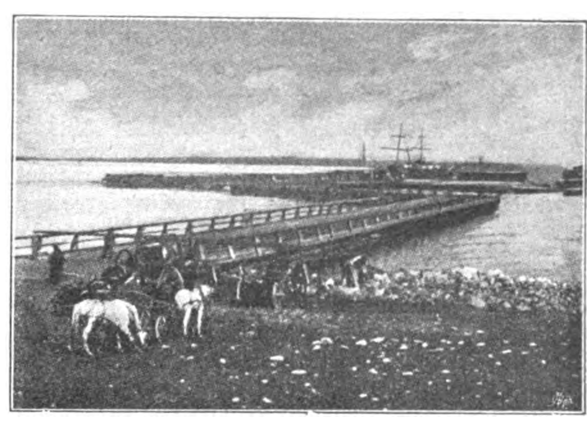


Bahnhof Kurgan. [Westsibirische Eisenbahn.]

Auf der anderen Seite, nördlich der Bahn, dehnen sich nahezu endlos die wasserreichen Steppen des Ob und Irtysch. Es wird in der Nähe der Bahn viel Getreide gebaut, und es könnte zehnmal mehr gebaut werden, wenn es abzusetzen wäre. Die Bahn ist dazu nach ihrem heutigen Stande unfähig. Noch immer, obwohl die Zahl der täglichen Züge auf sechs bis zehn vermehrt ist, lagert das Getreide wochen-, mitunter monatelang im Freien oder in elenden Bretterschuppen neben der Bahn, und wenn es zur Verfrachtung gelangt, ist es großentheils ausgewachsen oder verfault. Nach den Berichten der Markgraf'schen Reise in die Niederungen zwischen Ob und Jenissei ist das Land bis zum 60. Breitengrad, d. h. in einer Ausdehnung, die ganz Deutschland übertrifft, trotz rauhen Klimas bebauungsfähig. Ackerbau, Holzschlag, Vieh-

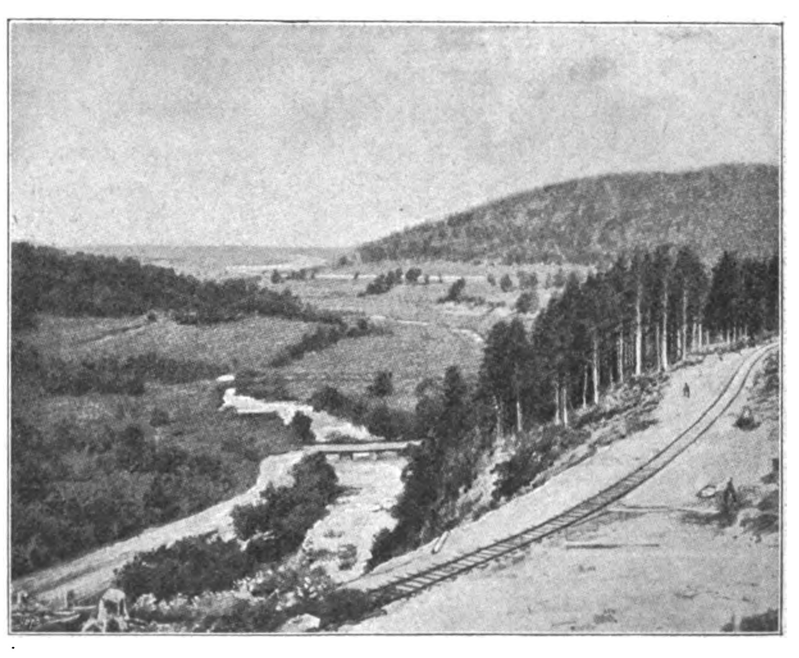
zucht, Jagd und Fischfang könnte in dem Lande zwischen dem Uralgebirge und dem Jenissei Millionen ernähren; allein der Holzreichthum wird einst die Erschließung unbedingt fordern. Aber die sibirische Eisenbahn kann dafür freilich nichts thun. Sie wird nach der zunehmenden Besiedelung der unmittelbar neben ihr liegenden Striche vollauf mit der Ab- und Zufuhr der Produktions- und Verbrauchsmengen dieser Gegenden zu thun haben, aber weder für die entfernteren Landestheile, noch vollends für den europäisch-ostasiatischen Warenverkehr erhebliche Bedeutung erlangen können. Markgraf hält für die nutzbringende Verwerthung der unermeßlichen Wald- und Weidestrecken am Ob, Irtysch und Jenissei dreierlei für erforderlich, eine Eisenbahn nach Archangelsk zum Weißen Meer, ferner eine Regelung der Schiffahrt um das Nordkap zum Atlantischen Ozean durch Seezeichen, Leuchtthürme u. s. w., um diesen im Winter ungangbaren Weg wenigstens im Sommer gefahrlos und belebter zu machen; drittens endlich eine Unterstützung des Handels auf den natürlichen Verkehrswegen Sibiriens, den Wasserstraßen, durch Begünstigung regelmäßiger Dampfschiffahrtslinien. Ob alle diese Mittel verschlagen, ist dabei noch sehr fraglich, das letztere ist jedenfalls noch das billigste und beste. Die sibirischen Flüsse, besonders der Ob und Jenissei, können auf tausende von Kilometern Dampfer und Frachtfahrzeuge tragen, und trotz der schweren und gefahrvollen Fahrt durch das Nördliche Eismeer gelangen selbst Dampfer vom Ausland durch die Mündungen dieser großen Ströme tief in den asiatischen Kontinent. Das Projekt einer 1300 Kilometer langen Eisenbahn von Beresow nach Archangelsk dagegen, einer wahren Polarbahn von den schwierigsten Betriebsverhältnissen, muß als sehr optimistisch betrachtet werden. Wenn schon die sibirische Bahn die 70 Millionen Reingewinn, die sie zur Verzinsung ihrer Anlage herauswirthschaften müßte, nie bekommen wird, so wäre die Bahn durch die unteren Oblandschaften und das Uralgebirge zum Weißen Meer mit ihrer sechsmonatlichen Betriebsdauer noch viel weniger ein rentables Unternehmen.

Die einzige Stelle, wo das große sibirische Schienenband noch immer eine Lücke aufweist, ist der Baikalsee. Die Züge werden zum transbaikalischen Ufer durch ungeheure Fähren übergesetzt, die gleichzeitig, um sie auch im Winter benützbar zu machen, als Eisbrecher gebaut wurden. Mit diesem Fährbetrieb, der die Umgehung des Sees durch eine Ringbahn überflüssig machen sollte, haben die Russen traurige Erfahrungen gemacht. Das Eis erwies sich im Winter 1900 zu 1901 zu dick, um durchbrochen zu werden, die Fähren waren mehr in Reparatur als im Dienst, und schließlich mußte die Beförderung monatelang auf Schlitten über das Eis gehen. Russische Blätter rechnen aus, daß das unglückliche Fährenprojekt mindestens 13 bis 14 Millionen Mark gekostet hat. Nun wird die 300 Kilometer lange Umgehungsbahn um das südliche Ende des Sees doch gebaut.



Dampfer-Landungsstelle am Baikalsee

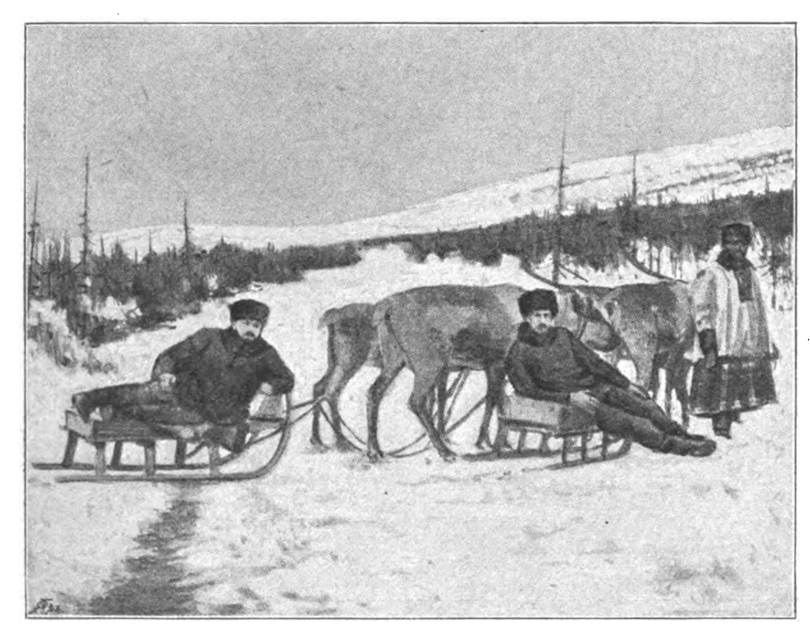
Das Gebiet, welches die Bahn jenseits des Sees betritt, das transbaikalische Gebirgsland, ist von den westsibirischen Strichen ganz verschieden. Immer näher treten rechts die durch riesige Gebirgszüge gebildeten Grenzen des chinesischen Reiches, die bald aufgehört haben werden, es zu sein, immer weiter, unermeßlicher und unbekannter erstrecken sich links, gen Norden und Osten, die Hochebenen und Thäler, Berge und Wälder der Jakuten und Tungusen, die unbekannten Gebiete der Lena, des Amur und großer, gewaltiger Ströme zwischen ihnen, die den Rhein an Größe und Länge weit übertreffen und die man außerhalb Rußlands nicht einmal dem Namen nach kennt. In die unwirthlichsten Gebiete dieses ostsibirischen Kontinentes, der unter anderem den Vorzug hat, das strengste und größte Kältegebiet der Erde zu besitzen, in die Striche der ostsibirischen Eismeerküste, hat Baron



Bahnführung bei Ufalei der Tscheljabinsk—Jekaterinburg-Eisenbahn.

E. Toll bereits drei ergebnisreiche Forschungsreisen gerichtet. Die Lena bildet hier eine scharfe Grenze zwischen dem ebenen, etwa 300 Meter hohen Tafelland von Mittelsibirien, das bis zum Jenissei reicht und von vielen tief eingeschnittenen Flüssen gefurcht ist, und den ostsibirischen Kettengebirgen, die gleich am rechten Ufer steil zu 750 Meter emporsteigen. In diesen rauhesten Gebirgen Asiens liegen die meisten der Bergwerke, in denen die russischen Deportirten ihrem schrecklichen Gewerbe ob- und meistens unterliegen. Die in großen Entfernungen von einander und von allen Kulturstätten liegenden Bergwerksansiedelungen sind, von den Zelten und Hütten der renthierzüchtenden Eingeborenen abgesehen, die einzigen Wohnstätten. Dies sind auch die Gegenden, wo die Reste, ja vollkommene Kadaver von Mammuths und anderen voreiszeitlichen Bewohnern Asiens in gefrorenem Zustande bis auf unsere Tage ausgedauert haben. Gerade in jüngster Zeit ist ein bedeutsamer Fund dieser Art gemacht worden, über den wir kurz berichten wollen. Der im Herbst 1900 gefundene Kadaver eines vollständig erhaltenen Mammuths lag in dem gefrorenen Erdreich über dem Ufer der Beresowka, eines kleinen Flüßchens, das unter $67\frac{1}{2}^{0}$ nördlicher Breite in die Kolyma mündet. Obwohl der Boden Sommer und Winter gefroren bleibt, war doch die sommerliche oberflächliche Abwaschung und Erweichung bis an den eingeschlossenen Körper vorgedrungen und hatte ihn einseitig bereits etwas bloßgelegt. Erst im nächsten Frühjahr konnte die zur Bergung des Fundes bestimmte, von dem Konservator des Petersburger zoologischen Museums, Otto Herz, geleitete Expedition ihre Reise antreten, die von Petersburg aus rund 11.000 Kilometer beträgt — soviel wie von London nach Tokio oder St. Francisco ungefähr. Davon ließen sich 5000 Kilometer bis zum Baikalsee mit der Bahn zurücklegen, die dann folgende Strecke bis Jakutsk größtentheils auf der Lena. Ein Dampfer brachte die Reisenden, die Lena und den Aldan aufwärts fahrend, weiter bis Werchojansk an der Jama, dem Mittelpunkt des sibirischen Kältepols mit 66° C. Minimaltemperatur, wo man am 9. Juli eintraf. Der Ritt von hier durch die Tundra oder Eissteppe, die wahrscheinlich aus klimatischen Ursachen den Rand der Taiga, des sibirischen Urwaldes, immer weiter nach Süden zurückdrängt, gestaltete sich indessen zu einer unerwarteten Strapaze. Der Weg ist zwischen Werchojansk und Sredne Kolymsk so schlecht geworden, daß die Händler ihn ganz aufgegeben haben und vom Ochotskischen Meere aus die letzt genannte Station erreichen. Wie weit der Wald früher in die heutige Tundra hineingereicht hat, beweisen die alten vermodernden Stämme fußdicker Lärchentannen, die die Steppe bedecken. Bei dem fortwährenden Regen des Sommers, es regnete fast ununterbrochen vom 17. Juli bis 22. August, und dem gefrorenen Untergrund (die Tundra thaut im Sommer nur oberflächlich auf) bildet der Boden einen fast ununterbrochenen Sumpf. Herz selber sandte von diesem sechswöchigen Ritt durch die sibirische Steppe folgende Schilderung, welche alle Fährnisse einer sommerlichen Tundrawanderung wiedergibt:

„Am schlimmsten ist es auf der trügerischen, trockenen Moostundra, wo die Pferde unversehens in tiefe Löcher treten und dann regelmäßig zum Stürzen kommen. Viel lieber ist mir dann immer noch der regelrechte Morast, wo allerdings die Pferde bis weit über den Bauch sich mit allen Kräften durch den zähen Schlamm arbeiten müssen, aber fällt man, so fällt man doch wenigstens weich in den nassen Dreck. Natürlich muß man mit größter Vorsicht auf dem Pferde sitzen, denn durch ein Hängenbleiben mit dem Fuß im Steigbügel würde man leicht unter das Pferd zu liegen kommen, und bevor Einem Hilfe gebracht werden könnte, müßte man in dem Morast umkommen. Wir waren oft genug daran, die gestürzten Pferde auf der Stelle zu tödten, da sie nicht aufstehen wollten oder konnten, und erst durch unter den Bauch gesteckte Bäume, dieselben als Hebel benützend, konnten sie nach langer Zeit zum Aufstehen bewogen werden. Auf der Stelle kann man auch den armen Thieren die nöthige Hilfe nicht erweisen, da vor allen Dingen an die Bergung des Gepäckes gedacht werden muß, und dann heißt es, dasselbe selbst auf dem Rücken nach einem halbwegs trockenen Plätzchen zu schleppen. Ein trockenes Plätzchen nennt man dann eine solche Stelle, wo man in dem bis nur ungefähr an die Knie reichenden Schlamm stehen kann. Ist man dann noch gezwungen, mitten in der Tundra zu kampiren, so findet man schwer eine Stelle, wo man sein kleines Zelt aufschlagen kann. Baumäste, auf die Erde gelegt, und einige Felle darüber, dienen dann zum Lager, und wie gut schläft man darauf! Selbst eine Polarexpedition findet



Aus dem hohen Norden Sibiriens. Im Renthierschlitten durch die Taiga.



immer noch einen sichereren Unterkunftsort, als es hier im Sommer in der Tundra oder im Morast nur denkbar ist, und wäre es wirklich ein Wunder, wenn diese Expedition nicht Rheumatismus oder eine andere Krankheit im Gefolge haben sollte. Es ist ein großer Unterschied, hier im Winter oder im Sommer gereist zu haben, und wer letzteres nicht gethan hat, kann sich die Schwierigkeiten dieser Reise unmöglich vorstellen."

Sredne Kolymsk, der letzte russische Posten in der Richtung auf die Fundstelle, liegt von der letzteren noch etwa 300 Kilometer entfernt. Herz brach sofort dahin auf und mußte schon aus weiter Entfernung die Wahrnehmung machen, daß Wärme und Fäulniß fleißig am Werke waren, ihm seinen Erfolg streitig zu macheu. Ueber eine halbe Werst war der furchtbare Geruch des aufthauenden Kadavers wahrnehmbar. Die Bären, Wölfe und Füchse hatte er allerdings nicht gehindert, dem vielleicht zehntausendjährigen Braten gewaltig zuzusprechen. Sie hatten einen Theil der Kopfhaut und des Rückens abgefressen, aber in größerem Umfang hatte die Wärme dem seltenen Fund zugesetzt. „Von der Behaarung," schrieb Herz im November 1901, „ist am Bauch und drei Beinen nicht mehr viel vorhanden, und was noch in der Erde mit Haaren liegt, wird auch nicht zu retten sein. Das linke Vorderbein ist dagegen noch großartig und beweist, daß das Mammuth eine solche Pelzbekleidung hatte, daß es das härteste Winterklima vertragen konnte. Die dunkel-rostbraune, ziemlich dichte Haarbekleidung bis zum Mittelarm ist zirka 20 Zentimeter lang, während sie an der Innenseite des Vorderfußes aschblond ist und noch viel dichter steht. Unter diesen Steifhaaren sitzt ein richtiger Pelz von 5 bis 10 Zentimeter langem Wollhaar, von hellgelber Färbung wie bei jungen Kameelen." Vom Rüssel war nichts vorhanden, vom Schwanz ein kurzes, langbehaartes Stück, das gefroren transportiert werden mußte, um dem Zerfallen vorzubeugen. Besonders interessant war das Auffinden von Futter nicht allein im Magen, sondern auch zwischen den Zähnen und auf der Zunge. Die Lage des Kadavers wies darauf hin, daß das Thier am Fundort in eine Eisspalte gestürzt und in derselben sehr bald umgekommen sein mußte. Die Eisspalte gehörte einem jetzt in der Auflösung begriffenen fossilen Gletscher an und hat sich nach dem Einbrechen des schweren Thieres mit Sand und Lehm gefüllt, die nun beim Aufthauen des ganzen, steil geneigten Bodens vom Regen und Schmelzwasser fortgewaschen werden. Der beim Aufthauen solcher fossilen Gräber bald entstehende intensive Verwesungsgeruch ist wohl meist die Ursache des Auffindens dieser alten Kadaver.

Hochinteressante Entdeckungen über das einstige Thierleben in diesen heute dem Eise verfallenen Breiten haben anch die oben erwähnten Reisen des Barons Toll gezeitigt, über die in Petermann's Mittheilungen ausführlich berichtet ist. Selbst innerhalb des Eismeeres, auf den unter dem 75. Breitengrad liegenden Neusibirischen Inseln, hat einst üppiger Pflanzenwuchs und blühendes Thierleben geherrscht. Auf der südlichsten dieser Inseln, der Ljächowinsel, stellte Toll einen oberen Horizont von dicken, vollständig gefrorenen Lehmmassen fest,



Katunsche Gletscher und Bjelucha [sibirischer Montblanc] im Altai.

die im Sommer nur drei bis sechs Zoll tief aufthauen, und in denen viele Reste der diluvialen Thierwelt abgelagert sind. Die Jäger sammeln vorzugsweise die ausgewaschenen Mammuthzähne, die so wohl erhalten sind, daß dieselben der europäischen Elfenbeineinfuhr erfolgreich Konkurrenz machen. Dann findet man Hautreste vom Mammuth und seinen Zeitgenossen, ja vollständige Kadaver, z. B. von dem Rhinozeros. Außerdem hat man hier Reste des diluvialen Hirsches, des amerikanischen Edelhirsches, Pferdes, Tigers, der Antilope und Saiga gefunden. Daß die Thiere da, wo ihre Spuren gefunden werden, auch ihre Nahrung hatten, beweisen die Reste einer einstigen üppigen Waldvegetation. Wo jetzt nur die Polarweide in handhohen verkümmerten Individuen ihr Dasein fristet, war einst eine Vegetation, die die große Thierwelt ernährte. Und nun das Seltsamste. Unter dieser Lehmbedeckung ruht ein bis 20 Meter dicker Eispanzer, den nur eine ehemalige Eis- und Gletscherzeit hierher getragen haben kann. Daß einst ganz Nordasien von einer weitreichenden Vergletscherung überzogen war, bezeugen Moränenlandschaften an vielen Theilen der Küste, daß sich aber auf den Gletschern dieser alten Eiszeit ein neuer Boden mit neuem Pflanzen- und Thierleben entwickeln konnte, ist jedenfalls überraschend und spricht für die langen, seitdem verflossenen Zeiträume.

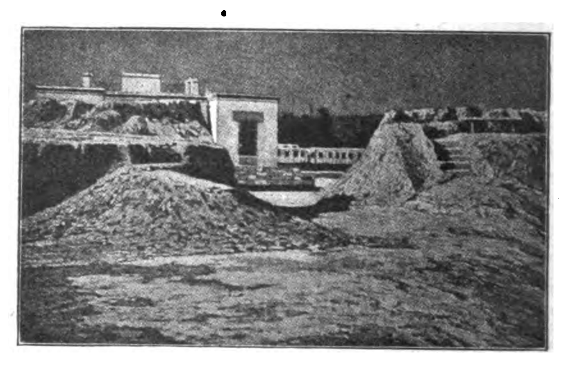
Auch in Sibirien hat sich, wie in vielen Ländern Asiens und Afrikas, die Forschung neuerdings lebhaft den ältesten Resten der Urbewohnerschaft zugewandt, die wir noch vielfach gewissermaßen

im Hintergrunde von Stämmen und Völkern, die uns selber fremdartig gegenüberstehen, finden können. So leben in Japan noch die Ainos, auf den Philippinen die Negritos, auf Java die Tenggeresen, von den späteren Eroberern ihrer Heimat wohl überwunden, aber nicht völlig verdrängt und ausgerottet, gleichsam eine dritte Generation von Völkern im Hintergrunde derer, die gegenwärtig ihren Boden bewohnen und derer, die aus Europa oder Amerika kommend sich jetzt anschicken, ihren Fuß auf beide, die Urbewohner und die Eroberer, zu setzen. Dazu gehören auch die Giljaken, die den nördlichen Theil von Sachalin, die gegenüberliegende Küste und das Amurgebiet noch in einigen tausend Seelen bewohnen, aber bald genug zu den ausgestorbenen Völkern gehören werden. L. J. Sternberg, der sie eingehend studirt hat, nennt sie das interessanteste Volk Ostasiens. Mitten unter anderen Völkern leben sie vollkommen abgeschlossen. Selbst mit den Sprachen der nächsten Urbewohner Ostasiens, der Tungusen im Norden, der Ainos im Süden, hat die ihrige nichts gemein. Man könnte sie eher als Verwandte der Urbewohner von Nordamerika betrachten, welches mit Asien ja zweifellos einmal durch eine feste Brücke verbunden gewesen ist. Zeigt doch auch die untergegangene und die lebende Thier- und Pflanzenwelt beider Kontinente Verwandtschaft genug miteinander. Auch in ihren Familienverhältnissen unterscheiden sich die Giljaken von den übrigen Urbewohnern des östlichen Asien. Sternberg nennt ihre Ehe eine gruppenhafte, weil sich zwar einzelne Paare zusammenthun, innerhalb gewisser, durch die Verwandtschaft bestimmter Gruppen jedoch die Weiber als gemeinschaftlich betrachtet werden. Durch ähnliche Verwandtschaftsbeziehungen wird auch die Wahlfreiheit bei der Ehe beschränkt. Die weiblichen Nachkommen einer Gruppe werden nur in eine bestimmte andere Gruppe hinein verheirathet, und umgekehrt, erhalten die jungen Männer der ersteren Gruppe ihre Weiber nur aus den Töchtern der letzteren. Manches dunkle Räthsel in der Urgeschichte des menschlichen Geschlechtes, das nur durch die Beobachtung solcher alten primitiven Stämme gelöst werden kann, harrt noch der Aufklärung.

Bevor wir an dieser Stelle, wo der asiatische Kontinent über die lange, einst vulkanische Halbinsel- und Inselgruppe Kamtschatkas, der Aleuten und Alaskas der neuen Welt die Hand reicht, von dem Boden Sibiriens Abschied nehmen, sei jedoch noch einer großartigen Naturerscheinung gedacht, die im vergangenen Sommer die Bewohner von Kamtschatka erschreckte. Von den eisbedeckten Bergspitzen dieser Halbinsel weiß man wohl, daß sie vulkanischen Kräften ihre Entstehung verdanken, aber seit langer Zeit hat keine von ihnen ein Zeichen gegenwärtigen Lebens mehr gegeben. Um so entsetzter horchten die Anwohner auf, als am 7. Juli 1901 ein dumpfes, mehrstündiges Gebrüll in den Tiefen des Awatschi eine Eruption ankündigte, die thatsächlich um die neunte Morgenstunde zum Ausbruch kam. Bei wolkenlosem Himmel stieg aus dem schneeerfüllten Krater eine Lavasäule empor, die nach wenigen Minuten von dickem Qualm umwogt, in sich zusammenbrach. Alsbald begann der blendende Eis- und Schneemantel des Awatschi vor der Gluth der Lava zusammenzuschrumpfen, und bald rasten dunkle, verpestete, rauchende Bäche die Abhänge hinunter, um den fischreichen Awatschifluß schwellen zu machen und sein Thierleben, die Nahrungsquelle der Bewohner, zu vergiften. Der Berg stand in wenigen Stunden schwarz da, nur in der Nacht hüllten ihn die Lavaströme in einen lodernden Mantel. Drei Tage hielt der Ausbruch an, bis sich die unterirdischen Kräfte, als wären sie zufrieden, ihre Gegenwart dem Menschen wieder in Erinnerung gebracht zu haben, wieder beruhigten. Stärkere Erderschütterungen waren mit dem Ereignis nicht verbunden.

Alte und neue Geschichten aus Russisch-Turkestan.

Selbst in Asien gibt es wohl kein Land, das in dem Maße der Wetterwinkel politischer Stürme gewesen ist, wie das westliche Turkestan. Chiwa und Merw, Bochara und Fergana sind die Hauptbestandtheile dieses weiten Reiches, das im Süden



Geok Tepe. Blick durch die alten Festungswälle auf den Bahnhof.

und Osten sich an Afghanistan und den großen zentralasiatischen Bergknoten des Hindukusch und Pamir lehnt, westlich und nördlich aber in die trostlosen Steppen der Turkmenen und Kirgisen aus, läuft. Zwischen dem Oxus und Jaxartes der Alten, dem heutigen Amu Darja und Syr Darja, liegt in den Städten Buchara, Samarkand, Kokand und Taschkent der wirthschaftliche Schwerpunkt dieser Landstriche, die sich Rußland, der große Asienverschlinger, durch einen ähnlichen Riesenbau wie die sibirische Bahn erschlossen hat. Die transkaspische Eisenbahn, heute ist sie bedeutsamer als „mittelasiatische Eisenbahn" umgetauft, erstreckt sich jetzt bereits 2000 Kilometer nach Asien hinein, bis weit über Kokand und nahe an die Grenzen der gegenwärtig noch zu China gehörigen Mongolei. In ihrer ersten Hälfte ist die transkaspische Linie eine Wüstenbahn in unsicherem Gebiet, wo statt der Wärterhäuschen in 15 Kilometer Abstand kleine Wachtthürme mit Militärposten stehen, wo die Lokomotiven ihren ganzen Wasservorrath mit sich schleppen und Naphtha heizen müssen, weil es kein Holz gibt. Auf der zweiten Hälfte, wenn der Amu Darja mit seiner wunderbaren Brücke überschritten ist, wird es zivilisirter, d. h. asiatisch zivilisirt. Die hölzerne Brücke des Amu Darja, zu welcher das Holz ein paar tausend Kilometer weit

aus Europa geholt ist, wurde so lange als ein Weltwunder angestaunt, bis sie ganz und gar entzwei war. Ganz heil war sie nie gewesen, und ein sechs Jahre in Turkestan ansässig gewesener Deutsch-Russe sagte, sie gehörte zu den merkwürdigen Brücken jenes englischen Parlamentsredners, die „zwei Ufer trennen". Kürzlich ist sie, nach dreizehnjährigem Gebrauch, durch eine eiserne ersetzt worden, aber gleichzeitig wird schon wieder stark über Beschädigungen der vorher fertig gestellten Eisenbrücke über den Syr Darja geklagt. Die Brücken scheinen also die Schmerzenskinder der mittelasiatischen Bahn zu sein, wie sie die der sibirischen Bahn sind.



Die Moschee Shir Dar auf dem großen Moscheenplatz zu Samarkand.

Gewaltige Stürme, sagten wir, sind über diese Lande hinweggezogen. Den arischen Urbewohnern brachten die Perser vor drei Jahrtausenden das Licht der Lehre Zarathustra's und nahmen ihnen dafür das Recht ihrer freien Selbstbestimmung. Die persische Herrschaft zerschellte an den Heeren Alexanders des Großen, der den Oxus im Glanzpunkte seines Glückes überschritt. Samarkand (Marakanda) war die Stadt, wo Alexander dem Trunke verfiel und durch die Ermordung seines Freundes Klitus nichts weiter tödtete als seinen Ruf und sein besseres Selbst. Am Syr Darja kehrte er um und hinterließ ein großes Reich von macedonisch-griechischer Kultur. Ein kurzes Jahrhundert, und die Einfälle scytischer Barbaren warfen die Reste dieser Kultur um, bis bald nach Christi Geburt von Osten ein neuer Glaube und eine neue Zivilisation eindrang, der von den Chinesen bis hierher getragene Buddhismus. Erst diese Lehre vermochte dem festgefügten Glauben an Zarathustra, der unter allen Stürmen und Eroberungen festgestanden hatte, erheblich Abbruch zu thun. Neue Jahrhunderte kamen und mit ihnen neue Völker. Mit dem Christenthum zog im IV. Jahrhundert die dritte große Religion in Turkestan ein, Merw und Samarkand wurden Bischofssitze, aber auch das war nicht von Bestand. Im VII. Jahrhundert fluthete der große Ansturm der Araber und des Islam, der halb Asien überschwemmte, auch über die Reiche des Oxus und Jaxartes, und Christus, Buddha und Zarathustra mußten Mohammed weichen, dem einzigen Propheten Allah's. Der Islam erwies sich so stark, daß keine der nachfolgenden Eroberungen ihn wieder verdrängen konnte. Und an neuen Eroberungen und Völkerwanderungen fehlte es nicht. Im XIII. Jahrhundert zog Dschengis Chan mit seinen Mongolen wie ein Wettersturm durch den Westen Asiens und ließ Europa erzittern. Die Welle fluthete zurück, aber in Turkestan blieben die Mongolen, wenn auch zu Dienern des Islam geworden, die Herren. Im XIV. Jahrhundert endlich war die Zeit Turkestans gekommen, sein Dschengis Chan, sein Alexander war geboren, Timur der Lahme. Er war ein Abenteurer, und er blieb sein Leben lang einer, aber einer aus dem Holze, wie die Alexander und Napoleon. Aus einem Häuptlingssohn wurde er zum Kriegsführer, zum Lehnsherrn, zum Herrscher von Transoxanien. Samarkand war im Begriff, die Hauptstadt der Welt zu werden. In 35 Feldzügen bekriegte Timur die halbe Welt, und keiner mißlang ihm ganz. Auf Persien, das ihm zuerst erlag, folgte Kaukasien, und 1394 stand er, 60 Jahre alt, vor den Thoren von Moskau; dann kam Indien an die Reihe und endlich das ungeheure Reich des Sultans. Bei Angora in Kleinasien fiel die blutigste Schlacht, die der Islam und das Mongolenthum sich je lieferten; zwölfmalhunderttausend Streiter fochten, und Timur blieb der Sieger. Er war ein Mongole und gab sich selbst für einen Nachkommen Dschengis Chan's aus, so war es wohl sein gerechtes Geschick, daß er starb, als er gegen das eigene Mutterland ins Feld zog, vermuthlich, um selber den Thron von China zu besteigen. Uebrigens war er damals bereits ein alter Mann.

Samarkand hatte mit Timur den Mittag seines Daseins erreicht, es ging bergab. Es ging mit der ganzen Herrlichkeit von Turkestan bergab, und wie die alten Bauten aus Timur's Tagen in Samarkand, so standen bald die Trümmer des Reiches in den kleinen, eifersüchtigen Fürstenthümern



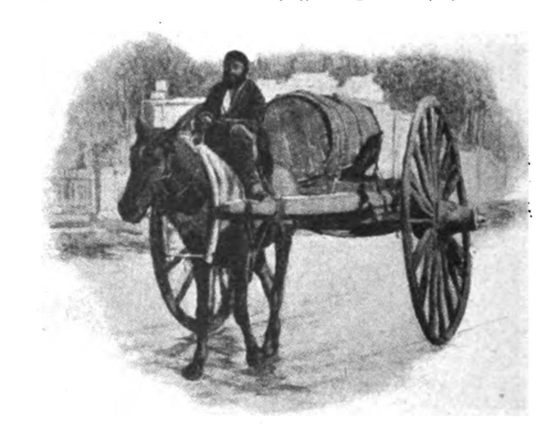
Beförderungsmittel in Turkestan.

da, die seit der Mitte des XIX. Jahrhunderts unaufhaltsam den Russen zufielen.

Wer an diese Zeit denkt, den kann auch das bunteste Völker- und Sprachengewirr in Turkestan nicht überraschen. Zu allen den alten Stämmen, Rassen und Mischlingen sind jetzt noch die Russen hinzugekommen als zivilisirende Nation. Ueber die Resultate dieser Bemühungen berichtete jüngst in sehr frischer, ansprechender Form Friedrich Dukmeyer, der lange in den verschiedenen Städten von Turkestan gelebt hat. (Allgemeine Zeitung, Beilage, Oktober 1901.)

Daß sich die Russen der Reiche Turkestans bemächtigten, kann man ihnen nicht verdenken, denn um die Vierziger- und Fünfziger-Jahre huben die Nachkommen Timur's des Eisernen auf ihren verschiedenen Thrönlein ein solches Verfolgen und Schlachten unter einander und ihren Anhängern an, als wollten sie zwischen dem Amu und Syr keine Seele am Leben erhalten. Da fuhren denn die Russen dazwischen, nahmen ein Chanat nach dem anderen und eine Hauptstadt nach der anderen fort und bauten seit 1881, um ihren Freunden am Amu Darja und Syr Darja näher zu sein, die transkaspische Eisenbahn. Die wenigen noch selbständigen Fürsten, die meisten hatten sich ja schon gegenseitig umgebracht, wurden in Samarkand und Taschkent kalt gestellt und erhielten ein bescheidenes Wartegeld. In Taschkent lernte Dukmeyer den Sohn Chudojar Chans, des letzten Herrschers von Kokand, kennen, Ibn Jamin-Bek, der dort mit drei Brüdern lebt. Die Russen zahlen ihm und auch anderen jungen Prinzen verjagter Chans monatlich 30 Rubel, wozu sich Ibn Jamin-Bek, weil er damit nicht auskommt und auch nicht müßig gehen will, den kärglichen Lohn eines Kanzleischreibers hinzuverdient. Er kleidet sich, ebenso wie seine Frau, europäisch und die Moslims sagen nun, daß Ibn Jamin-Bek's keine Kinder haben, ist die Strafe Gottes für diese Sünde. Auch die Mutter dieses kokandischen Prinzen lebt noch. „Sie ist," sagt Dukmeyer, „noch jetzt eine königliche Erscheinung, das Gesicht edel und schön, wenn auch vergrämt. Der Sohn kann sie nicht bewegen, sich photographiren zu lassen, und wenn der Photograph auch eine Frau wäre und zu ihr ins Haus käme. Als ihr fürstlicher Gatte, Chudojar Chan, noch über Millionen verfügte, schenkte er ihr ein paar Schuhe mit Gold und Edelsteinen besetzt, die auf dem Bazar ein bucharischer Jude mit 4500 Rubeln bezahlte. Jetzt bezieht sie wie ihr Sohn von der russischen Regierung eine monatliche Pension von 30 Rubeln." Ibn Jamin-Bek wurde, als er geboren war, in eine vergoldete Wiege gelegt. „Meine Mutter," erzählte er, „schenkte nachher meiner Amme die Wiege und behielt von ihr nur zwei goldene Knöpfe. Die Amme veräußerte die Wiege und kaufte sich aus dem Erlös ein Haus und ein Grundstück in Kokand."

In Taschkent lebte Ende der Neunziger-Jahre auch der Chan von Hasaristan, dem bis dahin ein unabhängiges Chanat in Afghanistan gehört hatte und der von Abdurrahman von dort verjagt war. Nun lebte er von einer russischen Pension, wie sie früher Abdurrahman selber in Samarkand erhalten hatte, und lobte die Russen, während er auf die Engländer, die Freunde des Emirs von Afghanistan, in allen Tonarten schimpfte. Abdurrahman selbst war sein bitterster Feind, denn er hatte ihm sogar seinen Harem, drei Gemahlinnen mit 90 Dienerinnen, abgenommen, um sie nach Kabul bringen zu lassen. Das ärgerte Muhammed Asim-Chan am meisten Uebrigens gab er zu, daß er sich mit den lumpigen 1200 Rubel, die ihm die Russen gaben, doch keinen Harem halten könnte. Er hatte deshalb einstweilen eine Taschkenter höhere Tochter geheirathet, die von seiner, wie er von ihrer Sprache kein Wort verstand und die ihm bald wieder davon lief. Als Abdurrahman starb, erwachten in Muhammed Asim noch einmal die Hoffnungen auf seinen angestammten Thron, aber da die Russen keine Lust haben, ihm wieder dazu zu verhelfen und er selber doch unmöglich einen Feldzug gegen Afghanistan beginnen kann, wird es wohl sein Schicksal sein, als Chan ohne Land zu sterben.



Beförderungsmittel in Turkestan.

Die Landesbewohner werden jetzt ohne genauere Unterscheidung als Kirgisen oder Sarten bezeichnet.

Letztere mit arischem, zuweilen schönem Gesichtstypus, sind die Reste der ursprünglichen Bewohner und Mischvölker, die Kirgisen sind reine Mongolen und noch jetzt schwer zur Seßhaftigkeit zu bringen. Die Sarten und auch die meisten Kirgisen sind Mohammedaner und halten sich im Innersten den Russen für weit überlegen. Der Taschkenter Gelehrte Nikolaus Ostroumoff diktirte seinem Schreiber und Hilfsredakteur der „russisch-sartischen Zeitung“ einen Ausspruch König Oskar's von Schweden ungefähr mit den Worten: „Die Männer sollen auf ihre Frauen hören, denn diese haben viel Verstand“. Der Mullah übersetzte das so: „Die Frauen sollen ihren Männern aufs Wort gehorchen, denn sie haben keinen eigenen Verstand.“ Ostroumoff merkte aber den Braten und stellte den Schreiber wegen der falschen Uebersetzung zur Rede. „Bei den Schweden und Russen,“ sagte darauf der Mullah, „mögen die Weiber verständig sein, bei den Moslims aber sind sie es nicht, also habe ich ganz richtig übersetzt.“

Die Lust und das Geschick zum Handeln und Feilschen ist fast bei allen Stämmen stark ausgeprägt. Dukmeyer erzählt: „Einmal besuchte ich mit meinem Diener den asiatischen Bazar, um einen Teppich zu kaufen. Wir fanden auch einen sehr schönen, und ich war mit dem Verkäufer beinahe handelseins, da zwinkerte mir mein treuer Diener zu. Nun begann er den Teppich herunterzureißen und ließ an ihm kein gutes Haar. Bald entdeckte er in ihm ein Loch, bald statt dessen ein Vieh von einem Ungeziefer; dann erschien er ihm wieder so klein, daß er nicht einmal als Kameelsdecke tauge, bis der Kaufmann vor der eigenen Ware einen solchen Ekel bekam, daß er uns wüthend den Teppich zuwarf und mit Thränen in den Augen ausrief: Zahlt was Ihr wollt, nur macht, daß Ihr mit dem Zeug mir aus den Augen kommt! — So will es der Handel.“ — Als der Berichterstatter mit seinem Freunde Ibn Jamin-Bek eine Moschee besuchte, in der nächtlich verzückte Tänze nach Art der heulenden Derwische abgehalten wurden, sagte der Prinz zu seinem Begleiter beim Eintritt: „Geben Sie auf Ihre Ueberschuhe wohl acht, die wir in jenem dunklen Winkel ablegen müssen. Diese frommen Leute haben bei ihrer religiösen Verzückung einen unheimlich scharfen Blick für die besseren Ueberschuhe, wenn sie gottberauscht die Halle verlassen.“ Noch viel schnöder urtheilte der kokandische Prinz über den eben dort lehrenden Propheten, der diese Uebungen angeblich nur veranstalte, um sich an den mitgebrachten Ischans (Backschischs) der Gläubigen zu bereichern.

So fällt die Pracht und die Macht des Islam in Turkestan zusammen, theils unter den Händen der Russen, theils unter der Kritik seiner eigenen, europäische Bildung annehmenden Söhne.

Auf dem „Dach der Welt“.

Mit den russischen Besitzungen in West-Turkestan haben wir uns jenem merkwürdigen Gebirgsknoten von Mittelasien genähert, der, vor kurzem noch gänzlich unerforscht, heute aus politischen Anlässen nach kreuz und quer bereist worden ist, dem Pamir. Man könnte das Pamirgebiet das „Fichtelgebirge“ von Zentralasien nennen, nicht weil es etwa Fichten trüge, sondern weil es, gleich dem bekannten deutschen Gebirgsknoten, der Ausstrahlungspunkt eines gewaltigen Fächers großer Kettengebirge, ja der höchsten Gebirgszüge der ganzen Erde ist. Das Pamirhochland ist größer als Bayern, und wenn man sich das Erzgebirge bis Moskau, den Böhmerwald bis ans Goldene Horn, den Jura bis Lissabon und den Thüringer Wald bis Island reichend dächte, so käme man ungefähr auf die Verhältnisse jener asiatischen Gebirgszüge, die vom Pamir ihren Ausgang nehmen, des gewaltigen Himalaya, des Küen Lün und des Thian Schan,



Ein Sarte von Samarkand.

endlich des Hindukusch, der sich bald in das afghanisch-persische Gebirgsland zerspaltet und verliert.

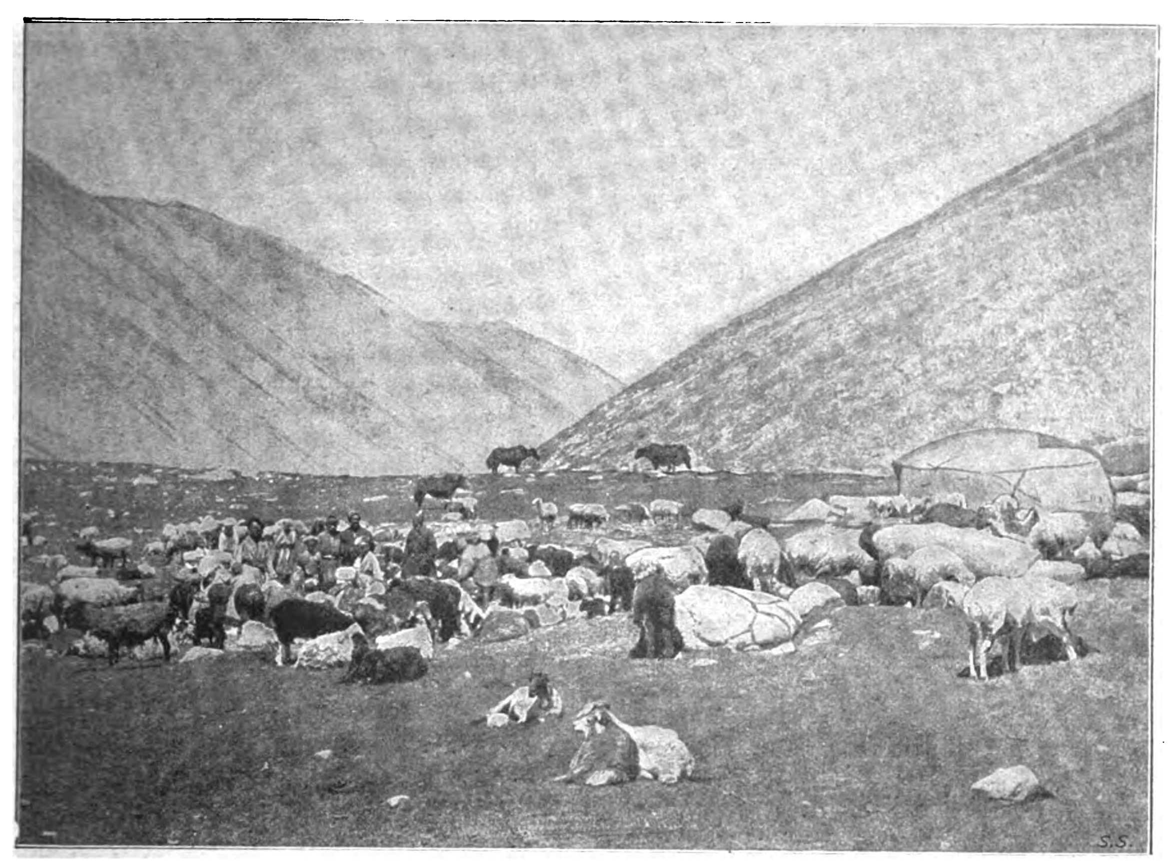
Wo alle diese riesenhaften Kettengebirge, selbst die Folge langsamer Schrumpfungen oder gewaltsamer Störungen der Erdrinde, im Zusammenstoßen sich gegenseitig gehemmt und gestaut haben, ist der Pamirknoten entstanden, das „Dach der Welt“. Und eben hier vollzieht sich jetzt wunderbarer Weise zum zweitenmale ein solches Drängen, Schieben und Ringen, und wieder ist das Pamirplateau der Knotenpunkt, wo die widerstrebenden Kräfte zusammenstoßen. Aber diesmal ist es ein politisches Ringen, und die zusammenstoßenden Elemente sind nicht gehobene und gefaltete Bergketten, sondern die drei riesigsten Reiche der Welt. Rußland von Norden, China von Osten, England-Indien von Süden treffen im Pamir zusammen, und wenn China, gleich dem von Westen an den Pamir grenzenden Afghanistan, sowohl von Eng-

land als von den Russen leicht beiseite geschoben werden wird, so haben doch die beiden europäischen Mächte hier einen der heißesten Brennpunkte ihrer Interessen, denn nur hier stoßen ihre Grenzen auf ein kurzes Stück unmittelbar aneinander. Die Engländer selbst haben gar kein Interesse am Pamir, aber um den unbequemen Grenznachbar loszuwerden, haben sie fast zehn Jahre lang sowohl China als Afghanistan unaufhörlich gereizt, von beiden Seiten in die trostlose Eiswüste des Hochgebirges einzudringen und sich im südlichen Pamir die Hand zu reichen. Der letzte, zwischen dem Pamirplateau vereinbarte Grenzvertrag hat denn auch sowohl Afghanistan als Kaschgar ein Stück des südlichen Pamir überlassen, aber das Loch nach Indien, welches ein Theil der Engländer ebenso hypnotisirt anstarrt, wie die Franzosen dasjenige in den Vogesen, ist doch offen geblieben und außerdem hat Rußland nach englischem Geständnis alle brauchbaren Pässe im Pamir besetzt.

Das also ist die politische Geschichte und gleichzeitig der Grund, warum das Pamirhochland seit einigen Jahren ein so begehrtes Ziel der Forschungsreisen ist. Früher wußte man von dem Bergland, das seine Wasser gleichzeitig in die Kirgisensteppe und den Indischen Ozean sendet, nur, daß es dort eisig, voll unaufhörlicher Schneestürme sei und daß da viele Wölfe, jedenfalls mehr Wölfe als Menschen, hausen. Heute hat man bereits Ursache, über das Pamirplateau etwas besser zu denken, obwohl besonders im mittleren Theil auf einige hundert Quadratkilometer kaum ein Bewohner kommt.

Vom Endpunkt der transkaspischen Eisenbahn, Andischan, reicht bis Osch die Poststraße und dann durch Steppenlandschaften, die von Kirgisennomaden bewohnt werden, der chinesisch-russische Karawanenweg bis zum Gebirgsfuß. Die Kirgisen dieses Theiles der Provinz Fergana sind mit der russischen Herrschaft noch keineswegs ausnahmslos einverstanden, die dänische Pamirexpedition, die 1898 diese Straße verfolgte, fand sie vielmehr in hellem Aufstand vor. Die in Osch zusammengestellte Karawane führte außer den erforderlichen berggewohnten Kirgisenpferden, den Proviant- und Instrumentenkisten auch ein zusammenfaltbares Boot mit, da die Reise diesmal (1896 war bereits eine dänische Expedition hier gewesen) vornehmlich den Seen des Pamirgebietes galt. Vorerst sind die Pässe des nördlich vorgelagerten Alai Tag zu überschreiten, die bis 3500 Meter hoch sind und ebenso wie das nach einem Abstieg von 700 Meter folgende Hochthal des Kisil Su einen Theil der Karawanenstraße zwischen Fergana (Rußland) und Kaschgar (China) bilden. Hier in den Alaisteppen ist von der Rauhheit der benachbarten Pamirgebirge noch wenig zu bemerken. Am Kisil Su selbst gedeiht, obwohl sein Wasser untrinkbar ist, ein dem Vieh vorzüglich bekommender Graswuchs, und wenn auch der Sommer nur drei bis vier Monate dauert, so wird er doch von den nomadisirenden Kárakirgisen nach Möglichkeit ausgenützt. Ihre Herden, Pferde, Kamele, Ziegen und fettschwänzigen Schafe werden im Herbst nach den Städten und Dörfern von Fergana getrieben. Steppengras und niederes Strauchwerk, besonders Wacholder, wächst bis zu Höhen von 4000 Meter an den Berghängen, wo die Murmelthiere pfeifen, und ebenso hoch trafen die Reisenden, z. B. auf der Olgawiese, die Filzjurten der Nomaden an. Im Süden ragt als vegetationslose Mauer der schneebedeckte Kamm des hohen Pamir. War bisher der elende, schwindelnde Saumpfad von den malerischen Gestalten reitender Kirgisen und von großen Handelskarawanen belebt, so wenden dieselben sich jetzt ostwärts zum Paß des Tarim, während der schwierige Anstieg auf den Pamir mit einer Steigung von 1500 Meter über den Kisil Artpaß geht. Ein kirgisisches Opferdenkmal steht hier in 4300 Meter Höhe als „Marterl" für die den furchtbaren Schneestürmen Unterlegenen. Hier beginnen die gefürchteten Schrecken des inneren Pamir, wo kahler Fels die ganze Runde bedeckt; denn die dünne Lehmschicht, die hie und da das Gestein bekleidet, ist nicht imstande, bei der Sommer und Winter herrschenden Trockenheit auch nur Gras hervorzubringen. Ungefähr 4000 Meter hoch gelegen, erstreckt sich diese Steinwüste ohne Abfluß über mindestens 50.000 Quadratkilometer, ein Kranz von 5000 bis 6000 Meter hohen Bergketten, durch wenige Pässe unterbrochen, umgibt sie, und einzelne Berge ragen mit ihren Eishauben gegen 7000 Meter hoch empor. Früher ist, nach den Resultaten der neueren Pamirforschung, diese ganze Senkung ein gewaltiger See gewesen, der durch einen der noch vorhandenen Pässe den Pamir Darja speiste. Klimaveränderungen oder Bodenerhebungen haben eine zunehmende Austrocknung des Riesenbassins herbeigeführt, aber noch befinden sich in den verschiedenen Senkungen des Pamir einzelne große Seen als Ueberbleibsel jenes alten Hochgebirgs-Binnenmeeres. Der erste dieser Seen ist, wenn man den Kisil Artpaß überschritten hat, der gewaltige Kara kul (Schwarze See). Kahle Felsen umwallen das Wasserbecken, das den größten Schweizer Seen gleichkommt, von allen Seiten. Die brennende Sonne spiegelt sich in der schwarzen Fläche, aber die todte Erstarrung der ganzen Natur ringsum läßt die Empfindung der Schönheit nicht aufkommen. Furchtbar sind in ihrer Gewalt die täglich mit gleicher Regelmäßigkeit auftretenden Stürme dieses alpinen Wüstengebietes. Meist von Westen setzt der Sturm etwa in der achten Morgenstunde ein und jagt mit zunehmender Gewalt dichte Staubwolken vor sich her, die das Arbeiten mit den wissenschaftlichen Instrumenten unmöglich machen und leicht Augenentzündungen hervorrufen. In den Nachmittagsstunden erreicht der Sturm sein Maximum, erst gegen Abend wird es ruhig. Aber diese Winde sind doch harmlos gegen den Buran, den entsetzlichen Gast des Pamirwinters, unter welchem die russischen Besatzungen in den weltverlassenen Posten fürchterlich zu leiden haben. Diese Burane sind Schneestürme von unbeschreiblicher Heftigkeit, die zuweilen drei bis fünf Tage anhalten und außer dem Schnee noch größere Staubmassen als die Sommerstürme mit sich führen. Selbst in Zelten mit dreifacher Filzhülle findet man keinen Schutz vor diesem Staub, ebenso wie vor der Kälte. Wohl wird mittels eiserner Oefen in





Kirgisenlager im Sarik-kol-Thal.

den Militärjurten geheizt, aber wenn das Feuer erlöscht, so friert alsbald das Wasser im Theekessel. Es ist vorgekommen, daß den Soldaten in den Zelten während des Schlafs Ohren und Nasen abgefroren sind. Während des Sonnenscheins im Sommer kann das brennende Gestein hohe Wärmegrade annehmen, aber nachts sind auch dann 4 bis 5° Kälte die Regel, und selbst im Juli und August kommen Temperaturen von 30° unter Null vor. In diesen Gegenden, wo die Ebenen 4000 Meter hoch liegen, die Pässe meist höher als der Montblanc und die Berge bis 7000 Meter hoch sind, ist das Reisen zu jeder Jahreszeit gleich mißlich.

Die dänische Expedition erreichte nach dem Uebergang über einige weitere Pässe den Jaschil kul, einen 60 Kilometer langen See zwischen 6000 Meter hohen Gneisfelsen, aus denen sich mächtige Gletscher in seine Fluthen senken. Während man nachts bei 5° Kälte fror, stieg das Thermometer mittags auf 21° C., und der grelle, durch kein Atom Grün gemilderte Sonnenschein lag versengend auf den Bergen und ihren Schneefeldern. Mit starrem Staunen sahen die mitgenommenen Kirgisen, wie das Faltboot auf den See gesetzt und dieser der Länge und Breite nach vermessen und erforscht wurde. Der Fischfang in dem eisigen Wasser ergab reiche Beute, besonders an Karpfen, nie hatte man unterwegs besser gespeist als hier. Auch die Jagd verlohnte, Adler, Enten, Gänse wurden zahlreich gesehen, Wölfe und Luchse durchstreifen hungrig und auf versprengte Pamirschafe fahndend die Wüstenei. In der Umgegend des Sees sind warme, von den Kirgisen zu Heilzwecken benützte Quellen, deren Temperatur bis 78° C. beträgt. Wie selbst in den ödesten Winkeln Zentral- und Hochasiens, so fehlt es auch hier nicht an Ruinen. Sie verrathen die einstige Existenz chinesischer Forts, die offenbar eine über den Pamir geführte Handelsstraße nach West-Turkestan gegen unruhige Wanderstämme zu sichern hatten. Bei dem Weitermarsch zur Untersuchung weiterer Pamirseen hatten die Reisenden selbst den Angriff einer Kirgisenhorde auszuhalten, der indessen nicht nur abgeschlagen wurde, sondern auch einige Gefangene lieferte, die prompt in das nächste russische Lager abgeliefert wurden. An etwa fünf Stellen der Hochregion, vor allem an den Zugängen der wichtigsten Pässe nach Afghanistan, Kaschgar und Indien werden solche Posten mit ungeheuren Kosten und unter vielen Schwierigkeiten und Entbehrungen unterhalten; sogar eine Anzahl von Bergkanonen und Maximgeschützen ist über die elenden Saumpfade bis gegen 5000 Meter emporgeschafft worden, da die Afghanen, die unter den Bewohnern des westlichen Pamir als rechtes Räubergesindel gehaust haben, auf andere Art nicht in Respekt zu erhalten waren.

Die Besatzung dieser Pamirposten führt ein elendes Leben. Obwohl nur ausgesucht kräftige Leute, verfallen die Soldaten bei dem herrschenden Mangel an abwechselnder Nahrung leicht dem Skorbut. Die Dünne der Luft, etwa den Verhältnissen auf dem Montblanc gleich, erzeugt nebst

dem bösen, trockenen Klima die Bergkrankheit, die mit Athemnoth, Nasenbluten und Blutspeien einsetzt; oft müssen die Leute nach kurzer Zeit wieder ins Thal gebracht werden. In jedem Frühjahr wechselt die ganze Garnison. Unter der Kälte leiden die Leute ebenfalls stark, da die dünne Luft jede energische Thätigkeit verbietet. Die gewöhnlichsten Speisen werden, von Pferden auf diese Höhe getragen, im Preise verzehnfacht.

Auch unseren Reisenden begann am Jaschil kul die Bergkrankheit zuzusetzen, weshalb man sich, um zu überwintern, in die zum Theil zu Afghanistan gehörige Provinz Wachan begab. Von tiefen Thälern durchzogen, besser bewässert und etwas milder von Klima, tragen diese Gegenden unter der fleißigen Arbeit der arischen, in Dörfern ansässigen Bevölkerung Getreide, Hirse, Tabak und Früchte. Man lebte hier von Schaffleisch, Erbsenbrei und Reis. In den sehr eng zusammengebauten Dörfern wiesen viele Häuser Thürme zu Vertheidigungszwecken auf, die vermuthlich eine Folge der häufigen räuberischen Einbrüche der Afghanen sind. Als Waffe diente eine doppelsehnige Armbrust, als Geschosse Steine. Etwas weiter nördlich wurde dann in einem mit Filzteppichen austapezirten Hause bei sehr mildem Klima überwintert, in Gesellschaft von Schakalen, Bergpanthern und Wölfen, die zuweilen den Pferdeställen Besuche abstatteten. Auch Erderschütterungen unterbrachen mehrfach die Einförmigkeit der Winterruhe und bewiesen, daß die treibenden Kräfte, welche den Pamirrücken und die benachbarten Kettengebirge aufgethürmt haben, noch keineswegs zur Ruhe gekommen sind. Im März endlich konnte man es wagen, wieder aufzubrechen und über tief verschneite Pässe den Weg nach Turkestan zurück zu suchen.

Eine eigenthümliche Reise durch das Pamirgebiet unternahm, ganz allein und meist ohne Führer, im Sommer 1900 der bayrische Lieutnant W. Filchner, die wir nach seinem eigenen Vortrag: „Ein Ritt über das Dach der Welt" (in der Münchener Geographischen Gesellschaft) kurz wiedergeben. Gegen Ende Juni trat der kühne Reiter von Osch aus auf dem oben beschriebenen Wege, auf einem kleinen Kirgisenschimmel und begleitet von einem einzigen Packpferd, die Gebirgsreise an. Die im Sommer stets sehr schwierigen Flußübergänge und Thalpassagen machten ihm mehr zu schaffen als die Hochpässe. Vom Kara kul ging der Weg über einen 5200 Meter hohen Paß, der zu Fuße, das Pferd am Zügel, erklommen werden mußte, zu der größten Kosakenstation des Pamir, Pamirski-Post, wo der Reisende zu seiner Freude eine ebenso gastfreundliche, als gebildete Gesellschaft antraf. Mit dem Stabsoffizier Anosow, dem Stationskommandanten, theilte nicht allein dessen Gattin die Beschwerden dieser einsamen Hochgebirgsstation, sondern auch noch der russische, mit Höhenmessungen beschäftigte Professor Stankewitsch. Der Kommandant ließ es sich nicht nehmen, durch ein Telegramm an den deutschen Kriegsminister seinen Gast zum erstenmal nach langer Reise wieder in Verbindung mit der Heimat zu bringen. Dagegen mußte er dem weiteren Reiseplan Filchner's, von hier durch das afghanische Gebiet nach Indien zu reiten, wegen der in Afghanistan ausgebrochenen Unruhen seine Billigung versagen. Nun entschloß sich der Reisende, das Pamirplateau in östlicher Richtung zu durchqueren, nach Kaschgar zu gelangen und über die Pässe des Karakorum Indien aufzusuchen. Die Ausführung erwies sich bei seiner unzulänglichen Ausrüstung als sehr schwierig. Besonders der vom Hochland in die Thäler von Ost-Turkestan führende Beikpaß verursachte große Mühe. Mit Hilfe von Kirgisen, deren Gastfreundschaft und Jurten der Reisende auf diesem Theil des Weges öfter in Anspruch nehmen mußte, wurden die Pferde über die schlimmsten Stellen des Weges an Seilen hinabgelassen. Matt an Leib und Seele erreichte der Reiter das Chadariaschthal, wo ein furchtbar schwieriger Flußübergang die letzten Kräfte von Mann und Roß erschöpfte. Ein Hufschlag verletzte Filchner ziemlich schwer, an der chinesischen Grenze stand er abermals an einem scheinbar unüberschreitbaren Fluß, ohne Paß, ohne Kenntnis der Sprache — hier war es, wo ihn zum erstenmal tiefe Entmuthung ergriff.

Ein paar Stunden erquickenden Schlafes änderten seine Stimmung. Ein Kirgise wies ihm eine Furt und bald traf er auch einen Engländer, der ihm die erste große Neuigkeit seit Pamirski-Post berichtete, den Ausbruch des Krieges zwischen Deutschland und China. Mit dem Entschluß, womöglich durch die Mongolei Peking zu erreichen und sich dort dem deutschen Expeditionskorps anzuschließen, eilte Filchner jetzt nördlich nach Kaschgar. In der echt chinesischen Festung Taschkurghan glückte es ihm, einen Paß zu erhalten, mit dem er, nach sehr mühseliger Ueberschreitung der östlichen Ausläufer des Pamir mit dem ungeheueren Mustagata (7726 Meter) Kaschgar, die Hauptstadt von Chinesisch-Turkestan, erreichte. Regelmäßig, wie oben im Pamir die westlichen, traten hier die östlichen Sandstürme auf. Bis vier Uhr nachmittags ist es klar, dann ziehen lange vor dem hereinbrechenden Sturm rothe Sandwolken auf und endlich ist alles von diesem Wüstenstaub dicht erfüllt, den der Ostwind tagtäglich aus der Wüste Gobi bis an den Fuß des Gebirges trägt.

In Kaschgar war die fremdenfeindliche Bewegung des östlichen China bereits bekannt geworden, obwohl ein Gebirgs- und Wüstenland von 4000 Kilometer diesen westlichen Vorposten des Himmlischen Reiches von Peking trennt. Indessen waren die Behörden von dem Taumel noch nicht angesteckt, und so konnte Filchner eine Einladung vom chinesischen Kommandanten erhalten, während man im russischen Konsulat bereits starke Besorgnis vor einem Pöbelangriff hegte. Die unter diesen Umständen wahnsinnige Idee der Reise durch China entfiel freilich, Filchner ritt vielmehr auf dem erwähnten Karawanenweg durch den nördlichen Pamir nach Fergana zurück, gelangte von dort nach Konstantinopel und in die Heimat.

In den Wüsten von Hochasien. An den westlichen Grenzpfeilern des Reiches der Mitte.

Von Moskau bis dahin, wo im Pamir die Grenzpfähle des russischen und chinesischen Reiches



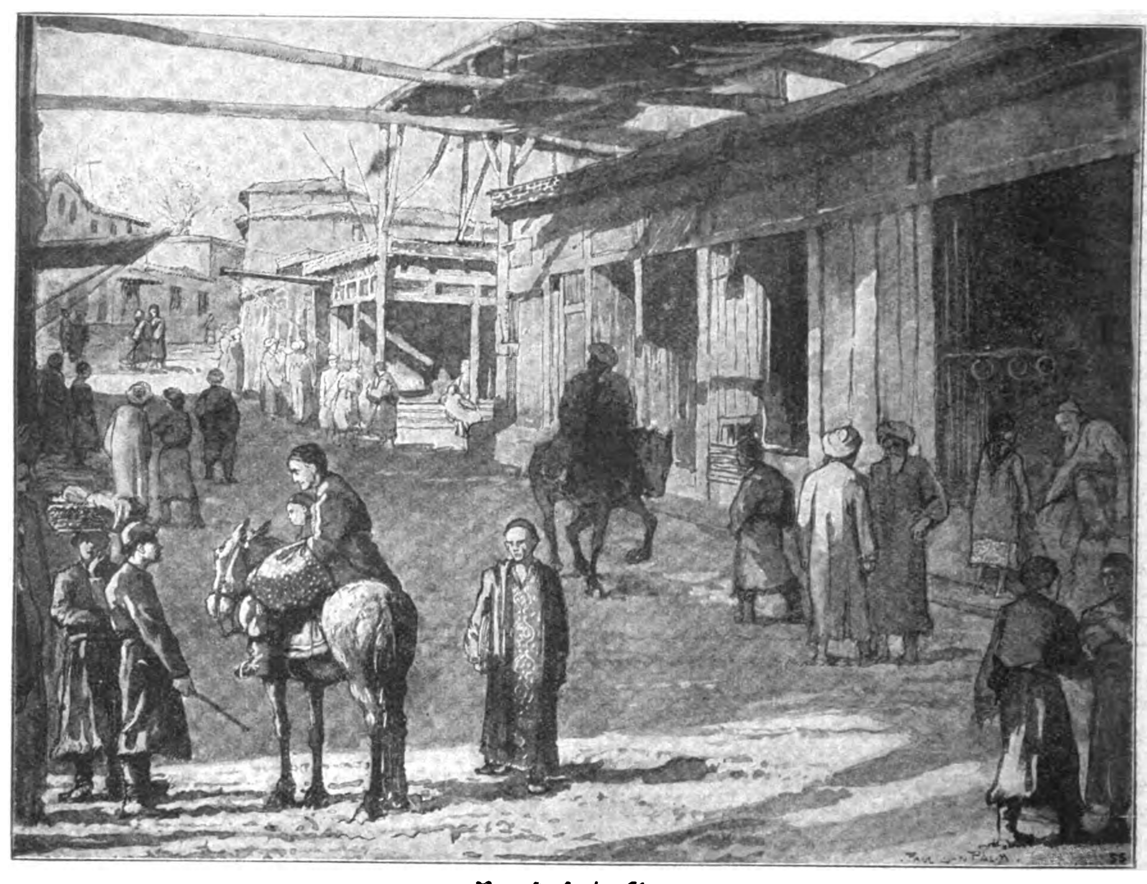
zusammenstoßen, hätte ein Reiter, der Tag um Tag zehn deutsche Meilen machen könnte, ohne zu rasten, 50 Tage zu reiten. Genau ebensoweit ist es, eher noch etwas weiter, vom Pamir nach Peking, und dieser ganze Weg führt, mit Ausnahme der letzten 80 Meilen und einiger Oasen, durch eine heillose, mörderische Wüste. Wie hat durch diese ungeheuere Welt von Sand und Steinen, von Dürre und Kälte China seinen Einfluß in so riesige Fernen geltend machen können, daß heute noch chinesische Kultur und chinesische Politik das Leben bis in die Oasen von Chotan, Jarkand und Kaschgar bestimmen? Erst die Forschungsreisen der letzten Jahrzehnte in den Wüsten Hochasiens, voll von Gefahren, Leiden und Entbehrungen, aber auch übervoll von Erfolgen, Wundern und Ueberraschungen, haben dieses und mit ihm viele andere Räthsel gelöst. Sie haben die alten verschollenen Straßen wieder aufgedeckt, auf denen im XIII. Jahrhundert Marco Polo, der Kolumbus Asiens, dieselben Lande durchwandert hat. Sie haben reiche Tempel und große Städte aufgedeckt, wo heute der Buran den Sand zu meilenlangen Dünen häuft. Sie haben große Seen entdeckt, die in drei Jahren ihren Ort wechseln und riesige Ströme, die mündungslos im Sande verdursten. Sie haben erkundet, von wo Dschengis Chan mit seinen Horden über die Berge brach, um im Westen ein schöneres Reich zu begründen, und sie melden jährlich neue und große Dinge aus der Geschichte der Erde und der Völker.

Unter allen Reisenden aber, deren Arbeiten diese Erforschung eines unbekannten Riesengebietes — beiläufig des größten Hochlandes der Welt — zu danken ist, trägt gegenwärtig keiner einen gefeierteren Namen, als Sven Hedin, der nahezu unbeschränkte Bezwinger der Hochwüsten von China und Tibet. Noch ist der kühne Schwede von seiner zweiten großen Reise durch die Mongolei und Tibet nicht zurück, aber schon seine bisherigen brieflichen Mittheilungen lassen erkennen, daß die Erfolge dieser Expedition noch reichere sein werden, als die der ersten, 1897 vollendeten Reise, die Hedin selbst vor seiner zweiten Abreise so klassisch geschildert hat.[1]) Thatsächlich hat Sven Hedin auf diesen beiden, bis jetzt sechs Jahre umfassenden Reisen mehr neues über die Gestalt und Natur von Hochasien erkundet, als vor und neben ihm viele andere, auf ihren Wegen nicht weniger verdienstvolle Forscher. Und so erklärt es sich auch, wenn die nachfolgenden Schilderungen dieser Länder vorzugsweise seinen Spuren folgen.

Auch Hedin trat in das Gebiet von Ost-Turkestan auf den früher berührten Wegen über den Pamir ein. Damals noch nicht, wie anscheinend später, von dem eigentümlichen Zauber und den Räthseln der Wüste so umsponnen, daß er sich ihr kaum noch entreißen konnte, verweilte er sogar längere Zeit in den östlichen Hochgebirgen des Pamirstockes und machte eine Reihe von Hochgebirgstouren, die Erwähnung verdienen. Hier ragt, bereits im chinesischen Gebiet von Kaschgarien, der riesenhafte Mustagata empor, der „Vater der Eisberge“, dessen 7726 Meter hoher Gipfel tief in die Region der Wolken taucht und sich den höchsten Spitzen des Karakorum, Tienschan und Himalaya zur Seite stellt. Vier Versuche machte Sven Hedin, ihn zu erklimmen, dreimal mußte bei etwa 6000 Meter Höhe der Rückzug angetreten werden. Der größte Theil des Weges wurde bei der Unmöglichkeit, in der verdünnten Luft zu klettern, auf dem Rücken der berggewohnten zahmen Yaks zurückgelegt. Die Unterstützung eines erfahrenen Schweizer oder Tiroler Bergführers fehlte leider, die begleitenden Kirgisen erwiesen sich gegen die Bergkrankheit sehr wenig widerstandsfähig. Nach sorgfältiger Auswahl von Menschen und Thieren trat Hedin endlich mit seinem treuen Diener Islam Bek, der ihn auf allen seinen Reisen begleitet hat, mit einigen Kirgisen und neun Yaks die Tour zum viertenmale an. Das Depot, von dem man aufbrach, lag 4300 Meter hoch. Eine Filzjurte, Brennmaterial, Zeltstäbe, Pelze, Filzdecken, Seile und Proviant bildeten die Traglasten der langhaarigen, geduldigen Büffel. Von 5000 Meter an litten alle, mit Ausnahme Hedin's, unter furchtbaren Kopfschmerzen. Nur wenn er absaß und wieder in den Sattel wollte, verursachte ihm die Anstrengung Herzklopfen und starke Athemnoth. Auf 4950 Meter hatte man die Grenze des ewigen Schnees gefunden. Der nicht übermäßig steile Weg führte bis gegen 6000 Meter empor, wo sie, von den Anstrengungen erschöpft und die trügerische Natur der Schneedecke fürchtend, schon einmal umgekehrt waren. Heute schlug man dicht an einem der größten und wildesten Gletscher das Zeltlager auf. Es war wohl der höchste und großartigste Lagerplatz, den je eine Karawane gehabt hat. Man müßte den Rigi auf die Jungfrau thürmen, um eine ähnliche Höhe zu erreichen. Lassen wir Sven Hedin selbst von den Leiden und Freuden dieser Sommernacht auf dem Vater der Eisberge sprechen: „Links, einige hundert Meter über uns, sehen wir das Firngebiet des Gletschers, das sich im Mondenschein badet. Im Südosten tanzen kleine, in weiße Schleier gehüllte Elfen auf den Gletscherfirnen entlang über den nördlichen Gipfel ... Die Phantasie braucht sich nicht anzustrengen, um diese Wolken in alles mögliche zu verwandeln ... Wir glauben das weiße Kameel zu sehen, das der Sage nach den Derwisch vom Mustagata hinabtrug, die 40 Ritter, die dem Chan Chodscha gegen die Chinesen beistanden, oder die Glücklichen in der Stadt Dschanaidar der kirgisischen Legende, die auf dem Gipfel zu einer Zeit gebaut wurde, als noch alle Menschen ohne Sorgen lebten.

Alles ist still; das Echo der Felswand dort auf der anderen Seite antwortet nicht. Die dünne Luft ist nicht zu fühlen und braucht eine Lawine, um in Vibration zu gerathen. Man sieht den Athem der Yaks, aber man hört die Athemzüge nicht. Still und reglos stehen die Thiere da. Ein seltsames Gefühl ergreift die Sinne. Es wird uns schwer zu begreifen, daß vier Welttheile unter unseren Füßen liegen. Man glaubt an der Grenze des kalten, schweigenden, grenzenlosen Weltenraumes zu stehen.

[1]) „Durch Asiens Wüsten“, drei Jahre auf neuen Wegen im Pamir, Lob-nor, Tibet und China. 2 Bde. Leipzig 1899.



Bazarstraße in Chotan.

Im Zelte kauerten bei meiner Rückkehr Islam und Jehim Bai, in ihre Pelze verkrochen, so dicht wie möglich vor der rauchenden Gluth, ohne ein Wort zu äußern. Wir froren alle drei so, daß uns die Zähne klapperten; als wieder Feuer angemacht wurde, füllte sich das Zelt mit beißendem Rauch. Nachdem die abendlichen Beobachtungen ausgeführt waren, hüllten wir uns in unsere Pelze und Decken.

Es war eine unheimlich lange Nacht ... Wie sehr wir auch in unsere Nester krochen und die Knie bis unters Kinn zogen, der Körperwärme war es doch unmöglich, den Sieg über die Kälte davonzutragen ... Keiner von uns konnte einen Augenblick schlafen. Erst gegen morgen fiel ich in eine Art Halbschlummer, wachte aber immer wieder vor ängstlichem Ringen nach Athem auf. Meine Leute ächzten, als lägen sie auf der Folterbank, weniger über die Kälte als über das beständig zunehmende Kopfweh.

Endlich ging die Sonne auf ... Ein orkanartiger Südwest fuhr die Seiten des Berges hinunter und wirbelte um uns dichte Wolken mehlfeinen Schnees auf. Die drei Kirgisen, die die Nacht im Freien zugebracht hatten, waren vor Kälte halb todt und schleppten sich mühsam in die Jurte, wo ein großes Feuer angemacht wurde. Alle waren krank, keiner sprach, keiner wollte essen, und als der Thee servirt wurde, konnte ich mich kaum überwinden, davon zu nippen. Die Yaks standen regungslos wie Bildsäulen auf demselben Fleck, wie am Abend zuvor.

Der Gipfel war in undurchdringliche Wolken von Treibschnee gehüllt. Allein schon der Gedanke, den Aufstieg heute fortzusetzen, hätte geheißen Gott versuchen. Ich erkannte sofort die Unmöglichkeit, dem Berge Trotz zu bieten. Erst prüfte ich jedoch meine Leute, indem ich ihnen befahl, alles zum Aufbruch nach dem Gipfel zu rüsten. Alle erhoben sich sofort und gingen an die Arbeit, aber sie freuten sich sichtlich, als sie Gegenbefehl erhielten."

Aus diesen eisigen Höhen ging es hinab nach Kaschgar, wo der schwedische Forscher sowohl diesmal wie bei seinen späteren Besuchen eine glänzende, gastfreie Aufnahme seitens der chinesischen Behörden und des russischen Konsuls fand. Hier, wie in den anderen großen Städten von Ost-Turkestan erwiesen sich die Ambans (Gouverneure), die auf diesen westlichen Vorposten von China mit den benachbarten Europäern des russischen Asien im regen Verkehr stehen, als unterrichtete, wohlwollende und oft geradezu liebenswürdige Männer. Unter den von hier aus unternommenen Reisen des ersten Jahres lief die eine, ein Versuch, die Wüste Takla-Makan, wie der westlichste Theil der Riesenwüste Gobi heißt, zu durchkreuzen, sehr übel ab. Lange Zeit ohne Wasser, mußte die Karawane nach furchtbaren Durstqualen nach der Oase Chotan zurückkehren, zwei verdurstende Kirgisen und das ganze Zelt nebst der Ausrüstung im Werthe von 5500 Mark zurücklassen und froh sein, die übrigen Leben gerettet zu haben. Eine später zur Bergung des Zeltes ausgesandte Expedition erklärte, daß längst die ganze damalige

Lagerstätte unter den Wanderdünen begraben läge und nichts mehr zu finden sei. Ein volles Jahr später aber, als Hedin abermals Chotan besuchte, sandte ihm der rechtliebende, ihn hoch schätzende Amban von Chotan die halbe Ausrüstung zu mit dem Bemerken, die diebischen Kirgisen hätten damals alsbald die ganze Ausrüstung heimlich ausgegraben und die übrigen Stücke nach und nach veräußert. Es entspann sich ein Kriminalroman, eine große Diebes- und Hehlergeschichte, und als Mitbetheiligte erwiesen sich Leute, deren Gastfreundschaft Sven Hedin inzwischen genossen, ja die er als Diener bei seinen weiteren Fahrten mitgenommen hatte.

Die Resultate der ersten und der neuesten Reisen in diesem Theile von China, dem Tarimbecken und der Takla-Makanwüste sind ganz kurz folgende. Als ruhender Pol aller geographischen Anschauungen von diesem Lande war bisher, außer der alten, jetzt unbekannten Handelsstraße Marco Polo's, der Lob-nor angesehen worden. Der Lob-nor ist ein vom Tarimfluß gespeister Steppensee, an welchem diese Straße vorübergeführt hat, den die chinesischen Karten der älteren Zeit um zehn geographische Meilen nördlich vom 40. Breitengrad zeichnen und den der russische Forschungsreisende Prschewalskij 1877 — um ebensoviele Meilen südlich von demselben Breitengrad fand. Nun erhob sich eine große Streitfrage darüber, ob Prschewalskij's See wirklich der Lob-nor der Chinesen und der alten Handelsstraße war, und in diesen Streit hat erst Hedin Klarheit gebracht, indem er 1896 nicht nur den größtentheils ausgetrockneten und weit nach Westen gedrängten Lob-nor der Alten fand, sondern in der Nähe davon auch wichtige Reste der alten Handelsstraße, die in dem ersten Jahrtausend nach Christi Geburt als Karawanenweg von China nach dem Abendlande diente.

Auf dieser und noch mehr auf seiner neuesten Reise in das Lob-nor-Gebiet hat der kühne Schwede zum erstenmale Klarheit in das verwickelte Fluß- und Seesystem des ungeheuren Beckens von Ost-Turkestan gebracht. Da liegt zwischen einem Oval kolossaler Bergmauern, die im Norden der Tien-Schan und im Süden der Küen-Lün mit dem Altyn-tag bilden, ein Land, so groß wie Norddeutschland vom Rhein bis zur Weichsel. Gewaltige Ströme, theils die Weser, theils den Rhein und beinahe die Donau an Länge erreichend, brechen ringsum aus den Bergen hervor und haben nirgend eine Mündung, nirgend einen Abfluß. Sie werden nicht breiter und mächtiger mit ihrem Fortschreiten, sondern schmaler und flacher, sie verrinnen, versiegen, sterben im Sande. Sie speisen nicht einmal einen gewaltigen Binnensee, wie das Kaspische Meer oder den Aralsee, nein, elende, schilfverwachsene Becken, die in zehn Jahren entstehen und in abermals zehn Jahren vielleicht schon wieder versiegt sind, nehmen die Reste eines Riesenstromes, wie des Tarim, auf, den drei der höchsten Gebirge des Erdballes speisen. Wo bleibt das Wasser? Warum versiegen die Seen, warum verändern sie ihre Lage? Warum wandern selbst die Flußbetten und verändern ihren Lauf? Ein



Schwieriger Flußübergang.

großer Theil des Wassers, sagt Hedin, füllt die zahlreichen flachen Seebecken und verdunstet darin. Der Wüstensand saugt wie ein Schwamm einen zweiten Theil auf, und die trockene, durstige Atmosphäre absorbirt ungeheure Wassermengen. Kein Wunder, wenn der kleine Rest, der einen verzweifelten Kampf besteht, um sich an der Erdoberfläche zu erhalten, so großen Schwankungen in der Lage und Wassermenge unterworfen ist. Beim Fischerdorfe Kum-tschapp-gan stehen wir an der Grabthür des Tarimflusses. „Hier spricht die mächtige Wüste Gobi, gegen welche Menschenkraft und Wassermassen nichts ausrichten können, das unerschütterliche Urtheil aus: Hier sollen deine stolzen Wogen enden!" Derselbe Tarim ist 600 Kilometer oberhalb dieses unrühmlichen Endes, wo ihn Hedin im Winter passirte, ein Strom, der im Juni auf 550 Meter Breite und 15 Meter Tiefe anschwillt und selbst im Winter noch 150 bis 200 Meter breit ist, wenn er drei bis vier Monate unter dem Eise verborgen fließt.

Nur ein sichtbares Zeichen ihrer Lebenskraft geben diese vom Sande langsam erstickten Ströme, ihr Lauf ist in einen, einige Kilometer, zuweilen aber auch Tagereisen breiten Streifen dichten Urwaldes, hauptsächlich von Pappeln, eingebettet. Soweit das Wasser den Boden feuchtet, begleiten die Wälder den Lauf, und wo ein Strom sich um Tagereisen zurückzieht oder gar seinen Lauf verlegt, da bleiben die alten Wälder so lange bestehen, wie der Boden noch einen Rest der Feuchtigkeit führt, dann sterben sie ab, und in bleichen Gerippen kann der todte Wald noch hunderte von Jahren von dem Vorhandensein eines früheren Flusses zeugen. Die einzigen Bewohner der Wüste sind einige hundert Schafhirten, die ihre Heerden in abgegrenzten Bezirken der Flußwaldungen hüten.

Einst hat hier eine andere, schönere Kultur geblüht. Die ganze Gegend ist voll von Sagen über alte, vom Sande begrabene Städte, und thatsächlich konnte Hedin bei seiner zweiten gefahrvollen Reise quer durch die Wüste Takla-Makan zwei dieser alten Städte, mit Häuser aus Pappelholz, aufdecken. Es muß also einmal außer den alten Handelsstraßen auch Oasen inmitten des Tarimbeckens gegeben haben, während dieselben heute fast nur am Rande, in der Nähe der Gebirge liegen.

Auch der Thierwelt dieser Wüsten wurde Aufmerksamkeit gewidmet. Sie ist spärlich genug. Die zahlreichen Füchse und Wölfe halten sich meist an den Gebirgsrändern in der Umgebung der Oasen auf und machen nur selten kleine Wüstenwanderungen. Dagegen hausen sie in den Waldungen der Flußläufe, wo nach der Erzählung der nomadisirenden Hirten auch das Wildschwein vorkommt und riesige Schwärme von Wildgänsen ziehen. In den trostlosesten, ganz wasserlosen Strecken zwischen den einzelnen Flußbetten, wo wochenlange Reisen unter der Gefahr des Verschmachtens ausgeführt werden mußten, haust das wilde Kamel. Seine Existenz wurde, selbst nachdem Prschewalskij sie durch ein ausgestopftes Exemplar seinen Landsleuten zu Hause ad oculos demonstrirte, noch lange bezweifelt. Man hielt die sogenannten wilden Kamele für Nachkommen versprengter oder entlaufener zahmer Thiere. Hedin hat durch unausgesetztes Forschen und Fragen bei den Wüstenbewohnern zweifellos die selbständige Existenz des wilden Kamels festgestellt. Dasselbe schweift, flüchtig und scheu und selbst das zahme Kamel wie die Pest fliehend, in kleineren Trupps in der Gobi umher, wird aber trotzdem vielfach beschlichen und geschossen. Hedin selbst sah mehrfach Rudel davon und hatte bei seiner zweiten Reise im Lob-Gebiet einen Führer, der als langjähriger Kameljäger ihm viel von den Gewohnheiten der Thiere mittheilen konnte. Aeußerlich unterscheiden sie sich durch ihre schwächere Behaarung, ihre kleineren Höcker und längeren Hufe von ihren zahmen Genossen, die sie auch an Schnelligkeit und Enthaltsamkeit weit übertreffen. Den Wald fliehen sie, wie alle Zeichen des Aufenthalts von Menschen. Die kahle Wüste, wo in einzelnen Senkungen hier und da eine Pappel oder Tamariske wächst, ist ihr Zufluchtsort, von wo sie in langen Zwischenräumen zum Trinken an die Flüsse kommen.

Was die großen Raubthiere betrifft, so fand man Pantherspuren, und in die Hürde eines alten Wüstenbewohners, Muhammed Bai, der von der Herrschaft der Chinesen in diesen Gebieten eben so wenig wußte, wie die Chinesen von der Existenz dieser selbständigen Wüstensöhne, war als seltener Gast vor drei Tagen ein Tiger eingebrochen. Aber alle diese Thiere entfernen sich nicht weit vom Wasser.

Auf seiner zweiten großen Reise im Jahre 1898 und 1899 machte Sven Hedin, um die Fragen des Tarim und Lob-nor endgiltig zu entscheiden, eine große Floßreise den ganzen Tarim hinunter, um von seinem schwimmenden Observatorium den Strom und seine Verzweigungen in allen Einzelheiten zu erforschen. Vom unteren Tarim führte ihn ein gewaltiges todtes Flußbett, von erstorbenen, glasspröden Kamisch-(Schilf-)wiesen und Pappelwäldern eingefaßt, wieder zu dem trockenen Salzboden des früheren Sees, über den man einen ganzen Tag hinwegritt.

Die Naturgewalt, die diesen Wechsel der Fluß- und Seelagen im Tarimbecken hervorbringt, ist nichts anderes als der „schwarze Sturm", der Buran, den Hedin selbst auf seiner letzten Reise hart zu kosten bekam. „Es war am 13. März (1899)," schreibt er in einem seiner schönen Reisebriefe an den König Oskar, seinen hohen Protektor, „wir zogen ostwärts, als der Buran uns fast entgegenkam. Wir gingen ein Stückchen weiter, aber bald fingen die Kameele zu wackeln an, gebärdeten sich, als ob sie betrunken wären und konnten keinen sicheren Halt fassen. Der Boden scheint in wellenförmige Bewegung zu kommen, wenn so ungeheure Massen festen Materials durch den Sturm aufgehoben und vom Winde davongetragen werden. Wir machten also Halt, wollten aber doch zu unserem Schutze irgend eine Erderhöhung aufsuchen. Ich glaubte, durch den Nebel einige Hügel schimmern zu sehen und begab mich in der Richtung des Windes dahin; ich ging, als würde ich über den Boden getragen. Hügel fand ich nicht, als ich mich aber umwandte, sah ich, wie unvorsichtig es

gewesen war, die Anderen zu verlassen. Alles verschwand in graugelbem Nebel, der Boden unter den Füßen war nicht sichtbar; ich war von einer undurchdringlichen Sandwolke umgeben, und gegen den Wind war es so schwer vorwärts zu kommen, wie durch Wasser oder Schlamm. Endlich fand ich die Karawane wieder und wir errichteten ein Zelt, das wir mit Tauen an trockenen Wurzeln festbanden. Um nicht fortgeblasen zu werden, mußten wir knien. Das Thermometer zeigte 7° unter Null und die Kälte war schneidend. An Kochen war nicht zu denken, da alle Geschirre mit Sand vollgefüllt waren. Der Flugsand peitschte gegen die Zeltdecken, wie ein Platzregen, und der Sand drang durch alle Fugen. Man fragt sich, welche Kräfte imstande seien, die Atmosphäre so aufzuregen. Es ist nicht leicht, Gewißheit darüber zu erhalten; meine Ueberzeugung ist aber die, daß der Wind in diesen Gegenden die stärkste an der Umgestaltung der Erdoberfläche arbeitende Kraft ist, und man braucht nur einen Tag mitten in einem Buran zu verbringen, um zu verstehen, daß der Lob-nor durch die beständigen Stürme beinahe fortgeweht ist, und daß der große Fluß sein altes Bett verlassen und sich einen südlicheren Lauf suchen mußte."

Im folgenden Jahre besuchte Sven Hedin abermals den Lob-nor und fand an dem Nordrande des großen, ausgetrockneten, muschelerfüllten Beckens eine Menge von Ruinen und Alterthümern, worunter ein Dutzend völlig erhaltener chinesischer Manuskripte, nebst zahlreichen Holzstückchen mit chinesischen und tibetanischen Schriftzeichen. Hier fand er auch Beweise der alten chinesischen Wüstenstraße wieder, die er auf der ersten Reise westlich vom Lob-nor entdeckt und eine Woche verfolgt, dann aber verloren hatte, alte Wachtthürme begleiten dieselbe auch hier. Hedin berichtet mit Begeisterung von diesen Ruinenstätten, die er im Winter erforschte, während das Trinkwasser in Form von Eis mehrere Tagereisen weit auf Kameelen herangeschafft wurde, und einmal sogar nur ein Schneesturm die Reisenden vor der Gefahr des Verdurstens bewahrte. „Die kleinen, mit Schriftzeichen bedeckten Stäbe, schreibt er, sind sehr eigenartig. Theils sind sie einfach Visitenkarten, theils Quittungen, welche die Hausbewohner von den Behörden für Getreidelieferungen erhielten; Weizen und Mais wuchsen damals in dieser Gegend, die jetzt eine der grauenvollsten Wüsten der Erde ist." Das darf nicht Wunder nehmen, wenn man bedenkt, daß die am Rande, besonders im Westen gelegenen Oasen: Kaschgar, Jarkand, Chotan z. B. noch heute fruchtbare, reiche Gebiete mit volkreichen Städten, blühendem Gewerbe und schwunghaftem Handel sind. So zählt Jarkand mit den umliegenden Dörfern 150.000 Einwohner, und die Oase Chotan, die 300 Dörfer umfaßt, zahlt an China jährliche Abgaben in Höhe von 600.000 Mark. So muß es nach den nicht nur von Hedin, sondern auch von anderen Forschern aufgedeckten Ruinen einst im ganzen Tarimbecken und weit darüber hinaus in der östlichen Gobi ausgesehen haben. Hedin fand unter den Ruinen am alten Lob-See buddhistische Tempelreste, die so gut erhalten waren, daß man sie mit Leichtigkeit auf dem Papier rekonstruiren konnte. Dr. M. Stein, der im indischen Auftrag Aufgrabungen in den Wüstendünen veranstaltete, fand nördlich von Nija in der Takla-Makan eine Stadt, deren Umfang über 30 Kilometer betragen haben muß. Reiche Funde an Hausrath, Schriften, Gartenanlagen, tausend Zeugnisse der einstigen hohen Kultur lohnten die Mühe der Aufgrabung. Noch lagen in den Tempelruinen Haufen prächtiger Seidenstoffe und anderer Opfergaben, die der Sand 1500 bis 2000 Jahre vor dem Verderben geschützt hatte; in den Gärten lagen die Haufen von trockenem Laub, wie wenn sie vor kurzem zusammengekehrt worden wären. Wo heute nur das wilde Kamel den Kampf ums Dasein auszuhalten vermag, blühten damals Pfirsiche, Aprikosen und Maulbeerbäume.

Wie und wann ist diese glänzende Kultur, in welcher schon jetzt chinesische und indische Einflüsse, persische, römische und hellenische Anklänge zu erkennen sind, zugrunde gegangen? Die Anschauungen darüber sind noch getheilt. Während die einen, und zu ihnen gehört Sven Hedin, der wohl der beste Kenner dieser Wüsten ist, den Untergang als eine natürliche Folge des von Osten vordringenden Sandes betrachten, der zonenweise Oasen, Städte, Tempel und Flüsse vergräbt und endlich, bis an den Pamir vordringend, auch die Reste der Kultur von Ostturkestan ersticken wird, wollen die anderen einen ähnlichen Verfall wie in Mesopotamien behaupten, wo die Gleichgiltigkeit der Mohammedaner die antiken Kanäle und Bewässerungsanlagen hat verfallen lassen. Nicht einmal über die Zeit dieses Kulturunterganges wird Einigung zu erzielen sein, bevor die tausende von Schriften und Manuskriptresten, die in den letzten Jahren gefunden wurden, von den gelehrten Sinologen Europas genau durchforscht sind — darüber aber mögen noch Jahre vergehen. Sicher scheint nur zu sein, daß Hedin's Annahme, nach dem jährlich 50 Meter betragenden Vorrücken der Sanddünen müsse die Kultur Ostturkestans vor 2000 Jahren untergegangen sein, zu weit greift, und daß die bis jetzt gefundenen Städte vor 12 bis 15 Jahrhunderten begraben sein mögen.

Durch die Wüsten von Tibet bis zur großen Mauer.

Sven Hedin's erste große Reise durch das innere Asien hatte mit der Erforschung der Gobiwüste nur ihre halbe Aufgabe gelöst. Der zweite, schwierigere Theil war die Reise durch das gänzlich unbekannte Gebirgsland des Küen-Lün und seiner im Osten weit auseinanderstrahlenden Kettenzüge nach dem Innern von China. Der Reisende betrat damit den so gut wie unbekannten Boden von Tibet, dessen Bewohner auf Befehl des großen Lama in Lhasa oder Lassa, der heiligen Stadt, jeden fremden Eindringling nach Möglichkeit tödten oder auf dem nächsten Wege wieder über die Grenze befördern. Im August 1896 brach er am Nordfuße des Küen-Lün aus den letzten Oasenstätten von Turkestan auf, mit einer der schönsten Karawanen, die je durch das Innere Asiens gezogen sind; 21 Pferde, 29 Esel und 6 Kamele begleiteten die 26 Leute, außerdem wurden 14 Schafe und

Ziegen als lebender Proviant mitgeführt. Zwei Monate später kam der Rest der Karawane mit drei Kamelen, drei Pferden und einem Esel in den ersten bewohnten Gegenden jenseits der Gebirge, im Zaidam-Becken, wieder an, die Gerippe der übrigen Thiere bedeckten in 4000 bis 5000 Meter Höhe die eisigen Pässe und Thäler des nördlichen Tibet, in denen man unter furchtbaren Entbehrungen und Leiden fast 60 Tage marschiren mußte, ohne einen einzigen Menschen zu treffen.

Diese ganze Zeit bewegte sich die Karawane zwischen den schneebedeckten Kämmen desselben Gebirgssystems, des Küen-Lün, das sich, weit entfernt, ein einziger Gebirgszug zu sein, wie ihn die älteren Karten zeichnen, vielmehr in eine ganze Welt verschiedener Ketten auflöst, die — Gott weiß wie weit, ins Innere von Tibet sich fortsetzen. Man kannte davon nur die nördlichsten Ketten, die bei den Chinesen den gemeinschaftlichen Namen Küen-Lün führen, unter den Mongolen und Tibetanern aber verschiedene Namen haben. Selbst die aus dem Tarimbecken auf das 2000 Meter höhere Hochland führenden Pässe sind den Chinesen unbekannt, und die Mongolen hüten sich, sie ihnen zu zeigen, da sich Tibet, obwohl nominell ein Tributärstaat des Himmlischen Reichs, doch gegen China beinahe ebenso ängstlich abschließt wie gegen Indien.

Unter sehr guten Führern erreichte Hedin das Hochland über einen Paß von der Höhe des Montblanc, der Menschen und Thieren schwer zu schaffen machte. Die schwer beladenen Thiere trugen indessen ihre Last willig über die Höhe, während den Menschen die Bergkrankheit zusetzte. Eine Herde von Chulans (Wildeseln) begrüßte die in diesen Regionen seltenen Gäste und verschwand in flüchtigem Galopp, der bewies, daß die in diesen Höhen lebenden Thiere mit anderen Lungen ausgestattet sind als die der Ebene. Die meisten der Tagliks, die man zur Besorgung der Thiere aus der Ebene mitgenommen hatte, kehrten schon hier um, nur einige wenige begleiteten Hedin und seine Karawane über das ganze Gebirge. 15 Tage lang zog man in Höhen von 4700 bis 5000 Meter durch ein vegetationsloses Hochthal am Nordfuße eines schneebedeckten, Arka-tag benannten Bergrückens entlang, mehrfach gab es Wassergerinne, die aber alle einen Durchbruch nach Norden, zur Gobi besitzen, um dort in der Wüste lieber zu verschmachten, als hier oben zu erstarren. Einzelne Büschel von Jappkak mit holzigen Wurzeln und Stengeln wurden von den Pferden gierig vertilgt, trotzdem hausen dort oben Bergantilopen, die ihre Nahrung Gott weiß wo finden. Nach Wasser mußte meist gegraben werden. Der Schneeburan wüthet auch in diesen Höhen und löst sich mit sengendem Sonnenbrand ab, so daß man mittag gebraten wurde, während nachts die Tinte im Glase gefror. Am achten Tage fand man menschliche Spuren, ein gewaltiges Ereignis in dieser Felseneinsamkeit. Hier hatte ein Jahr zuvor der Engländer Littledale durch eins der oben erwähnten Durchbruchsthäler das Hochland erstiegen, um nach Süden das Heiligthum des Lamaismus, Lassa, zu erreichen, was ihm natürlich nicht gelang. Man fand sofort die Lagerstätte, wo der reichliche Dung der englischen Karawane als willkommenes Brennmaterial aufgeladen wurde. Mehrere Tage folgte man der Spur Littledale's, da Hedin gleich ersterem den Arka-tag übersteigen mußte, um dann freilich östlich weiterzureisen, während der Engländer südlich gegangen, und, vor dem Betreten Lassas aus Tibet ausgewiesen, nach Indien gelangt war. Ein Theil der Karawanenleute riß hier unter Mitnahme von zehn Thieren, Geld und Proviant aus, wurde aber mit einem Verlust von drei Tagen wieder eingefangen und fortan des Nachts gefesselt. In langsamen Tagemärschen ging es dann weiter. Noch hatte man, außer den geschlachteten Schafen, kein Thier verloren, dagegen lag, zur Mumie vertrocknet, ein Esel der englischen Karawane am Wege, die Trockenheit und Kälte hatten ihn vor Verwesung bewahrt, und im Laufe eines langen Jahres hatten weder Wölfe noch Raubvögel in dieser Einöde den Weg dahin gefunden. Todtenstille herrschte abends um das große Lager. Wir kamen uns, sagt Hedin, wie Gäste auf einem fremden Planeten vor. Der schwarzblaue Weltraum gähnte uns über dem schneeumhüllten Kamm des Arka-tag entgegen. Nur die funkelnden Sterne, der Zug der Wolken und das Glitzern der Schneekrystalle bringen Abwechslung in die regungslose Landschaft. Selbst der Bach gefriert in der scharfen Kälte zu Eis, und sein Murmeln erstirbt.

Endlich am 24. August glückte es, den Arka-tag zu überschreiten, nicht auf dem Paß Littledale's, sondern auf einem anderen, dessen Höhe 5540 Meter betrug. Die Wasser, die gegen die Lob-nor-Wüste strömen, hörten auf, das große abflußlose Becken Nordtibets mit seinen unbetretenen Hochthälern stand endlich offen. Nur zwei französische Expeditionen, unter Bonvalot und Dutreuil de Rhins, hatten das vorliegende Land kurz berührt und die einzuschlagende Route irgendwo gekreuzt. Die jetzt beginnende Reise war von furchtbarer, wahrhaft trostloser Einförmigkeit. Zwischen dem Arka-tag, dessen Schneezinnen jetzt zur Linken lagen und in der Ferne einzelne kleine Gletscher sehen ließen, und einer dritten südlichen Bergkette erstreckte sich eine lehmig-steinige vegetationslose Hochebene, in der zwischen einzelnen sanften Jochen eine endlose Reihe kleiner Salzbecken den Abfluß der umliegenden Gebirge aufnahmen. In mehrtägigen Zwischenräumen fand man ein wenig dürre Weide für die halbverhungerten Thiere, die im übrigen auf die mitgeführten Proviantsäcke angewiesen waren. Die Pferde und Esel wurden schwach, und von den letzteren blieb hin und wieder einer liegen. In immer kürzeren Zwischenräumen mußten Rasttage eingeschoben werden. In derselben gottverlassenen Gegend aber sah man 5000 Meter über dem Meere Herden von Chulans lustig umhergaloppiren. Nachmittags stellte sich mit der Regelmäßigkeit eines Uhrwerkes ein wüthender Hagelsturm ein, den man bald mit philosophischer Ruhe über sich ergehen ließ. Die Wildesel waren so scheu und vorsichtig, daß es erst nach drei Wochen gelang, einen zu schießen.

Am 1. September hatte man zehn Seen passirt und zog die nächsten 14 Tage angesichts eines un-



geheuren schnee- und gletscherbedeckten Bergriesen in der südlichen Kette, den Hedin König Oskar-Berg nannte, an weiteren acht Seen entlang; einer wie der andere war salzig, abflußlos. Die Lage wurde kritisch. Die Thiere starben in kürzeren Zwischenräumen, und bald nannte man es einen guten Tag, wenn nur ein Pferd oder Esel fiel. Ebenso schnell nahm allerdings die Proviantlast ab. Man hatte jetzt öfter Gelegenheit, wilde Yaks zu schießen, die in der Höhe von 6000 Meter sich am wohlsten zu fühlen schienen, und Spuren von Bären wurden sichtbar. Aber kein Mensch, kein Zeichen menschlicher Nähe, kein Anschein, daß diese schreckliche Kette abflußloser Becken je ein Ende nehmen würde. Als ein flüchtiges Wild, dem nicht beizukommen war, zeigten sich in der Ferne zuweilen Antilopen mit großem leierförmigem Gehörn. Selten wurde ein Fuchs erblickt. An Vögeln sah man Lerchen, Schwalben und über den Seen sich wiegende Möven, letzteres sicherlich die unerwartetste Erscheinung in einer Seehöhe von 5000 Metern. Das Pflanzenreich war so gut wie unvertreten. Die Yaks sind ungeheure Thiere, und es ist erstaunlich, woher sie in dieser Welt voll Eis und Schnee das Futter nehmen. Ein königliches Thier nennt Hedin diesen Yak der Hochgebirge und mit Recht. „Nicht nur seines imponirenden Aussehens wegen, sondern auch, weil es allein unter allen sterblichen Wesen den höchsten Höhen, den niedrigsten Kältegraden, dem härtesten Klima und den heftigsten Hagelstürmen trotzbietet. Der wilde Yak setzt sich über alles dieses hinweg, ja es scheint ihm geradezu Vergnügen zu machen, wenn ihm der Hagel auf den Rücken schlägt . . . . Das einzige, was nicht so recht nach seinem Geschmack ist, ist der Sommersonnenschein. Erscheint ihm der Tag zu warm, so nimmt er ein Bad im nächsten Bache oder er geht nach dem Saum der Gletscher oder den erfrischenden Gefilden des ewigen Schnees hinauf. Hier findet er ein besonderes Vergnügen daran, sich in dem mehlfeinen Firnschnee zu wälzen." Die Jagd auf den wilden Yak wird übrigens in den weniger entlegenen Theilen der Gebirge mit großem Eifer betrieben, sowohl des Fleisches als der unzerstörbaren Haut wegen.

Die Seen schienen nach Osten hin größer zu werden. Man zog einen ganzen Tag am Ufer eines solchen dahin, einen anderen mußte man in einem zweitägigen Marsche umgehen. Die Lagerplätze stiegen bis über 5000 Meter an. Am 20. September begann eine Reihe von Unglückstagen. Sturm, Unwetter, schlechtes Terrain erschwerten das Fortkommen; Hedin's Reitpferd stürzte, selbst von den sechs Kamelen fiel das erste und mußte geschlachtet werden. Tiefe Entmuthigung griff um sich. Fast auf jeden Reisetag mußte ein Rasttag folgen, und der Proviant nahm rasch ab, man fand indessen Hasen, die zum Küchenzettel beitragen konnten. Dann gab es einige Tage Yakbouillon, die gut bekam und mundete. Am 27. September fiel der erste Sonnenstrahl auf die düstere Wanderung dieser Wochen. Es wurden Inschriften-bedeckte Steinplatten gefunden, — es mußten Menschen hier gewesen sein. Vermuthlich hatte man einen der großen Wege erreicht, auf denen die Bewohner der östlichen Mongolei zu den religiösen Festen nach Lassa pilgern. Ein Paß führte nordöstlich über die Ausläufer des Arka-tag, ein Eldorado für Wildesel anscheinend, die man in Herden bis 200 Stück sah, und ein Weg, auf dem man, mit welchem Entzücken, die ersten frischen Spuren von Wanderern erblickte. Des öfteren traf Hedin jetzt Wegdenkmale aus dichtbeschriebenen Steintafeln.



Ein erbeuteter Yakstier.

Dasjenige, bei dem er am 30. September das Zelt aufrichtete, bestand aus 47 Tafeln, die nichts weiter enthielten, als die tausendfach wiederholte Formel des tibetanischen Gebets: „Om mani padme hum". (O das Kleinod im Lotos, Amen!)

Am nächsten Tage sah man die ersten Menschen, Mongolen, die zur Yakjagd in diese Gebirge gekommen waren. Bei ihnen lernte Hedin die Anfangsgründe des Mongolischen, was ihm bald zustatten kam. Der Führer dieser Nomadenfamilie wurde gewonnen, die Ueberbleibsel der Karawane bis an die ersten festen Mongolendörfer zu geleiten, wo ein anderer Führer bis China geworben wurde. Auf der Reise ereignete sich eine komische Szene, da Dortsche, der Führer, der mit Sven Hedin vorausgeritten war, in der Dunkelheit umgekehrt war, um die nachfolgende Karawane auf den richtigen Weg zu bringen. Er verschwand im Finstern und deutete dem Reisenden nur die Richtung an, wo die Mongolenlager lägen. „Glücklicherweise," schreibt Hedin, „war das Pferd in der Gegend besser bekannt als ich, und nachdem ich eine Stunde im Schritt weiter geritten war, sah ich Feuer zwischen den Sträuchern flammen. Es ertönte Hundegebell und ein ganzes Heer mongolischer Hunde stürmte auf mein Pferd und Joldasch (Sven Hedin's Hund) los, der noch rechtzeitig vor mir auf dem Sattel Platz nehmen konnte. Jetzt wurden Menschen und Zelte sichtbar. Ganz ruhig ritt ich zu einem Zelte, band das Pferd an, trat

ein, sechs erstaunte Mongolen mit einem freundlichen „aemir sän?" (wie gehts?) begrüßend, setzte mich ans Feuer und zündete mir eine Pfeife an. Eine Schüssel voll gegohrener Stutenmilch stand in einer Ecke; ich trank einen gehörigen Schluck davon. Sie schmeckte wie Dünnbier und erquickte mich nach den 43 Kilometern, die ich geritten, außerordentlich. Die Mongolen starrten mich an, ohne ein Wort zu sagen. Sie legten höchstens die Scheite wieder zurecht und erholten sich von ihrer Ueberraschung erst, als Dortsche zwei Stunden später mit der Karawane anlangte und ihnen erklärte, was für Leute wir wären."

Diese Mongolen waren alle eifrige Anhänger des Lamaismus und fast alle in Lassa gewesen, aber sie trugen alle kein Bedenken, dem Europäer heimlich ihre Amulette und Götterbilder zu verkaufen, die sie in der heiligen Stadt von den Priestern erstehen. Nach einer längeren Rast wurde unter guter Führung der Weg durch das viel-



Tanguten am Koko-nor. (Aus Futterers Reise durch Asien).

bereiste, aber höchst unsichere Gebiet der Tanguten und des großen Sees Koko-nor nach der großen Mauer und dem Inneren von China eingeschlagen. Die Tanguten, durch deren Steppengebiet alle Karawanenwege von den chinesischen Städten nach der südlichen und östlichen Mongolei führen, sind bei Chinesen und Mongolen gleich gefürchtet und gehaßt. Ihnen fallen nicht nur zahlreiche Kaufleute zum Opfer, so daß dieselben nur noch in Karawanen von mehreren hundert Theilnehmern zu reisen wagen, sondern auch Forschungsreisende sind schon mehrmals von ihnen überfallen worden. In diesen Gegenden wurde 1894, nachdem er dicht vor Lassa gewesen und aus Tibet wieder fortgewiesen war, Dutreuil ermordet, hier waren Prschewalskij und andere überfallen worden, und auch Hedin hatte hier wirklich einige Abenteuer zu bestehen, obwohl die Karawane Dank der stetigen Wachsamkeit der Führer von schweren Angriffen verschont blieb. Nachdem die Tanguten, die in schwarzen Zelten in der Steppe hausen und wohlberitten sind, die Stärke der Expedition erprobt hatten, trat eine Art von bewaffnetem Frieden ein, während dessen sogar Tanguten hin und wieder zu Hedin's Lager, dieser aber zu ihnen ging, um ihre Lebensweise zu erkunden. Mit diesem gefährlichen Raubgesindel in Verbindung getreten zu sein und von ihrem Leben und ihren Sitten soviel wie möglich erkundet zu haben, gehört jedenfalls zu den größten Verdiensten Hedin's auf dieser Reise. Seine mohammedanischen und mongolischen Begleiter legten allerdings ihre Furcht vor den Tanguten bis zuletzt nicht ab, und der Führer Loppsen tischte den zum Handeln und aus Neugierde sich einstellenden Tibetanern gern die größten Schauermärchen auf, zum Beispiel daß in den Kisten Soldaten mitgeführt würden, der Zeltofen eine Kugelspritze sei u. dgl. Unter den Tanguten am Koko-nor und in Tibet wohnen 61 Lamas von hohem Rang verstreut, die sich unter anderen Eigenschaften eines unbegrenzten Daseins erfreuen. 61 Jahre alt, legen sie sich zum Sterben nieder, erstehen aber sofort in Gestalt eines kleinen Kindes wieder. Die Lamas bewiesen sich wie überall und wie auch die indischen und chinesischen Priester, wo man sie trifft, als die größten Betrüger des Volkes. Jenseits des gewaltigen Hochsees Koko-nor, der 3000 Meter hoch und zehnmal größer als der Genfer See zwischen den Bergen der gleichnamigen Kette liegt, besuchte Hedin den berühmten „Tempel der zehntausend Bilder" in Lusar, wo die Lamas in der Dunkelheit zu ihm kamen, um ihm Tempelfahnen und geweihte Burchane (Amuletts) zu verkaufen. Er sah auch den jetzt entlaubten Baum, auf dessen Blättern die Gebetsformel »Om mani padme hum« von selber wächst, die Blätter werden zu Tausenden an die Gläubigen verkauft, ihr Vorrath war leider gerade erschöpft. Loppsen, der Führer, der sowohl hier wie in Lassa oft gewesen war, meinte, die Lamas schrieben die Worte auf die Blätter; er wird wohl Recht haben.

Wir verlassen hier Sven Hedin's, nun in das Innere des bevölkerten China eintretende Reiseroute, um auf die Ergebnisse seiner gegenwärtigen Reise zurückzukommen, wenn dieselbe beendet und ausführlich von ihm beschrieben sein wird. Am Koko-nor, dem Knotenpunkt so vieler zentralasiatischer Forschungsreisen, kreuzte sich seine Route unter anderem auch mit der des Franzosen Bonin, der einen Theil derselben Wege zwei Jahre später wanderte und dabei wichtige Ergänzungen zu den Erfolgen des Schweden gefunden hat. Bonin ging im Jahre 1899 vom Koko-nor nord- und dann westwärts über das Nan-schan-Gebirge bis in den äußersten westlichen Zipfel der chinesischen Provinz Kansu. Hier liegt in einer letzten Oase die Stadt Sa-tschou als äußerster Kulturposten der Gobiwüste, just dem entgegengesetzten letzten Hort chinesischer Macht, Kaschgar am anderen Wüstenrand, gegenüber. 1500 Kilometer Sand liegen dazwischen und nach dem ersten Drittel dieser Entfernung auch der alte und der neue Lob-nor. Bonin versuchte von Sa-tschou aus eine Durchquerung dieser Wüste, um den See und das Tarimbecken zu erreichen; es ging ihm genau wie Hedin bei seinem ersten Vorstoß in die grauenvolle Takla-Makan, nach einem Marsch von 170 Kilometer ging die Karawane an Wassermangel fast zugrunde, und man mußte froh sein, das nackte Leben durch den Rückzug auf die Oase zu retten. Trotzdem war der Vorstoß nicht fruchtlos gewesen,



auch hier entdeckte man wieder Reste der großen alten Handelsstraße, die Marco-Polo gegangen und die Hedin im Lob-Gebiete sowohl bei seiner ersten als auf der zweiten Reise antraf. Halb vergraben im Sande, halb verfallen traf jetzt der französische Reisende dieselbe Straße 500 Kilometer ostwärts, aber genau in derselben Richtung auf Peking führend, wieder an und konnte erhärten, daß es einmal ein Werk war, der russischen Eisenbahn durch Asien nichts nachgebend. In Entfernungen von 5 zu 5 Li (etwa 2 Kilometer) ragten 10 Meter hohe Erdthürme empor und sie wurden wenigstens in der Wüste durch eine fortlaufende Mauer von Lehm verbunden, die einerseits die Straße vor der Verschüttung durch den Buran,



Lama.

anderseits aber auch den Verkehr vor dem Ueberfall der räuberischen Hiungnu (Hunnen) zu schützen hatten. Auch größere Vertheidigungswerke haben Bonin und andere in der Wüste gefunden. Die Räuber abzuhalten, mochte Menschenwerk allerdings genügen, aber die elementare Gewalt des Buran ist über diese wie über alle anderen Zeichen der Kultur hinweggeschritten und wird sich erst an den Felsenzinnen des Pamir brechen, wenn die letzte Stadt von Chinesisch-Turkestan unter dem Sande den langen Schlaf bis zu einer künftigen Entdeckung thut.

Von allen übrigen Erfolgen der Bonin'schen Expedition soll nur noch eines einzigen hier Erwähnung geschehen: des ersten gründlichen Besuches der „Grotten der tausend Buddhas". Am Rande der mehrfach genannten Oase Sa-tschou liegt ein ausgetrocknetes, tief in den Lößboden eingeschnittenes Flußbett, und in diese steilen, lehmig-sandigen Ufer sind seit anderthalb Jahrtausenden die Höhlen eingegraben, die den berühmten Wallfahrtsort bilden. Gleich den Zellen eines Bienenstockes liegt Grotte über Grotte, die unteren tief beschattet von den Kronen der alten Bäume, die das im Grunde noch feuchte Thal erfüllen. Keine Höhle gleicht der anderen. Bald liegen drei, bald vier übereinander, manche nur 2, manche 10 Meter tief, während die größten 15 bis 20 Meter Breite und Tiefe haben. Wände und Decken tragen einen Kalkbewurf und darauf leuchtende, in ihren satten Farben noch wohlerhaltene Fresken, Buddhas in allen Größen und Stellungen, die Göttin Tara, Szenen aus dem Leben der Heiligen, ganze Festzüge. Eine Grotte zeigt die Gestalt einer Pagode mit einem liegenden 15 Meter langen Buddha. Eine andere enthält denselben aus dem Löß herausgearbeitet in 25 Meter Höhe. Der Zentraltempel ist durch 5 Etagen geführt und enthält eine 30 Meter hohe Figur. Inschriften, Gebete, Formeln, alles in mehr indischem als chinesischem Styl bedecken alle Wände. Hier ist offenbar einmal der Brennpunkt der Berührungen zwischen der altindischen und chinesischen Kultur gewesen.

Von Ceylon bis zum Himalaya.

An altindischen Cultusstätten.

Ein Sprung von 500 deutschen Meilen und 18 Breitengraden ist nöthig, um uns aus den Grottentempeln des Löß von Sa-tschou, mit denen der vorige Abschnitt endete, zu verwandten Tempelbauten des südlichen Indien zu tragen, die, ein steinernes Räthsel, bei Madras im Ufersande des Indischen Ozeans liegen und ihrer Deutung harren. Indien ist, bei einer ungeheuren Zahl neuerer Tempelbauten, sehr arm an Tempeln und Ruinen alter und ältester Zeit. Unter ihnen sind die Höhlen- oder Felsentempel von Mahâbalipur bei Madras sowohl die am wenigsten bekannten als die räthselhaftesten nach Zeit und Grund der Entstehung. W. Gallenkamp[1]) berichtete über sie vor kurzem ausführlich auf Grund eigenen, oftmaligen Schauens, was nachträglich auszugsweise mitgetheilt wird.

Etwa 50 Kilometer südlich von Madras erhebt sich aus dem flachen Strandgürtel, den das Meer während seiner säkularen Schwankungen einst viel höher bespülte und dann wieder freigab, plötzlich ein niedriger Rücken kompakter Gneisfelsen. In ihn gemeißelt und neben ihm errichtet befinden sich die Höhlentempel, im Volksmunde die „sieben Pagoden". Das in der Nähe liegende Dorf ist noch heute eine „Agrahara", d. i. ein den Brahminen geschenktes Stück Land. Die Tempel sind sowohl verschiedener Art, als auch offenbar ganz verschiedenen Alters. Einige sind tief in den Felsen getriebene Nischentempel, von Säulen gestützt und, wie alle anderen, mit einem geradezu erstaunlichen Reichthum von Skulpturen geschmückt. Dann sind da freistehende, aus einzelnen Felsstücken gehauene Pagoden, die an die Form der Tempelumzugsfahrzeuge erinnern, ferner ganz frei aus Quadern gebaute Tempel und endlich kolossale Skulpturmonumente an der Oberfläche der Felsen. Allein an Höhlentempeln sind zwölf vorhanden. Der Reich-

[1]) Beilage zur „Allg. Zeitung" 1901, Nr. 246.

thum der Ausführung, die überquellende Phantasie der Skulpturen, die die ganze Mythologie der Brahminenlehre in Stein wiederholen, ist in Kürze nicht zu schildern. Die Art der Ausführung ist sauber und geradezu naturalistisch treu, die Erhaltung so wunderbar in den meisten Theilen, daß der Unerfahrene den ganzen Werken ein Alter von 100 Jahren zuerkennen möchte. Hundert Jahre ist es aber her, seit sie, auch dann noch in ihrer Wüstenöde ziemlich unbekannt geblieben, aus dem Dünen- (oder Meeres-)sande ausgegraben sind. Aber ihr Alter reicht wohl weit über 1000 Jahre zurück. Ein Theil von ihnen ruht noch heute in und unter dem Sande.

Aus allen Inschriften ist merkwürdigerweise nicht zu ersehen, wann und von wem diese Steindenkmale hier gesetzt wurden. Wohl finden sich die Namen der Herrscher, die ihre Errichtung gefördert haben, theilweise eingemeißelt, aber mit Namen, wie Narasimha (der Mannlöwe) oder Atyantakâma (der von unbegrenztem Streben Beseelte), die vielen Herrschern beigelegt worden sind. Nur welche von ihnen die älteren und daß manche um viele Jahrzehnte, ja noch längere Zeiträume, jünger sind, geht aus den Inschriften, aber auch aus dem Karakter der Schriftzeichen und Skulpturen hervor. Warum aber wurden die Tempel in dieser wüsten, unbewohnten Einsamkeit errichtet? Es sind die verschiedensten Antworten, zum Theil sehr nüchtern, zum Theil sehr romantisch, darauf gegeben worden, alle aber sind lückenvoll und unsicher. Das Räthsel wird vergrößert durch die merkwürdige Erscheinung, daß alle Tempel unfertig sind, sie sehen aus, als wären sie nach jahrzehntelanger mühseliger Arbeit plötzlich im Stich gelassen. Höchstens einer von den freistehend aufgebauten Tempeln könnte davon eine Ausnahme machen, und der ist eigentlich erst recht Stückwerk. Er ist nämlich offenbar zusammengesetzt aus Bruchstücken eines viel älteren Tempels, der an derselben Stelle, vielleicht auch seinerseits wieder in unfertigem Zustande, zusammengestürzt, wie es scheint, vom Meere unterwaschen ist, und dessen Trümmer dann möglicherweise, nach ihrer Aus- und Abwaschung zu schließen, jahrhundertelang im Wasser gelegen haben. Daß das Meer zeitweise bis an und in die Felsentempel gedrungen ist, erscheint zweifellos, noch jetzt, nach einem 500 bis 1000 Jahre dauernden Rückzuge, steht es offenbar höher als zur Zeit der Erbauung. Darauf begründet sich eine der erwähnten Entstehungsgeschichten.

Es soll auf dem Theil des Strandes, den die See verschlungen und noch nicht wieder herausgegeben hat, einst eine große, blühende Stadt gestanden haben, deren Bewohner die Tempelerbauer gewesen sind. Ihre Häuser, wie meist in den indischen Städten, leicht aus Lehm gebaut, sind versunken und fortgespült, nur die granitenen Tempel hat das Meer wieder ausgespieen. Der Volksmund des Landes steht natürlich für dieses Vineta des Indischen Ozeans ein: noch heute können die Sonntagskinder von Mahâbalipur die Zinnen anderer, prächtiger Tempel unter dem Wasser sich spiegeln und im Sonnenglanze schimmern sehen.



Gesammtansicht der Seven Pagodas.

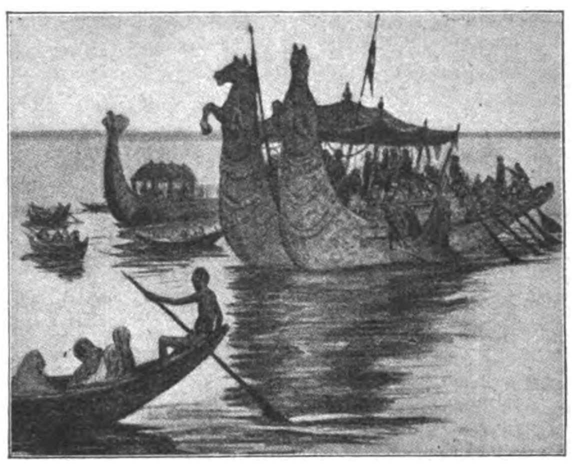
Wesentlich prosaischer, als dieser Erklärungsversuch, ist die Auffassung, die sich **Gallenkamp** selbst von der Entstehungsweise der großartigen Ruinen gemacht hat, aber eben deshalb ist sie wahrscheinlich auch zutreffender. Wie erwähnt, ist noch heute Mahabâlipur eine Agrahara, eine Freistatt der Brahminen. Dokumente, diese Schenkung betreffend, werden noch aufbewahrt und reichen

bis in's XI. Jahrhundert hinab. Aber vielleicht ist das ganze Gebiet schon früher, schon viel früher eine solche Freistatt gewesen, und die Felsentempel, die offenbar gleichzeitig Wohn- und Kultuszwecken dienen sollten, sind von den betreffenden Königen gleichzeitig mit den verschiedenen Landschenkungen erbaut. Daß die begonnenen Tempel zum Theil unvollendet blieben und statt ihrer in späteren Regierungsperioden neue angefangen wurden, kann nicht Wunder nehmen. Für eitle Fürsten ist es immer verlockender gewesen, neue Stiftungen und Unternehmungen zu beginnen, als diejenigen fortzuführen, die mit dem Namen ihrer Vorfahren verbunden sind. Auch die einsame Wüstenlage der Tempelstadt erklärt sich, wenn letztere zum Aufenthalt frommer Einsiedler geschaffen wurde. Als schließlich das steigende Meer (oder der sinkende Strand) bis an die Pagoden trat und sie theilweise im Wasser versanken, war es eben mit der ganzen Herrlichkeit vorbei.

Sind die Felsentempel von Madras nur noch ein zerfallendes Denkmal der alten Kraft des indischen Glaubens, so ist Benares noch heute der Mittelpunkt des religiösen Lebens. Benares, sagt K. D. Mackenzie im Globus (1901, 5. Sept.), ist ein immerwährender Festgarten. Benares ist das größte Schlachtfeld zwischen Brahma und Buddha, die Stadt, die schon vor 25 Jahrhunderten berühmt war, als Babylon mit Ninive kämpfte. Heute sind auch in Benares die Götter alt geworden, und trotz ihres rauschenden Lebens hat die Stadt etwas Greisenhaftes.

Der Mittelpunkt der religiösen Feierlichkeiten sind die großen, gleichsam zu einer Hoffeier gestalteten Wasserfeste, zu denen viele Tausende aus weiten Entfernungen herbeieilen. Der Ganges und seine von Tempeln und Palästen besetzten Ufer sind dann erfüllt von Gläubigen, Ungläubigen, Priestern und ihren — Opfern. Im Ganges werden dann die Yogis versenkt, Asketen, die ihr ganzes Leben mit Fasten, Beschauung und Nichtsthun zugebracht haben, auf dem Flusse werden die Leichen verbrannt, mit seinem Wasser die Gläubigen gesegnet, auf seinen Wellen spielt sich der glänzende Festzug der Schiffe ab, die besonders für diese karnevalsartige Feier gebaut werden. Schon den ganzen Tag treibt sich auf dem Strom ein unübersehbares Gewimmel von Menschen, Kähnen, schwimmenden Wohnungen. Ein riesiger, schwimmender Palast wiegt sich mit Kuppeln, Zinnen und Thürmen mitten auf dem Wasser Gegen Abend — wir folgen der genannten Quelle — wird das Leben immer bewegter, ganz Benares gibt sich auf dem Ganges ein Rendez-vous. Es ertönt der Ruf „Sie kommen!" Vom Fort Ramnagar, der Residenz des Maharadscha, her sieht man zwei wunderbar phantastische Boote langsam herangleiten. Das vorderste steigt mit einem Paar grauer Pferde aus dem Wasser empor und trägt ein Zeltdach aus rother Seide auf silbernen Pfeilern, unter dem der Maharadscha nebst seiner Gemahlin sitzt, gekleidet in die zartesten Stoffe von orientalischer Farbenpracht, Silber und Gold. Das zweite Boot stellt einen Riesenpfau dar, unter seinem Zelte sitzt der Sohn des Maharadscha nebst den Ministern. Umschwärmt werden diese Staatsbarken von unzähligen kleinen Booten. Plötzlich wurde ein Feuerwerk entzündet, das die ganze Umgebung in magisches Licht hüllte und wahrhaft bezaubernd wirkte. Alles schwelgt in Freude und erst tief in der Nacht findet das Fest, eins der anziehendsten selbst in Indien, ein Ende.

Ein anderes Leben spielt sich inzwischen in den vielen, von der Menge erfüllten Tempeln ab. Im Bishasharnath, erzählt Mackenzie, dem Tempel Siwas, der ein Lieblingsgott der Benaresen ist, betet man ein Idol an, das der König aller indischen Götter genannt wird. Aus allen Theilen Indiens strömen hier Pilger zusammen, um Siwa anzubeten und ihre Gaben niederzulegen. Die Almosenbüchsen sind aber nicht so klein, wie bei uns, sondern es dient dazu eine Grube von Quadratmetergröße, die sich mit Kupferpais und Silberrupien füllt. „Die Menge im Tempel schwoll



Das Boot des Maharadscha.

an, stieß und drängte sich, und über ihr brütete der betäubende Duft des Sandelholzes, Rosenwassers und der Jasminblüthen. Knaben, Jünglinge und Männer stießen sich rücksichtslos, zwei in Armhöhe aufgehängte Glocken erklangen, die eine dumpf, die andere hell, sobald sie von vorübergehenden Pilgern geläutet wurden. Ich durchbrach dieses Gewirr von dunklen, schwitzenden Geschöpfen, zerstampften Haufen von Rosen- und Jasminguirlanden, um in eine freiere Luft zu gelangen."

Das Bild eines solchen religiösen Festes würde unvollständig sein, wenn nicht auch das Verhältnis der Priester zu dem Volke beobachtet würde. Es ist, wie im wesentlichen durch den ganzen Orient, das der rücksichtslosen Ausbeutung der gläubigen, harmlosen Menge. Ein wahres Genrebild dieser Art entrollt Mackenzie in folgender kleiner Erzählung. In seinem Hausboote sitzend, bemerkte er in kurzer Entfernung auf den Steinstufen des Flußufers einen brahmanischen Priester, zwei Pilger, Mann und Frau, und eine der kleinen heiligen Kühe mit vergoldeten Hörnern und gesalbten Füßen, die als Gegenstand der Anbetung zu den Festen hergeführt werden. Während das Thier eine Hand voll Blumen fraß, die der Priester auf die rothen Sandsteinstufen geworfen hatte, redete

letzterer ernst auf die Frau ein, ein ähnliches Grasbündel zu ergreifen, welches er zugleich mit dem Ende des Kuhschweifes in seiner ausgestreckten Hand hielt. Die Frau sah zögernd und fragend ihren Mann an, der sie wiederum hilflos anstarrte. Der Priester wurde dringender und vereinte Drohungen und Bitten, bis der Pilger langsam einen Zipfel seines Gewandes entfaltete und ihm ein paar Kupfermünzen einhändigte. Nun ergriff die Frau den Kuhschwanz mit den Blumen, und der Brahmane begann die Gebete, um bald, und in kurzen Zwischenräumen, mehr Geld zu fordern. Der alte Mann zögerte, die Frau zitterte, aber die Drohung, das Gebet abzubrechen und dem armen Paare seinen priesterlichen Segen zu versagen, übte ihre Wirkung. Langsam und widerstrebend wickelt der alte Pilger eine weitere hart ersparte Münze aus und die Zeremonie wird zum Schluß gebracht. Der Priester schlug ihm freundlich auf die Schulter, drehte sich lächelnd dem Weibe zu und sprengte etwas Wasser aus einer irdenen Schale über ihre Hände. Sie ließ den Schwanz der Kuh los, legte die Blumen auf eine Schale und setzte die letztere auf das Geheiß des Brahminen auf die Stufen. Während die heilige Kuh den Bissen verzehrte, begleitete der schlaue Priester seine Opfer weiter, um sie mit Hilfe eines Kollegen unter einem großen Schwall von mystischen Formeln und Zeichen weiter auszuplündern. Diese kleine Szene spielte sich in voller Oeffentlichkeit ab, ohne daß die Vorübergehenden auch nur danach hinsahen.

In den Urwäldern von Ceylon.

Die „Perle Ostindiens", an Größe den Provinzen Ost- und Westpreußen gleich und mit 3½ Millionen Bewohnern ihnen auch an Bevölkerungsdichte nicht nachstehend, bietet in ihrer Thier- und Pflanzenwelt ein Ideal dessen, was man unter tropischer Pracht und Ueppigkeit sich vorzustellen pflegt. Besonders die West- und Südwestseite erscheint dem Reisenden, der sie auf der Fahrt nach Ostasien oder Australien besucht oder wenigstens berührt, wie ein Paradies der reichsten, in ewigem Frühling prangenden Flora. Der überfeuchte Südwestmonsun ist die Hauptursache dieses Segens, während der übrige, unter dem trockenen Nordostmonsun liegende Theil der Insel weniger günstig gestellt ist. Hier gedeiht in dem vom Wasser der Flüsse, der brackischen Lagunen und des Salzmeers durchfeuchteten Küstensaume die genügsame, Zucker spendende Palmyrapalme und die den Eingeborenen hundert nützliche Dinge spendende Kokospalme in ganzen Wäldern. Beide können sich an Schönheit freilich nicht messen mit der Königin der Palmen, dem Talipotbaume, (Corypha umbraculifera) der zur Blüthezeit einen bezaubernden Anblick bietet. Der Talipotbaum oder die Schattenpalme blüht erst, wenn sie ein Alter von 70 bis 80 Jahren erreicht hat; dann erhebt sich über die schöne Krone der dunklen Blattfächer der mehr als sechs Meter hohe Blüthenschaft mit tausenden herrlicher gelblicher Blumen. Wenn die Früchte gereift sind, stirbt der Baum ab, ein Pflanzensymbol der „Asra, die da sterben, wenn sie lieben." Die Talipotpalme ist seit alter Zeit die Papierlieferantin der Indier, auf ihre in lange Streifen zerschnittenen Blätter wird die Schrift mit Stiften eingeritzt.

Im Inneren Ceylons dehnt sich zwischen dem Wohngebiet der Singhalesen, die etwa zwei Drittel der Bevölkerung ausmachen, und der dunkelhäutigen, lockigen Tamilen ein breiter Gürtel von Wald und Dschungel aus, ein unwirthliches Gebiet des Fiebers, aber ein ungestörtes Paradies der Thierwelt. Ein Theil davon wird von den Weddas bewohnt, den Ureinwohnern Ceylons, die theils von der Jagd, theils von den Geschenken des Urwaldes und gelegentlichem Ackerbau leben. Mit spitzem Pfeil graben sie die wilde Yamswurzel aus, pflücken die Frucht des Brotfruchtbaumes und trocknen das stärkemehlreiche Mark der Zwergdattelpalme, die auch im trockenen Bambusdschungel gedeiht. Ein wichtiges Nahrungsmittel bildet für sie der Honig der wilden Bienen, den sie auch mit moderndem Holze und Baumbast gemischt genießen.

Die Thierwelt Indiens ist reich an Hirsch- und Antilopenarten, unter den ersteren bilden der Arishirsch, der Sambar und der Muntjak eine leichte Beute der Panther und Wildhunde, unter letzteren ist das Zwergmoschus eines der zierlichsten Wiederkäuer. Aeußerst vorsichtig und scheu, verläßt es die Felsenschluchten, die es bei Tage verstecken, nur in der Dämmerung. Auch in unseren zoologischen Gärten ist deshalb das zierliche, nicht einmal fußhohe Thierchen ein seltener, aber dann leicht zähmbarer und sogar zur Fortpflanzung fähiger Gast.

Viel Unheil richtet auf den Feldern der Eingeborenen der indische Wildbüffel an, das kühnste unter den Rindern Ceylons. Herdenweis in die gehegten Felder eingebrochen, suchen die streitbaren Thiere sich darin selbst mit Gewalt zu behaupten. Dem Jäger stellt sich dieser Büffel ohne weiteres, aber auch ungereizt greift er Menschen und, wie die Indier sagen, selbst Elephanten an. Gezähmt sind dagegen diese Büffel nützliche und anhängliche Thiere.

Ein gefahrvolles Abenteuer des englischen Baronet Sir Robert Harvey, eines großen Nimrods unter den Weltenbummlern britischer Zunge, mag uns von der Wildheit dieses Wiederkäuers einen Begriff geben. Sir Robert sah sich eines Tages auf seinen Jagden im hohen und undurchsichtigen Dickicht der Dschungeln einem kolossalen Wildbüffel gegenüber; die erste Kugel traf und verwundete das Thier schwer. Gleichwohl stürzte sich der Büffel wuthschnaubend und vor Schmerz brüllend unverzüglich auf den Jäger. Eine zweite Kugel stoppte ihn nur einige Sekunden, dann warf er sich mit neuer Energie auf den Angreifer. Zum Laden war keine Zeit; die Versuche des Baronet, durch Behendigkeit den Angriffen des schnaubenden Ungeheuers zu entrinnen, scheiterten an der Hartnäckigkeit des aufs Aeußerste gereizten Thieres. In wenigen Sekunden standen sich Mann und Büffel gegenüber. Sir Roberts packte, um nicht zu Boden getreten und zerstampft zu werden, mit der Linken das Horn der Bestie, um ihre rauchen-

den Nüstern mit furchtbaren Kolbenschlägen zu bearbeiten. Das gab wenigstens dem Büchsenträger Zeit, heranzukommen, zu seinem eigenen Verderben allerdings. Der Büffel schleuderte Sir Roberts um einige Meter fort, spießte dann mit einer plötzlichen Wendung den unglücklichen Diener und warf ihn beiseite, um sich sofort in blinder Wuth auf den Körper zu stürzen und ihn zu zertrampeln. Als der Jäger sich von seinem Sturz aufraffte und die Büchse geladen hatte, sah er sich nur noch zwei Leichen gegenüber, die durch den Blutverlust geschwächte Bestie war auf ihrem Opfer zusammengebrochen.

Ein gefährliches Jagdwild der indischen Dschungeln ist auch der indische Keiler, der ganz nach Art des Wildschweins der europäischen Wälder zu Pferde gejagt wird, aber mit dem Speer, ein beliebter und aufregender Sport, da der Keiler bis zum letzten Athemzuge kämpft und den nahenden Jäger mit dem Muth des Löwen annimmt. Den Kampf mit dem auf Ceylon jetzt ausgerotteten Tiger hat das Wildschwein stets ohne Zögern aufgenommen, und gelegentlich müssen, so seltsam es klingt, selbst Elephanten vor den furchtbaren Hauern der blitzgeschwinden Keiler das Weite suchen.

Das königliche unter den wilden Thieren, der Elephant, lebt in den Wäldern der Gebirgsgegenden von Ceylon noch in großen Herden. Er steigt bis 2000 Meter empor, und als vorzüglicher Kletterer — ähnlich dem Nashorn — ohne Schwierigkeiten. An steilen Abhängen übt er sehr kunstgerecht das Stufenschlagen, beziehungsweise Stoßen, aus. Die Weibchen werden bis $2^1/_2$, die Männchen bis $3^1/_2$ Meter hoch. Seine gewaltige, 300 bis 350 Kilogramm täglich betragende Nahrungsmittelzufuhr entnimmt er der ganzen Pflanzenwelt, Gräser, Blätter, Bambusschosse, Zweige oder Rinden gelten ihm gleich, wenn der Magen knurrt. Das Geschäft des Trinkens wird zu Beginn und am Ende der Nacht vollzogen, bevor die Rudel sich wieder in ihre Schlupfwinkel an Berghängen oder im Urwalde zurückziehen. Zuweilen um die Weidegründe zu wechseln, zuweilen um den Insekten zu entgehen, werden große Wanderungen unternommen, im Gänsemarsch und langsamen, aber weit ausgreifenden Schrittes. Der indische Elephant ist mehr friedlich und scheu als angriffslustig. Zum Kampfe mit anderen Thieren gezwungen, sucht er Beine und Stoßzähne zu brauchen, den empfindlichen Rüssel rollt er jedoch fest ein. Da er hundert, ja hundertundfünfzig Jahre alt wird und ungewöhnlich gelehrig ist, so bildet er bei seiner gewaltigen Körperstärke ein trotz der bedeutenden Unterhaltungskosten sehr werthvolles Arbeitsthier.

Gefährlich werden unter den wilden Elephanten Ceylons die sogenannten Einsiedler, zänkische, ihres bösartigen Karakters wegen aus der Herde gestoßene Thiere, die bisweilen die Reisenden ohne jede Veranlassung aus dem Dschungeldickicht heraus angreifen. Im Hinblick auf solche Begegnungen ist auf vielen Stellen Ceylons der Wald rechts und links von den Heerstraßen in Wegebreite gefällt, um hervorbrechende Thiere früher gewahr zu werden. Wie alle großen Thiere der Wildnis, ist auch der Elephant im Freien, theils seiner Farbe und Form, theils seiner Deckung wegen, fast unsichtbar. Die Beine ähneln in einiger Entfernung so sehr alten Baumstämmen, die rissige Haut hebt sich von dem Holze so wenig ab, daß nur ein sehr geübtes Auge solche Waldbewohner entdeckt. Da die „Einsiedler“ reitende Wanderer, angeblich aus Furcht vor den Pferden, nicht anzugreifen wagen, so durchstreifen die Bauern auf Ceylon das Dickicht der Dschungeln nur zu Roß.

An der Spitze der gefährlichen Säugethiere steht seit der Ausrottung des Tigers auf Ceylon der Leopard. Viel geschmeidiger, beweglicher und im Grunde auch muthiger als der Tiger, steht er diesem an Gefährlichkeit trotz seiner geringeren Kraft nicht nach. Von affenartiger Gewandtheit im Erklettern der glattesten Bäume, ein trefflicher Schwimmer und Springer, bildet er den Schrecken der Herden und, wenn er einmal Menschenblut gekostet hat, auch der Hirten. Von seinem Versteck, Felsen, Höhlen oder Baumstämmen, beobachtet er gegen Sonnenuntergang die Gegend und sucht von den heimziehenden Herden einzelne Stücke abzuschneiden und zu versprengen, um sie dann mit Leichtigkeit zu erbeuten. Gleich seinem afrikanischen Vetter hat er eine merkwürdige Vorliebe für Hunde und Schakale. Den Menschen, insbesondere die Eingeborenen fürchtet er nicht. Eben deswegen aber geht er ihnen ziemlich leicht in die Fallen, und einem Käfig, der ein lebendes Lockthier, sei es Kalb, Ziege oder Schaf enthält, widersteht er selten.

Nennen wir noch den unserem europäischen Petz an Größe und Lebensweise ähnelnden Lippenbär, der den Bauern zuweilen ihren Dattelpalmensaft-Schnaps austrinkt, den zu den Zibethkatzen gehörigen Palmenmarder, der ähnliche alkoholistische Neigungen bekundet, den Flughund, dem es auch nicht besser geht, so daß ihn die Eingeborenen gelegentlich morgens im Zeichen des Katers neben den Töpfen finden, in denen sie den gährenden Palmensaft sammeln, so sind außer den zahlreichen Affen die wichtigsten Vertreter der Thierwelt von Ceylon genannt. Unter den letzteren sind am auffallendsten die in den Gebirgswäldern lebenden, durch ihr lautes „Hauhau-Hauhau“ bekannten Bären-Schlankaffen, von denen einmal ein besonders keckes Exemplar einen mit Reis belasteten Kuli angriff, ferner der im Grimassenschneiden, Stehlen und allen möglichen Streichen geübte Perrückenaffe, der von den ceylonischen Gauklern zur Belustigung der Kinder umhergeführt wird, und der wegen seiner großen, runden Augen von den Tamilen als Medizin für Augenkranke benutzte Schlanklori.

Der Hauptstamm der Inselbewohner, die Singhalesen, sind von dunkelbrauner bis heller Hautfarbe und reichlichem, schwarzem Haarwuchs, den auch die Männer mit einer Zierlichkeit und Grazie frisiren, die den Neid einer europäischen Dame erwecken könnte. Daß dabei, ebenso wie in der Kleidung, die neuesten englischen Moden ein wenig zum Vorbild genommen werden, besonders von den singhalesischen Frauen, macht ihre Trachten freilich nicht schöner, ist aber beim Zusammenleben europäischer und indischer Elemente unvermeidlich. Die meist verbreitete Religion ist der Buddhismus, der auf Ceylon einige seiner größten Heiligthümer hat,

z. B. einen Sproß des heiligen Feigenbaumes, unter welchem Buddha das Heil der Welt offenbar wurde, einen Zahn Buddhas, der unter einer kuppelförmigen Dagoba aufbewahrt wird, einen Abdruck seines Fußes u. s. w.

Die Missionäre sind zwar von der Sanftmuth der Singhalesen entzückt, beklagen sich aber über ihren Hang zum Lügen, Stehlen und Uebervortheilen. Schon die Kleinsten sind in diesen Künsten erstaunlich geschickt. Vertheilt man an ein Rudel dieser kleinen Schelme eine Anzahl Pannies oder Leckereien, so sind immer einige da, die noch nichts bekommen haben. Selbst nach einer erneuten Spende beklagen sie sich und bei genauer Untersuchung ihrer Hände und Taschen bleibt das Ergebnis dasselbe: ist aber dann nichts mehr zu holen, so eilen die winzigen Spitzbuben mit ihrer dreifachen Beute hohnlachend davon.

Noch eines besonderen „Wunders von Ceylon“ müssen wir endlich gedenken.

Im äußersten Osten der Insel liegt die Stadt Baticalia, deren See die berühmten singenden Fische birgt. Um sie zu hören, besteigt man in der Abendkühle ein Boot und rudert eine Strecke hinaus. Feuerfunken, aus allen Tiefenregionen des Sees heraufblitzend, bald klein und sanft, bald groß und strahlend, die Signale der zahllosen Fische, die den See bevölkern, bieten ein feenhaftes Schauspiel. Die Ruder werden eingezogen, das Boot schießt von dem Antrieb allein vorwärts und nähert sich dem anderen Ufer des Sees, wo ungefähr ein Kilometer vom Lande die beste Stelle ist.

Gespannt lauschen wir: da — plötzlich — schwach, geheimnisvoll, man weiß nicht woher, schweben leise, zitternde Töne über das Wasser. Kommen sie aus der Luft, steigen sie aus der Tiefe empor? Je weiter das Boot fährt, um so deutlicher und voller werden die Töne, da ist keine Täuschung der überreizten Phantasie mehr anzunehmen, das ist wirkliche, dem Wasser entquellende Musik! Bald kommen die Töne von fern, bald aus der Nähe. Jetzt glaubt man ein voll besetztes Orchester zu hören, nun ein Quartett, ein Trio, ein Duett. Jetzt singt, ganz nahe bei unserem Nachen, ein Künstler uns ein entzückendes Solo. Mehrmals ist der Sänger dem Fahrzeug so nahe, daß man die Schwingungen durch die Bootsplanken zu fühlen glaubt. Die Töne sind voll, deutlich, sonor. Aber womit soll man sie vergleichen? Es lassen sich besonders drei Töne von ganz verschiedener Klangfarbe unterscheiden.

Die Wirkung dieser Musik wird noch wunderbarer, wenn man einen Zweig ins Wasser taucht und das andere Ende ans Ohr hält. Wie ein Resonanzboden verdoppelt das Holz die Stärke und Schönheit der Töne, denen zuzuhören man nicht müde wird.

Wer sind diese Musikanten? Wie bringen sie ihre Töne hervor in einem Element, in welchem der Ton der Glocke zu einem gedämpften Klappern erstirbt? Warum lassen sie sich nur an bestimmten Stellen hören, und warum nur während der Nächte, die dem Vollmond unmittelbar vorangehen oder folgen?

Durch die Gletscherwelt des Himalaya.

Von den neueren Streifzügen europäischer Reisender in der hehren Gebirgswelt des Himalaya ist besonders eine denkwürdige Reise des englischen, weltbekannten Alpinisten Freshfield zu erwähnen, über die er selber im »Alpine Journal« berichtet hat. Es war im September 1899, als sich Freshfield in Begleitung mehrerer tüchtiger Bergsteiger und Führer aus dem Alpengebiet an die Aufgabe machte, den Kanschinjinga, nächst dem Mount Everest den gewaltigsten Riesen des Hochgebirges, anzugreifen. Es ist dies eine Berggruppe, die sich an den Grenzen von Tibet, Nepal und Sikkim in unzugänglichen Kämmen von 7000 bis 8000 Meter Höhe, mit Berggipfeln bis 8580 und wenigen Pässen von 6000 bis 7000 Meter erstreckt, nahezu ein unerforschtes Land. Ein einziger der vom Kanschinjingagebiet nach Tibet führenden Kämme ist, 6500 Meter hoch etwa, einmal von einem Eingeborenen überstiegen. Der Betreffende, mit Namen Rinsing, wurde von Freshfield für seine Reise als Führer angeworben, ebenso zählten zu seinen Begleitern die italienischen Photographen Gebrüder Sella, die kurz zuvor den Herzog der Abruzzen auf seiner Forschungsreise in die Eisregionen von Alaska begleitet hatten.

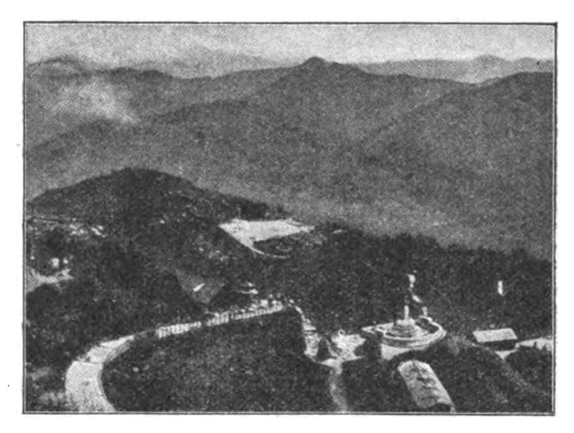
Die Gebirgsreise begann in Darjeeling, der berühmtesten „Sommerfrische“ des nördlichen Indien, die mit dem Tieflande durch eine der kühnsten Eisenbahnen der Welt verbunden ist. Von Siliguri in der Ebene steigt die Bahn ohne Hilfe der Zahnstange um 2000 Meter an, da Darjeeling in 2400 Meter Seehöhe auf einem Seitenaste des südlich vom Kanschinjinga streichenden Singalelakammes liegt. Die 50 Kilometer lange Bahn ist wie ein Puppenspielzeug, ihre kleinen Wägelchen, die auf 60 Zentimeter breiten Gleisen laufen, fassen zur Noth acht Personen. In ganz erstaunlichen Windungen, Schleifen, Kehren und Spiralen kriecht dieser kleine Zug an den Wänden der ungeheuren Thäler empor. Wenn die Schienen in eine Sackgasse gerathen, so gehts mittels einer spitzen Kehre und umgesetzter Lokomotive weiter. In 2000 Meter Seehöhe, wo die Vegetation noch immer eine verhältnismäßig üppige ist, beginnt sich die herrlichste Aussicht auf das Hochgebirge zu entfalten und wird mit jeder Viertelstunde schöner. In Ghoom erreicht die Bahn mit 2600 Meter ihren höchsten Punkt, dann geht es bis Darjeeling bergab. Kurz vor dem Endpunkt erschließt sich ein bei klarem Wetter überwältigender Ausblick auf die Kanschinjingakette, deren Schneewände, obwohl 125 Kilometer entfernt, nur einige Meilen abzuliegen scheinen. Ueber Darjeeling selbst schreibt J. D. Hooker:

„In Darjeeling hat man eine Aussicht, der nichts zur Seite gestellt werden kann, auf die großartigste Hochgebirgslandschaft des Himalaya. Keine Beschreibung war imstande, in mir Gefühle zu erwecken, die sich mit denen vergleichen lassen, die ich empfand, als ich diese erhabene Naturerscheinung vor mir sah. Es ist besonders die Genauigkeit und Schärfe der äußeren Umrisse, die dem Beschauer auffällt, noch mehr aber das wunderbare Farbenspiel an den schneebedeckten Flächen,

das von dem glänzendsten Orange, Gold und Rubinroth, welches die von der unter- oder aufgehenden Sonne beleuchteten Wolken auf die Berge werfen, bis zu der gespenstigen Blässe wechselt, die mit der Dämmerung folgt, wenn das Roth vor dem nun an seine Stelle tretenden Grau zurückweicht." Vom benachbarten Tiger-Hill gesehen — schreibt ein anderer Besucher — machte der Kanschinjinga einen förmlich unheimlichen Eindruck. Diese Schneemassen schienen gar nicht mit der Erde in Verbindung zu stehen, sondern aus dem tiefblauen Himmel emporzuwachsen.

Von hier begann die Wanderung Freshfield's um diesen Gebirgsstock. Auf einem tibetanischen Saumpfad, tausende von Metern auf und ab, gings durch eine blühende Wildnis hindurch. „Ich habe," schreibt Freshfield, „auf diesem Ritt das Entzücken eines Kindes empfunden, welches zum erstenmal der Vorstellung eines Zaubermärchens beiwohnt. Auf den Waldblößen strohbedeckte Hütten, umgeben von grünen Reisfeldern oder versteckt zwischen Orangenbäumen, Platanen und baumartigen Bambusstauden. Aber geradezu zauberhaft schön ist der Wald. Wir reiten durch endlose Säulenreihen mächtiger Stämme. Eichen, Kastanien, Magnolien, deren Zweige mit Guirlanden parasitischer Farne, Orchideen und Schlingpflanzen geziert sind. Baumfarne erheben ihre Kronen über den alles bedeckenden, blumenübersäeten, grünen Waldboden. Hydrangeen sind häufig und ein gelbblühender Convolvulus überklettert alles. Sturzbäche rauschen über Farren und Blüthenzweige, und prächtige Schmetterlinge glänzen im Sonnenlichte." Auf der Station Gangtok weilten die Reisenden einen Tag als Gäste des Kapitäns Le Mesurier und sahen den dort wohnenden Rahja nebst seiner Frau beim Thee. Letztere erschien in einer Sänfte, getragen von Dienern in gestreifter und scharlachrother Kleidung und spitzen Strohhüten mit Pfauenfedern. Sie selbst trug eine höchst geschmacklose Tiara aus Korallen, Perlen und Türkisen und war von ihren Kindern begleitet, die von scharlachroth gekleideten Dienern auf dem Rücken getragen wurden.

Oberhalb Choontangs gehts durch die mit zunehmender Höhe wechselnden Vegetationsgebiete des Himalaya. Der Wald, wenig an Ueppigkeit verlierend, ändert seinen Karakter. Bambus, Platanen, Magnolias und Hydrangeen weichen allmählig den rothstämmigen Rhododendronbäumen, den Tannen und Lärchen. Der Pfad klettert auf und ab zwischen hohen Felsen und steilen bewaldeten Hängen, bis er schließlich eine große Thalstufe überwindet und auf jungfräulichen Wiesen mit ganz alpiner Flora ausmündet. „Hier fühlt sich der Bergsteiger zum erstenmal heimisch und seinem Arbeitsfeld nahe, und dieser Eindruck verstärkt sich, wenn man der verstreuten Hütten Laachens (2550 Meter) ansichtig wird, die von Schweizer Sennhütten aus einiger Entfernung kaum zu unterscheiden sind." Von hier begann nun die Bergwanderung um den gletscherbedeckten Kanschinjinga. Nachdem durch vorausgesandte Goorkhaführer ein Weg durch das urwaldartige Rhododendrongestrüpp gehauen war, brach die Karawane bei strömendem Regen nach dem Zemugletscher auf. Pfadlos, über schwieriges Terrain mußte man sich langsam vorwärts kämpfen, gelegentliche Wegspuren rühren von Wurzelsuchern her, die hier den fleischigen Wurzeln der Lilien nachgehen, die gefundenen aber an ihnen bekannten Orten vergraben, um sie als Nahrungsmittel in den Nothzeiten zu verwenden. Am dritten Tage wurde das Nachtquartier etwa 4800 Meter hoch auf der Moräne der Gletscherzunge aufgeschlagen. Nach eingehender Rekognoszirung der Gegend beschloß Freshfield, einen der schneebedeckten Sättel von 7000 bis 7500 Meter zu ersteigen, die den Kanschinjinga mit seinen Trabanten, dem Simvoo und anderen Riesen verbinden, ja er machte sich Hoffnungen, vielleicht selbst einen oder den anderen Nebengipfel zu ersteigen und als erster Sterblicher von oben einen Ueberblick über diese eisbedeckte Grenzmauer von Nepal zu gewinnen. Ein Schneesturm, der binnen wenigen Stunden die Schneegrenze um 1000 Meter



Blick von Darjeeling auf den Himalaya.

tiefer legte, vereitelte diese Hoffnungen, man mußte jetzt sich glücklich schätzen, wenn es gelang, durch den von Rinsing überkletterten Paß auf die andere Seite des Bergriesen zu gelangen und die anfänglich geplante Umwanderung zur Ausführung zu bringen. Fast 40 Stunden hielt der Schneefall an, dem man in einem 4800 Meter hochgelegenen Zeltlager trotzen mußte. Man zog sich für einige Tage auf das vorhergegangene Lager zurück, das im Angesicht des über 7000 Meter hohen Siniolchum lag, vielleicht der schönsten Schneepyramide in der Welt, und brach dann, als das Wetter sich gebessert hatte, zur Umkreisung des Gebirgsstockes auf. Zwei Pässe von mindestens 5500 Meter mußten zunächst überstiegen werden, sie befanden sich, wie Freshfield schreibt, in dem Zustand, in welchem man den Wengernalppaß im Winter findet, waren jedoch gefahrlos zu nehmen. Signalstangen ähnlich ragten hin und wieder die Stämme des Riesenrhabarbers aus dem Schnee, die einzige Spur der Vegetation. Aus den dann erreichten, unwirthlichen und unbewohnten Thalgründen, die 5000 bis 6000 Meter hoch liegen und zwischen Tibet und Indien strittig sind, wurde von Freshfield, einem der Brüder Sella und dem Eingeborenen Rinsing ein Paß erklettert, von dessen Höhe sich ein groß-

artiges Panorama der Kanschinjingagruppe erschloß, und von wo Rinsing den von ihm früher überstiegenen Paß in einer deutlich ausgeprägten Scharte zu erkennen glaubte.

Anderen Tages ging's unter großen Schwierigkeiten diesem Ziel entgegen. Ueber ungeheuere Moränen, welche die zurückgewichenen Gletscher ins Thal gestoßen hatten, wurde eine durch Schnee und Wasser sehr behinderte Tagereise gemacht und abends das Lager auf dem Schnee aufgeschlagen, den man nunmehr für einige Zeit nicht mehr verlassen sollte. Der schwerste Theil der Reise begann. Mit der Dünne der Luft in 6000 Meter Höhe vereinte sich der weiche Schnee. Die Traglasten mußten verkleinert werden, und die Karawane, aus mehr als 50 Köpfen bestehend, begann sich in die Länge zu ziehen. Man erreichte auch am zweiten Tage die Paßhöhe nicht. Rückwärts hatte sich längst ein weiter Blick über alle vorgelagerten Kämme erschlossen, vorn dagegen erhob sich immer noch die weiße, lückenlose Schneewand. Es war morgens äußerst schwierig, die Kulis aus den Schlafsäcken zu bringen, in denen sie sich trotz der Höhe und Kälte sehr wohl befanden, während sie am Tage stark unter Mattigkeit litten. Das schlimmste aber war, daß Rinsing, als endlich am dritten Mittag der Paß erklommen war, bestimmt erklärte, es sei der rechte nicht, man habe sich verirrt. Ein Bekanntwerden dieses Geständnisses hätte eine große Panik unter den Kulis und vielleicht den Untergang der ganzen Expedition bedeutet. Freshfield hieß den Indier bestürzt schweigen und erklomm selbst über die letzte Schneewächte den Paß. Der Schneekessel, in den er hinabsah, war von allen Seiten wie mit Mauern umschlossen. Im Süden erhob sich der Kanschinjinga und in dessen Nähe setzten die thurmartigen Klippen des Jannu die Umwallung fort, anscheinend bis zu den westlichen Gebirgsmauern ohne ein Loch, durch welches diese Schneemassen abfließen konnten. Der Engländer, aus der ganzen Lage der Gebirge darauf schließend, daß dieser Abfluß dennoch nach Nepal und zum Ganges sich vollzog, befahl trotz des Widerstandes Rinsing's und der Brüder Sella den Abstieg in der begonnenen Richtung und behielt damit Recht. Allerdings war der Abstieg schlimmer als der Aufstieg. In mehr als 6000 Meter Höhe mußten die Zelte wiederum aufgeschlagen werden, das höchste Nachtlager, das je eine Expedition dieses Umfanges innegehabt. Am anderen Morgen begannen die Kulis schwierig zu werden. Mattigkeit, Krankheit, Unlust rissen ein, und es blieb von jetzt an meist ein Nachzüglertrupp hinter der Karawane in besonderen Lagern zurück. Der Weg führte jetzt auf einem ungeheueren Gletscher, der fortwährend durch seitliche Arme verstärkt wurde, abwärts. Man war bereits vier Tage auf dem Schnee; bei der Arrieregarde hatten die Indier einen ihrer Kameraden, der lebensmüde war und nicht mehr weiter wollte, auf seine Bitte zurückgelassen. Sie hatten ihm eine Decke, ein wenig Speise und Wasser gegeben, sein Testament entgegengenommen und waren weiter gewandert. Erst nach zwei Tagen erfuhr Freshfield davon. Die Kulis waren unfähig, seinen Zorn zu begreifen. Nach ihrer Ansicht wäre es sündig gewesen, ihrem Gefährten bei seinem Wunsche, die Seelenwanderung anzutreten, etwas in den Weg zu legen. Am Abend des fünften Tages dieser Paßwanderung fand man den ersten trockenen Platz mit Graswuchs und Wacholdergestrüpp. „Die Kulis machten Halt und verliehen ihren Gefühlen Ausdruck durch ein britisches Hurrah. Die Stelle, die wir erreicht hatten, war eine ideale für ein Bergsteigerlager, man wird wenig bessere in der Welt finden. Zu unseren Füßen in 5500 Meter Höhe vereinigten sich fünf getrennte Gletscher zu einem großen Hauptstrom. Zuerst der, den wir herabgekommen waren, der nächste entsprang unter dem 7500 Meter hohen Kamm nördlich des Kanschinjinga, der dritte floß aus einer 6500 Meter hohen Schlucht des Zemu. Getrennt von diesen stürzte sich ein wilder Eisfall herab, der vom höchsten Kamm des Kanschinjinga kam, und der fünfte Gletscher füllte ein Bassin zwischen dem westlichen Ausläufer des Berges und dem ihn mit dem Jannu verbindenden Grat." Und dies ist eine Gegend, von der man noch kurz zuvor behauptet hatte, sie habe keine bedeutenden Gletscher. Die Expedition ruhte einen Tag angesichts dieses überwältigenden Panoramas und gelangte dann zur Seite des großen Gletschers in anderthalb Tagen an die ersten bewohnten Stätten, Wiesen mit langhaarigen Yaks und braunen Bauernhäusern. „Eine ländliche Deputation kam uns entgegen, die Bauern empfingen uns mit breitem, herzlichem Grinsen, und die Weiber hatten ihre Korallen, Bernsteine und Türkisen angelegt. Noch lieber waren uns die Milch und die Kartoffeln, die sie uns anboten." Seit 25 Tagen waren es die ersten Menschen, die man traf. Die Angst Rinsing's und der Kulis, beim Betreten des verbotenen Landes geschlossen in den nächsten Staatskerker von Nepal abgeführt zu werden, blieb grundlos. „Es wäre ein unverdientes Glück gewesen," schreibt Freshfield trocken, „denn es hätte uns Gelegenheit verschafft, die unbekannten Regionen am Fuße des Mount Everest kennen zu lernen."

Der letzte Theil der Reise gestaltete sich leicht. Ueber eine Reihe von Pässen zwischen 4000 und 5000 Meter wurde der Jannu umgangen und Sikkim wieder erreicht. Es wurde bereits herbstlich und die Tage waren kurz, aber genußreich. „Wir erfreuten uns," schreibt Freshfield, „an den Sonnenauf- und Untergängen, dem rosigen Morgenschimmer auf dem Kanschinjinga und der letzten Abendröthe, die den Kabru vergoldete. Strahlende Sonnentage wechselten mit feenhaften Vollmondnächten, und säulenartige Wolkengebilde, die aus den Tiefen der Thäler aufstiegen, erinnerten an die Genien aus Tausend und eine Nacht. Hinter dem Grün der Wälder erblickten wir die blauen Wellen der ferneren Hügel und den goldenen Ton der Ebene, durch die sich der Teesta wie ein silbernes Band schlängelte. Zur Zeit des Sonnenunterganges konnten wir beinahe die Häuser in Darjeeling zählen, obgleich der Ort etwa 60 Kilometer in der Luftlinie von uns entfernt lag."

Hinter Jongri wandte man den Schneefeldern den Rücken und stieg 2000 Meter abwärts durch Urwalddickicht von Rhododendron und Bambus.





Der Hof von Sikkim. König Thotub Namgyel und sein Thronerbe. Hinter ihnen Minister und Höflinge.

Der Pfad, weniger gefährlich als ermüdend, wand sich über Felsentreppen, Leitern von Wurzelgeflecht und durch Gallerien von Bambus um die Bergflanken, und in der Dämmerung verließen die Reisenden endlich den Wald mit seinen lärmenden Affen und schreienden Papageien, die sich über die ermatteten Wanderer lustig zu machen schienen. Man befand sich wieder unter den Menschen, wenn auch vorläufig unter gelbberockten Lamas, die zum Kanschinjinga zogen, um seinen Dämonen zu dienen, und den Reisenden gegen ein anständiges Trinkgeld einen wunderbaren Teufelstanz vormachten. Noch fünf Tagereisen und „wir zogen wieder unsere Fräcke an und speisten mit Generalen und Gouverneuren" — wie karakteristisch genug der englische Alpinist schließt.

Auch von anderen Naturfreunden ist das heiße Wunderland des Himalaya oft besucht worden, und Dr. K. Boek berichtet in seinem Werke „Indische Gletscherfahrten"[1] über eine ganze Reihe von Reisen in diesem Gebiet. Auf seiner ersten Reise, die in Darjeeling begann, gelangte Boek über den Pindargletscher, die Bergdschungeln und Wasserfälle des Ram Ganga und den höchsten Weideplatz des Kumana-Himalaya in die unbekannten Gebiete von Milam, wo er den indischen Gelehrten Singh-Milmwal fand, der im Auftrag der Regierung die den Europäern verschlossenen Länder Nepal und Butan nebst den Grenzgebieten Tibets zu erforschen hatte. Er erbat von Boek Mittheilungen über Bismarck und wünschte besonders ein Bild des eisernen Kanzlers zu erhalten. Durch die gefahrvolle Hirthischlucht und nach anstrengenden Klettereien am Nanda Devi, dem „Thron der Götter," gelangte der Reisende wieder in bewohnte Gegenden zurück.

Besonders interessant sind seine Mittheilungen über das indische Volksleben in den Thälern des Himalaya. Auf dem Marterwege nach Dschosi-Math traf er einen nakten Pilger an, der gelobt hatte, den ganzen Weg aus seiner südindischen Heimat nach dem Tempel von Badrimath kriechend zurückzulegen und zwar so, daß er stets seine Leibeslänge zweimal vorwärts und einmal wieder zurück maß, wobei er mit einem Kuhhorn stets die Längen auf den Boden kratzte. Er war bei dieser Beschäftigung allmählig schon vier Jahre älter geworden, war aber jetzt bereits auf dem Rückweg begriffen, nachdem er droben am Heiligthum bei einer der Gangesquellen die vorgeschriebenen Opfer gebracht. Für den Rückweg hatte der arme, wahnsinnige Narr das Gelübde gethan, niemals sitzend oder liegend zu schlafen, sondern sich nachts an einen Baum zu binden, um stehen zu bleiben. Endlich schnitt er sich weder Haare, noch Nägel, sondern ließ die letzteren in das Fleisch der geballten Faust wachsen. Ein anderes Opfer der Brahmanenweisheit pilgerte in dem gelben Gewand der Armut und mit der Almosenschale von Dorf zu Dorf und bewies die Stärke seines Glaubens dadurch, daß er seinen im Herdfeuer glühend gemachten Bettelstab ableckte. An den Moränen des Milamgletschers

[1] Leipzig 1901.

fand Boek die Höhle eines verständigeren Einsiedlers, der sich in eine rothe Wolldecke unter ein Zeltdach lagerte und auch die Unterlage eines Leopardenfelles nicht verschmähte. Er verfügte über einen zottigen Schäferhund und einen zahmen, mit umgehangener Glocke umherwandernden Hirsch.

Das uralte Vorrecht des Orients, das Kunstgewerbe, verleugnet sich auch in den zurückgezogensten Einödedörfern des Gebirges nicht. An den uralten Wassermühlen des Gorithales sah Dr. Boek alte Holzschnitzereien an Fenstern und Thüren. An der Veranda des Tempels zu Dschosi-Math erblickte er ein Kegelornament, welches die Zierde jedes alten Tirolerhauses bilden könnte. Vor der Thür eines anderen Tempels derselben Gegend hockten einige Knaben um ihren barfüßigen Schullehrer und kritzelten in den trockenen Sand, mit welchem ihre Holztafeln bestreut waren, ihre ungeschickten Hieroglyphen. Der Lehrer beobachtete diese Studien von oben herab, und wenn die Schrift seinen Beifall nicht hatte, so stieß er kurz und bündig mit dem Fuß an die Tafel, sodaß der Sand durcheinanderfuhr und der Sünder von vorn anfangen mußte.

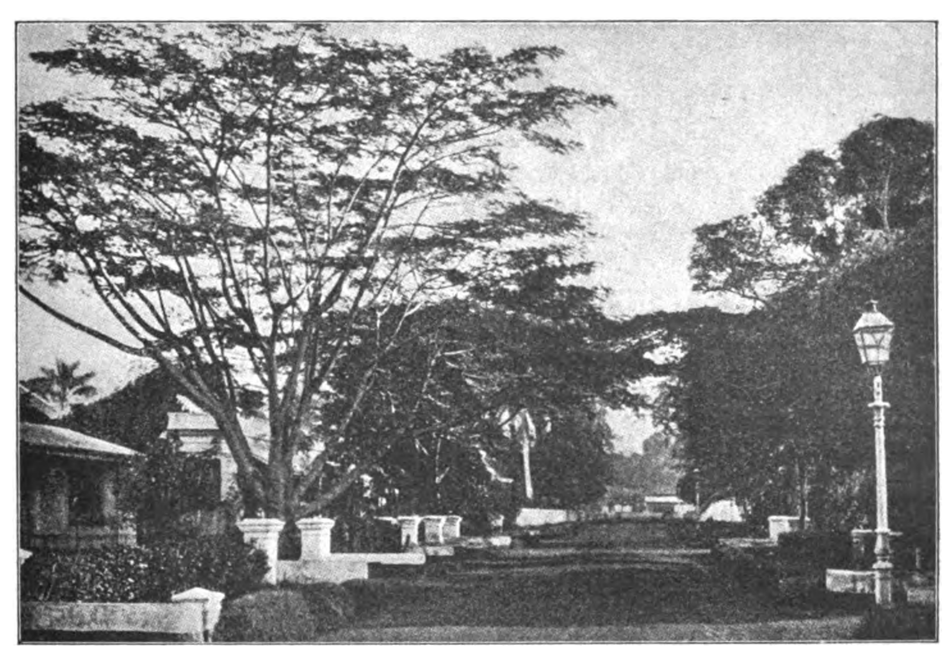
Eine groß angelegte Expedition zur Ersteigung des Dapsang oder Mount Austen (8620 Meter) ist gegenwärtig in England in Vorbereitung. Außer einer Anzahl von englischen sind auch mehrere deutsche Alpinisten zur Theilnahme an der auf ein Jahr berechneten Reise aufgefordert, über deren Erfolg wir, wenn ihr das Glück hold ist, schon im nächsten Jahre werden berichten können. Noch nie hat eine Expedition von gleich guter Vorbereitung und gleich umfangreicher Ausrüstung den Boden des Himalaya betreten. Es wird sich alsdann zeigen, ob die Berghöhen von mehr als 7500 bis 8000 Meter dem Menschen thatsächlich verschlossen sind, oder ob durch Ausdauer und Uebung auch sie bezwungen werden können.

Bunte Bilder aus Indonesien. Aus der Geburtsstunde der malayischen Inselwelt.

Die Weltgegend, die man zusammenfassend als Indonesien bezeichnet und die sich ungefähr mit der Verbreitung des malayischen Sprachgebietes deckt, ist gewiß die sonderbarste Ecke des Erdballes, und wie man annehmen kann, ist sie auch unter den seltsamsten Umständen zuwege oder wenigstens zu ihrer heutigen Gestalt gekommen. Wer sich noch der fürchterlichen Erscheinungen des Krakatau-Ausbruches vor bald 20 Jahren erinnert, der die Oberfläche ganzer Weltmeere in Aufruhr setzte und mehr als 40.000 Menschenleben kostete, kann sich am besten einen Begriff von der Geburtsstunde der malayischen Inselwelt machen. Er mag sich vorstellen, daß die Ränder eines ganzen Erdtheils mit solchen Krakataus besetzt sind, die brüllend und lavaspeiend die Erde erzittern lassen und derartig umfangreiche Veränderungen in der Belastung der Erdrinde hervorbringen, daß krachend tausend Meilen lange Spalten aufbrechen, Länder ins Meer versinken und Inseln mit neuen riesengroßen Vulkanen emportauchen. So ist es allen Anzeichen nach im Malayenarchipel einmal hergegangen. Von Hinterindien bis Australien erstreckte sich einmal eine große zusammenhängende Landfläche von der Ausdehnung Europas. Sie ist in tausend und abertausend Fetzen und Stücke zerrissen, die Sundainseln, Philippinen, Molukken, Neuguinea und tausende von kleinen Inselchen sind ihre Reste. Wann und wie dies geschehen, entzieht sich noch der Beurtheilung, sicher ist jedoch, daß — sei es vor, sei es nach dem Beginn des theilweisen Versinkens — ein ungeheurer klaffender Riß von mindestens 5000 Kilometer Länge die ehemalige Verbindung mitten durchgerissen und die Erdrinde bis auf die gluthflüssige Lavaschicht unter ihrer erstarrten Haut aufgespalten hat. Nur an einer Stelle, da wo die westamerikanische Küste in den heißen Zonen gegen den Großen Ozean abstürzt, hat der Erdball bei ähnlicher Veranlassung eine ebenso große, vielleicht noch größere Wunde erhalten. Er trägt noch jetzt die furchtbaren Narben dieser Schicksalsschläge in Gestalt einer sonst nirgends zu findenden Reihe von Vulkanen, die noch immer als Sicherheitsventile für den Lavainhalt der einst offen klaffenden Wunden zu Gebote stehen.

Im malayischen Archipel zieht sich diese Vulkanreihe in einem ungeheuren Bogen ungefähr 5000 bis 6000 Kilometer lang über Sumatra, Java, die kleinen Sundainseln, die Molukken bis hoch in den Norden nach Luzon. Nach Dr. Wachter sind ungefähr 70 dieser grausigen Schlote der Unterwelt noch heute in Thätigkeit, viel größer ist die Zahl derer, die ihre Arbeit seit Jahrzehnten oder Jahrhunderten eingestellt haben und theils bis an den Gipfel von dem grünen Gewand tropischen Waldwuchses bekleidet sind. Fast alle Vulkane stehen nahe an der nach Süden, beziehungsweise Osten gerichteten, dem asiatischen Kontinent abgewandten Seite der Inseln, und die ungeheure Bruchlinie, welche sie andeuten, bildet zugleich in großen Zügen eine Scheidungslinie zwischen der Flora und Fauna Indiens und Australiens. Man muß annehmen, daß auch nach dem Einbruch dieser Linie zwischen ihr und Hinterindien noch lange ein großes, zusammenhängendes Stück Kontinent bestanden hat, das dann allmählig durch Senkungen, Hebungen, Einbrüche, Meeresbildung in den Kranz von Inseln und Wasserflächen zerfallen ist, der heute, mit Borneo als Schwerpunkt in der Mitte, die südliche Chinasee und ihre Nachbarbecken umgürtet.

Aber heute noch ist die Verwandtschaft dieser Inselwelt zur Natur von Indien und China ebenso deutlich ausgesprochen, wie diejenige der östlich und südlich von unserer großen Bruchlinie liegenden Inseln zu Neuguinea. Im Malayenarchipel haust wie in Indien der Königstiger und Panther, lebt der Elephant und das Nashorn, der Tapir und Honigbär, hier finden sich die Hirscharten, Affen und kleineren Säugethiere Ostasiens, jenseits der großen Spalte diejenigen Australiens. Daß sich das Thierleben auf Sumatra, Java, Borneo und den anderen großen Inseln zum Theil selbständig entwickelt hat und auch große Unterschiede sich zeigen, widerspricht der Gesammterscheinung nicht und ist nach einem Sonderdasein der einzelnen Inseln während vieler Jahrtausende erklärlich. Auch Pflanzenwuchs und Klima unterscheiden sich mit ähnlicher



Batavia. Straße in Weltevreden. (Aus „Kunhardt, Wanderjahre".)

Schärfe. Das Klima Indonesiens ist das feuchte Tropenklima der See in den heißen Breiten, das des australischen und Guineaarchipels ähnelt dem trockenen Steppenklima des australischen Hochlandes. „Der vom März bis November aus den dürren Steppen Neuhollands herüberwehende Südostmusson bestreicht mit seinem trockenen, heißen Hauche das zunächst gelegene Timor in seiner ganzen Längenausdehnung und hemmt in auffallender Weise das intensive Wachsthumsvermögen, das wenige Meilen nördlich davon noch wahrnehmbar ist." So sagt Dr. Wachter und fährt dann fort: „Die weiter westwärts sich anschließenden Inseln Flores, Sumbawa, Lomboek und Bali nehmen fortschreitend an Pflanzenfülle zu, die Baumpartien häufen sich und gelangen immer mehr zur Geltung, wenn sie auch noch lange nicht den Wäldern Javas gleichkommen, ja nicht selten geschieht es, daß bei anhaltender Trockenheit sich ganze Waldungen entlauben und dastehen, kahl und dürr wie die Eichen im nordischen Winter. Je länger dieser Südostmusson über die See hingestrichen, desto mehr hat er sich mit den suspendirten Wasserbläschen gesättigt, desto weniger austrocknend wirkt sein Hauch auf die bestrichenen Inseln. Auf dem Punkte der Uebersättigung angelangt, entladen sich dann bei der geringsten Temperaturschwankung die dunstschweren Wolken über den Westprovinzen Javas und Sumatras, wo man fast das ganze Jahr über vor wolkenbruchartigen Regen nicht sicher ist." Wie aber solche Regen sich vollziehen, davon soll uns anschaulich ein junger Weltreisender, Eg. Kunhardt, berichten, dessen anspruchslose freimüthige Schilderungen von Land und Leuten seiner Reisepfade uns noch häufiger in den nachfolgenden Abschnitten unterhalten sollen. „Ich ging," schreibt er bei der Schilderung von Buitenzorg auf Java, „noch spät am Nachmittag in die botanischen Gärten. Als ich das Eingangsthor hinter mir hatte, stand ich, einige Regentropfen nicht achtend, vor einem wundervollen langen Baumgange tropischer Riesen, zwischen denen prächtige Lianen rankten. Plötzlich glaubte ich, die Erde unter meinen Füßen oder der Himmel über mir sei im Begriff zu bersten. Ich stürzte zu Boden, in der Zeit einer halben Minute war ich durchnäßt, der Himmel schien alle Schleusen geöffnet zu haben. Das Donnern von hundert Kanonen, Peitschenknallen, Gewehrgeknatter glaubte ich zu vernehmen. Ein Wasserstrom warf mich sechs oder acht Schritte weit den Baumgang hinunter, bis es mir gelang, wieder auf die Füße zu kommen. Dann rannte ich den kurzen Weg nach Hause und war darauf gefaßt, jeden Augenblick zum zweitenmal umgeworfen zu werden. Aehnliches hatte ich nicht erlebt ... Eine volle Stunde mochte das, vom Hause beobachtet, großartige Schauspiel anhalten, — dann erleuchteten Millionen von Sternen die wunderbare Landschaft."

Soviel über die Natur und Gestaltung des Malayenarchipels im großen und ganzen, einige Einzelschilderungen nach neuen Reiseergebnissen mögen uns genauer in das Leben und Wesen der Leute dringen lassen, die diese Welt bewohnen.

Leben und Verkehr in Siam.

Das Land der weißen Elephanten hat für Reisende stets eine besondere Anziehungskraft gehabt, welche auch durch die liberale und verständige Art der Erschließung des Reiches für den Handel und Verkehr von seiten des aufgeklärten Königs keineswegs vermindert ist.

Ueber das Verkehrswesen in Siam veröffentlichten die „Times" gelegentlich der im Dezember 1900 erfolgten Einweihung der siamesischen Bahn Bangkok-Korat einige interessante Mittheilungen. Obwohl ein von vielen und großen Flüssen durchzogenes Land, besitzt Siam in ihnen doch nur an wenigen Stellen ein gutes Verkehrsnetz. Theils durchziehen die Wasserläufe des Menam, Mekong und ihrer Nebenflüsse ein unbewohnbares Sumpf- und Fiebergebiet oder urwaldmäßige Dschungeln, theils rauschen sie in raschen Stromschnellen durch felsige Gegenden. Wo alle Bodenerhebungen mit dichten Wäldern besetzt sind, findet der Dschungelbewohner sein bestes Verkehrsmittel in den abstürzenden Strombetten, und dort, wo die Kanoes nicht mehr zu schwimmen vermögen, treten an ihre Stelle als Transportmittel kletternde Elephanten und Menschen. Wo aber alle Handelsartikel auf dem

Rücken der Elephanten, der Tragochsen oder selbst der Menschen befördert werden müssen, kann ein umfangreicher Handelsverkehr in Erzeugnissen der Hochfläche sich natürlich nicht entwickeln. Die Durchschnittsgeschwindigkeit einer Karawane in Siam, gleichviel ob sie aus Elephanten oder Rindern besteht, überschreitet selten $1\frac{1}{2}$ Kilometer die Stunde, und $15\frac{1}{2}$ Kilometer können als gute Durchschnittsleistung für einen vollen Tag rechnen. Wenn man dabei das geringe Gewichtsquantum ins Auge faßt, das ein Elephant oder ein Ochs in einem so beschwerlichen Lande wie Siam auf seinem Rücken zu tragen vermag, so läßt sich leicht begreifen, daß die Kosten einer Karawane von Burma nach Chieng-Mai mindestens das vier- bis fünffache derjenigen Summe betragen, die eine Bootreise von Bangkok erfordert.

In diesen Verhältnissen, hofft man nun, soll der Eisenbahnbau eine Aenderung hervorbringen. Die wenn auch nur 240 Kilometer lange Bahn hat seit ihrem Betriebsanfang einen regen Verkehr, besonders an Reis, gehabt und wird bald vollauf beschäftigt sein. Die in Siam dem Reisbau dienenden Flächen sind ungeheuer und können noch um vieles vergrößert werden, sobald die Verkehrsmittel den Absatz der Ernten ermöglichen. Die Bahn, die von deutschen Ingenieuren gebaut ist und auch von Deutschen betrieben wird, erschließt von den nutzbaren Gegenden nur einen Theil, und es werden, da der König der abendländischen Kultur keineswegs abgeneigt und sogar an der Koratbahn finanziell mitbetheiligt ist, wohl bald mehr Unternehmungen zur Hebung des Verkehrs entstehen.

Von diesen Neuerungen wird freilich das Volksleben, und sei es auch nur in Bangkok, noch lange nicht beeinflußt werden. Die Berichte der Reisenden, die sich selbst nur flüchtig in der Hauptstadt Siams aufgehalten haben, scheinen immer noch von einem neu entdeckten Märchenlande zu reden. Bangkok ist das Venedig des Orients. Wasseradern, ebenso belebt wie der Menamfluß, durchziehen die Stadt in allen Richtungen, und ein großer Theil der Bevölkerung lebt überhaupt auf dem Wasser. Innerhalb der Stadt sind neben dem erstaunlichen Schmutz, dessen Beseitigung ausschließlich den Hunden und Schweinen überlassen bleibt, die ungeheuren Wats oder Tempel die größte Sehenswürdigkeit. Ihre vergoldeten, zum Theil über 100 Meter hohen Thürme und Kuppeln verleihen Bangkok neben dem Bootsgewimmel des Menam hauptsächlich sein unbeschreiblich malerisches Gepräge. Im Wat Poh ruht liegend eine der ungeheuerlichsten Buddhagestalten, die es gibt. Die auf den rechten Arm sich stützende Figur soll 45 Meter messen, sie besteht aus gemeinen Ziegeln, trägt aber einen dicken vergoldeten Lacküberzug, in welchem 10 bis 15 Kilogramm Gold enthalten — gewesen sind. Die Fußsohlen sind besonders kunstreich hergestellt. Jede Sohle besteht aus 120, reichlich handgroßen Flächen, von denen jede in Perlmuttermosaik ein Bild aus dem Leben des Göttlichen wiedergibt. Der Eindruck der Tempel ist trotz der barbarisch rohen Pracht gewaltig, die in ihnen hausenden Priester mag ein Gespräch uns näher bringen, das englisch in **Kunhardt's** Weltreise steht und das zu köstlich ist, um nicht mitgetheilt zu werden, obwohl es bei der Verdeutschung von seiner drastischen Wirkung verlieren muß. Mr. **Kunhardt** kommt, beladen mit einem tombackenen Buddha, den er soeben für einen halben Tikal (= eine Mark) erstanden, in seinen Gasthof und zeigt seinen Schatz dem Amerikaner Mr. **Hawks**, der alsbald sehr erregt fragt:

„Wo haben Sie das Ding her?"

„Gekauft!"

„Haben Sie's nicht etwa gestohlen?"

„Nicht daß ich wüßte."

„Was haben Sie bezahlt?"

„Einen halben Tikal."

In einiger Erregung holt Mr. **Hawsk** ebenfalls einen Tombackbuddha derselben Marke aus seinem Koffer und hält ihn Mr. **Kunhardt** unter die Nase; an letzterem ist nunmehr das Fragen.

„Wo haben denn Sie das Ding her?"

„Gestohlen?"

— — — — — — ?

„Für fünf Tikals!!"

„Wo?"

„In einem Tempel!"

„Ist es das erstemal oder — —?"

„Gott sei Dank, das erstemal!"

„Na, schämen Sie sich denn nicht ein bischen, im Tempel zu stehlen?"

„Keine Idee, aber wenn ich diesen † † † Priester hätte, der mich um vier und einen halben Tikal bestohlen hat!"

Die Sache war so. Der führende Bonze machte Mr. **Hawsk** erst auf einen in einer Nische stehenden „wunderthätigen" Buddha aufmerksam und drehte sich dann mit den gelassenen Worten um: Wenn Sie Lust haben sollten, das Bild in Ihrer Tasche verschwinden zu lassen, — ich will † † † sein, wenn ichs gesehen habe. „Und ich," ruft Mr. **Hawsk** reuevoll, „gebe dem Schuft fünf Tikals, und er steckt sie ein, ohne eine Miene zu verziehen." — Es ist unnöthig etwas hinzuzusetzen.

Zur Zeit der Anwesenheit des Erzählers befand sich Bankok in einiger Aufregung wegen folgender kuriosen Geschichte. Einem der unzähligen Prinzen des Landes, einem Halbbruder des Königs, war die Beaufsichtigung der Gefängnisse übertragen. Der Ehrenmann hatte nichts Eiligeres zu thun, als seine Schutzbefohlenen nächtlicherweile auf Raub, Mord und Plünderung auszuschicken mit der einzigen Verpflichtung, ihm ihre Beute abzuliefern und vor Tagesanbruch ins Gefängnis zurückzukehren, wo man es ihnen an nichts fehlen ließ. Daß man den Spitzbuben nicht auf die Spur kommen konnte, ist nicht weiter merkwürdig. Mord und Todschlag, Raub und Diebstahl mehrten sich zusehends, und die Sache hätte wohl noch lange so fortgehen können, wenn nicht endlich alles dem König aufgedeckt worden wäre. Den Prinzen schützte leider auch in Siam sein Rang vor der verdienten Strafe, über die Verbrecher aus dem fidelen Gefängnis hingegen wurde ein fürchterliches Strafgericht verhängt.

Zu den Volksbelustigungen in Siam gehören, wie anderswo unter den Malayen die Hahnen-

kämpfe, so hier diejenigen der winzigen sogenannen „Kampffische“. Da diese niedlichen Thiere gegenwärtig auch in Europa importirt und ähnlich den Goldfischen in Zimmerbassins, allerdings in erwärmtem Wasser gehalten werden, sei über sie nach den Worten eines Besuchers von Bangkok kurz berichtet. Sobald man zwei dieser 3 bis 4 Zentimeter langen Thierchen männlichen Geschlechtes zusammenbringt, beginnen sie sich mit aufgerichteten Flossen anzugreifen. In der Hitze des Kampfes verändern sie ihre unscheinbare graugrüne Farbe zum lebhaftesten, schillernden Roth und Blau. Es ist nicht einmal nöthig, ihrer zwei in einen Raum zusammenzusetzen, bringt man zwei Glasbehälter mit je einem Männchen neben einander, so werden sie sich sofort durch die Glaswandungen zu befehden suchen. Es genügt, einen Spiegel neben ein solches Bassin zu halten, um das Thier sofort in die heftigste Aufregung zu versetzen. Die kleinen Fischchen sollen sich nur im Menamflusse finden.

Bei den Tenggeresen auf Java.

Die einzigen noch erhaltenen Urbewohner des glücklichen Java, die, wenn auch durch die malayischen Eroberer der Insel, durch Buddhismus und Islam in ihren früheren Sitten vielfach geändert, doch noch mancherlei davon sich erhalten haben, schildert in anziehender Weise Kohlbrugge[1]), der sieben Jahre unter ihnen an den Abhängen des Bromo, des heiligen Berges der Javaner, gelebt hat. Der an 2600 Meter hohe Bromo oder Tenghyer, der von seinem Nachbarvulkan, dem riesigen Smeru, noch um 1000 Meter übertroffen wird, besitzt gleich dem letzteren einen der größten Krater der Welt. Derjenige des Smeru ist ein Oval von 7000 bis 9000 Meter Durchmesser und mit Asche erfüllt, nur der furchtbare lavabrodelnde Kilaueakrater übertrifft ihn an Größe. Der Krater des Bromo dagegen ist ein prachtvoller, mit trockenem Sand erfüllter Zirkus von acht Kilometer Durchmesser, in welchem sich vier vulkanische Kegel erheben, denen häufige Rauchwolken entsteigen.

An den Gebirgsrippen dieses Vulkans, seine Wälder zur Jagd, seinen Mutterboden zum Feldbau nutzend, hausen also die Reste der weder dem Buddhismus noch dem Islam verfallenen, sondern ihrer alten Naturreligion treu gebliebenen Inselbewohner. Die Javaner, deren einstige hohe Kultur durch die mohammedanische Herrschaft seit dem XV. Jahrhundert größtentheils gebrochen ist, sehen doch auf die Tenggeresen als eine viel tiefer stehende Rasse mitleidig hinab, ohne sie in ihrem Thun und Lassen zu stören. In einer Reihe von Dörfern um den riesigen Bergstock vertheilt, wohnen die Tenggeresen in einfachen, aber sehr geräumigen und sinnreich aus Bambus konstruirten Hütten. Das Dach besteht aus aufgeschlitzten, wellblechartig sich übergreifenden Bambusstäbchen, die Wände aus Baumfarnen und großen Blättern. Das Innere ist, abgesehen von einem gemeinsamen, mit Bänken ausgestatteten Wohnraum, in viele kleine Abtheilungen oder Kammern gesondert, die durch vorgehängte Tücher oder Lappen von dem Durchgang abgetrennt werden. Die amerikanischen Wagner- oder Pullman-Schlafwagen sind ganz ähnlich eingerichtet, womit keineswegs gesagt sein soll, daß ihnen die Tenggeresenhütten als Vorbild gedient haben. Hier nun wohnt der Berginsulaner in 1600 bis 2000 Meter Höhe, zehnmal gesunder als es je in der fieberschwangeren Niederung ist, vom primitivsten Acker- und Gartenbau, von dem, was der Wald ohne Arbeit bietet, und von der Gelegenheitsjagd auf Rehe, Eichhörnchen oder Tauben. Früher gab es wilde Stiere am Bromo und unter den Tenggeresen kühne Waidmänner. Der letzte von ihnen, Pa Sedeh, stellte sich im Walde dem Stier allein mit einem rothen Tuch entgegen, und wenn das wüthende Thier auf ihn losstürmte, wich er behend aus und durchschnitt dem vorbeigaloppirenden Ungethüm im Laufe die Achillessehnen der Hinterbeine. Später diente er den Fremden als der beste Führer durch das Tenghyer- und Smerugebiet. Wilde Schweine sind wohl noch da, aber die Tenggeresen wagen sie aus Furcht vor dem Spott der mohammedanischen Javaner nicht mehr recht zu essen. Nach der Heirat, die nicht durch Kauf, sondern nach Neigung und dem Prinzip der Einzelehe vor sich geht, ziehen die Vermählten in die Hütte des Vaters der Frau, wo ihnen eins der Kämmerchen eingeräumt wird und sie in patriarchalischem Gehorsam an den Arbeiten und Ernten der Eltern theilnehmen. Erst wenn das Haus eines töchterreichen Mannes ganz und gar mit liebenden Paaren besetzt ist, dürfen weitere Neuvermählte zum Vater des Bräutigams ziehen. Es geht sehr sittsam, friedlich und ruhig bei den Tenggeresen her, die auch der fremden Obrigkeit, obwohl sie sie nicht brauchen und ihren Nutzen schwerlich einsehen, stets mit kindlichem Vertrauen entgegenkommen.

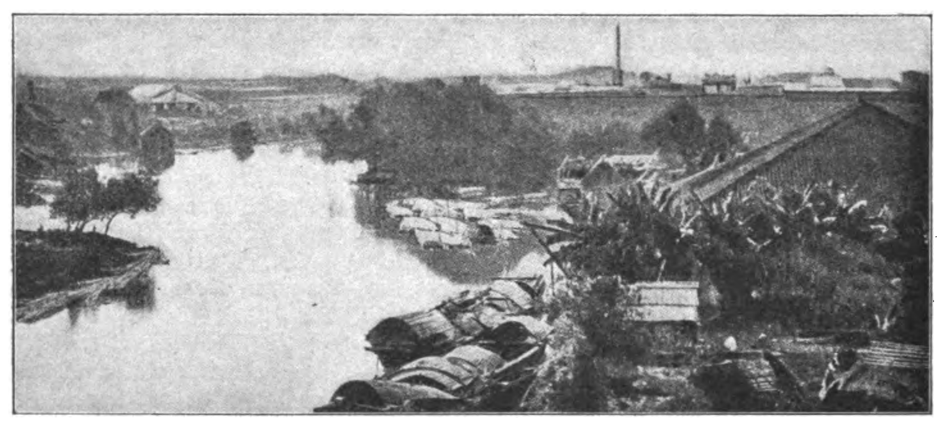
Ihr Götterglaube haftet an der größten Naturerscheinung ihrer Heimat, den riesigen Vulkanen. Auf dem Smeru lebt Batoro Guru, ihr Gottvater, ihre gefeiertste Andachtsstätte aber ist und bleibt der Bromo. In seinem Feuerschlunde verbringen die Seelen der Verstorbenen ihre Läuterungszeit, bevor sie aber dahin gelangen können, müssen sie am Mungalpaß, dem Zugange zum „Sandmeer“ des Kraters, weilen, bis die große Todtenfeier ihnen den Weg erschließt. Nach dem Fegefeuer im Bromo gelangen sie endlich auf den Gipfel des Smeru, nach der Walhalla der Tenggeresen. Mit den leuchtendsten Farben schildert unser Gewährsmann das große Hauptfest der Tenggeresen am Krater des Bromo, welches nach vorheriger Ankündigung des Oberpriesters an die Geistlichen aller Dörfer zur Zeit des Vollmondes im 12. Monat des Jahres begangen wird. Speise- und Trankopfer werden, um die Götter im voraus etwas geneigter zu stimmen, schon am Vorabend auf die Thürschwellen gesetzt.

Schon in aller Frühe ziehen die Leute bei Mondenschein nach dem Bromo, alle in ihren besten Kleidern, Männer, Frauen und Kinder, viele sitzen zu Pferde. So erreichen die Bewohner

[1]) In der Holländischen Zeitschrift „Landes- und Volkskunde von Niederländisch-Indien“ 1901.

von Tosari den Mungal, wo man hinabsteigt zum Sandmeer. Dort hausen die Geister der Verstorbenen, bis sie durch das Todtenfest in den Bromo eingehen können. Vom Mungal steigt man 800 Fuß abwärts und gelangt so in das Sandmeer. Es ist ein merkwürdiger Anblick, diese tausende von Menschen in dem riesigen Sandmeer einherziehen zu sehen, von drei Seiten ziehen sie in dasselbe ein. Die Pferde fallen gleich in Galopp, wenn sie nach dem steilen Abstieg die horizontale Fläche erreicht haben, und in wilder Jagd fliegen nun die Reiter dem Bromo zu, der sich 600 Fuß über das fast eine geographische Meile große Sandmeer erhebt. Die bunte Farbenpracht der Kleider, die phantastischen Kostüme der Priester, alle die Opferspenden, die man vorbeitragen sieht, geben dem Ganzen ein höchst eigenartiges Gepräge.

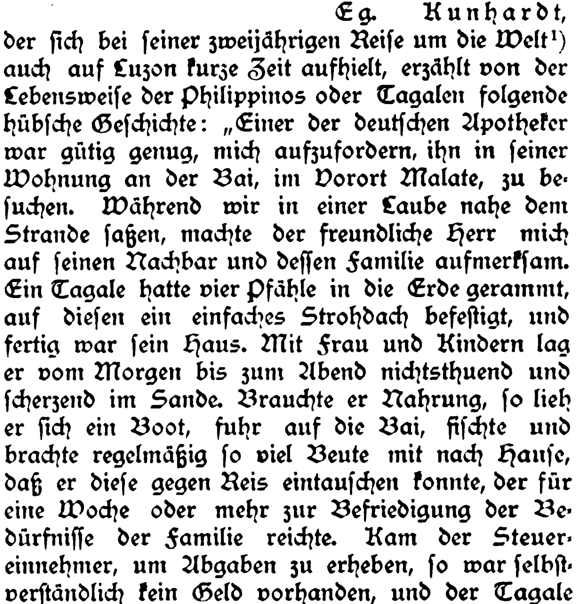
Alles sammelt sich dann am Fuß des Kraters, wo eine kleine Hütte steht . . . Dort entsteht ein buntes Leben und Treiben, denn Hunderte müssen jetzt ihre Gelübde erfüllen, die sie im Laufe des Jahres thaten. Der eine, dem eine Kuh erkrankte, gelobte diese, wenn sie genäse, mit weißem Papier um die Hörner zum Bromofest zu bringen, der andere versprach dort einen Tanz auszuführen, ein dritter läßt seine Pantomime durch Tänzerinnen tanzen. Andere eilen zum Hügel Matu balang (Wurfstein). Dreimal umkreisen sie ihn, nehmen dann einen Stein, stellen sich an die dem Bromo zugekehrte Seite und werfen den Stein über den Hügel hinweg, dabei sprechen sie ihren Herzenswunsch aus und zwar ganz laut, sodaß man die ernstesten und lächerlichsten Dinge hört. Die Wünsche werden übrigens vorher zur Bekräftigung dem Dunkun (Priester) mitgetheilt. Alle Priester sitzen während dieses Treibens, von Weihrauch umgeben, unter Sonnenschirmen in einer langen Reihe auf Matten und widmen dem Bromo Gebete, theils allgemeinen Inhalts, theils besondere, von einzelnen Klienten bestellte Fürsprachen. Endlich kommt man zur Hauptsache, zur Besteigung des Bromo selbst. Auf ein Zeichen des Oberpriesters erklettern zuerst alle Dunkuns den Kraterrand. Ihnen folgten früher nur die Männer mit den Opfergaben, und zwar, wie bei vielen Hindufestlichkeiten, völlig nackt. Heute erstürmen Männer, Weiber und Kinder den Bromo und zwar in ihren Feiertagskleidern. Oben am Rande werden die Opfer niedergelegt, vom Priester nochmals gesegnet und in den Krater geworfen. Früchte, Mais, Hühner, Kokosnüsse, Kleidungsstücke, Kuchen, Münzen kollern den Abhang hinunter, aber keineswegs auf Nimmerwiedersehn. Geleitet von der Anschauung, daß es doch schade wäre um alle diese guten Dinge, machen sich zahlreiche kecke Buben beizeiten ein Stück in den Krater hinab und fangen auf, was sie immer haschen können. Man läßt ihnen das Vergnügen, überzeugt, daß die Götter auch ihrerseits bereit sind, den guten Willen für die That zu nehmen.



Der Pasigfluß bei Manila. (Aus „Kunhardt, Wanderjahre".)

Unter Tagalen und Negritos auf Luzon.

Auf den Philippinen kehren nach der schweren Kriegszeit allmählig wieder ruhigere Zustände ein. Die Philippinos, ein von Natur gutmüthiger und harmloser Malayenschlag, werden mit der Zeit einsehen, daß sie mit den Amerikanern, wenn auch gerade nicht die Befreiung (die sie gar nicht brauchen können), so doch auch keine schlechtere Herrschaft als zuvor unter den spanischen Priestern, eingetauscht haben. Der Reichthum, besonders Luzons, an Gold und Metallen ist zu groß, um ihn ganz den faulen Eingeborenen zu überlassen, die das Wasser der Bergwerke mit Bananenblättern ausschöpfen und die Porzellangefäße der Laboratorien als Kakaotassen verbrauchen. Eg. Kunhardt, der sich bei seiner zweijährigen Reise um die Welt[1]) auch auf Luzon kurze Zeit aufhielt, erzählt von der Lebensweise der Philippinos oder Tagalen folgende hübsche Geschichte: „Einer der deutschen Apotheker war gütig genug, mich aufzufordern, ihn in seiner Wohnung an der Bai, im Vorort Malate, zu besuchen. Während wir in einer Laube nahe dem Strande saßen, machte der freundliche Herr mich auf seinen Nachbar und dessen Familie aufmerksam. Ein Tagale hatte vier Pfähle in die Erde gerammt, auf diesen ein einfaches Strohdach befestigt, und fertig war sein Haus. Mit Frau und Kindern lag er vom Morgen bis zum Abend nichtsthuend und scherzend im Sande. Brauchte er Nahrung, so lieh er sich ein Boot, fuhr auf die Bai, fischte und brachte regelmäßig so viel Beute mit nach Hause, daß er diese gegen Reis eintauschen konnte, der für eine Woche oder mehr zur Befriedigung der Bedürfnisse der Familie reichte. Kam der Steuereinnehmer, um Abgaben zu erheben, so war selbstverständlich kein Geld vorhanden, und der Tagale



[1]) Eg. Kunhardt, Wanderjahre eines jungen Hamburger Kaufmannes. Berlin 1898.



hatte infolgedessen einige Tage in Haft zuzubringen. Solche Zeiten waren für ihn ein Fest, denn erstens brachten sie Abwechslung in sein einförmiges Leben, und zweitens erhielt er während dieser Zeit bessere Nahrung, als sie ihm bei den Seinen vorgesetzt werden konnte."

Nähere Bekanntschaft mit den Philipinos sowohl, als den vor ihnen im Lande ansässig gewesenen Urbewohnern, den Negritos oder Aëtas, hat Professor Rinne[1]) bei seinen vorjährigen, die Goldvorkommen betreffenden Forschungen auf Luzon gemacht. Viele unter den Goldfundstätten des Landes sind von den Tagalen schon seit langer Zeit mit ihren einfachen Hilfsmitteln abgebaut worden. Sowohl die Schwemmgoldlager der Flüsse, als die Adern der Berge sind von ihnen in Angriff genommen, aber mit all der Lässigkeit und Energielosigkeit, welche alle Malayen auszeichnet. Wenn sie aus den Schächten fünf Tage ununterbrochen das Wasser mit den Händen geschöpft hatten und am sechsten zu arbeiten begannen, so rief am Sonntag der Priester zur Messe, alles lief davon, und Montag früh waren die Stollen wieder mit Wasser gefüllt. Dagegen wußten sie in Gruben mit Stickluft durch Wetterschächte und brennende Holzkörbe einen Luftwechsel hervorzubringen. Am wenigsten schienen die mit dem Goldauswaschen beschäftigten Weiber zu verdienen. Rinne schildert die armselige Behausung einer solchen alten Goldwäscherin. Eine elende Hütte umschließt all ihr Hab und Gut, einen eisernen Topf zum Reiskochen, ein selbst geknüpftes Netz zum Fischefangen, eine geflochtene Matte für den Schlaf, Kokosschüsseln zum Goldwaschen, ein Buschmesser und eine Bambusfackel bilden den ganzen Hausrath. Aber vor dem Hüttchen steht ein Kreuz aus Bambusstecken, damit bei Sonnenauf- und Untergang nicht der Dank für die Mutter Gottes vergessen wird.

In der Einsamkeit des Waldes, berichtet Professor Rinne, treffen wir gelegentlich die schwarzen Urvölker der Philippinen, die Aëtas; nicht zu ihrer Freude, denn sie suchen stets mit flüchtigen Schritten an uns vorbeizueilen. Nachdem wir sie mit Reis beschenkt hatten, wurden sie jedoch ein wenig zutraulicher und selbst zum Verweilen vor dem unheimlichen photographischen Apparat geneigt. Um den Zauber abzuwehren, vergaßen sie nicht, uns beim Weggehen dreimal anzublasen. Wie Rudel Wild ziehen sie in kleinen Trupps im Lande umher. Die Männer sind nackt bis auf einen dürftigen Lendenschurz, die Frauen gehen in kurzem Rock und sind im übrigen noch nicht vom Modeteufel geplagt, abgesehen allerdings von der Haartracht, die eine thalergroße Ausscherung in dem wolligen Kopffilz verlangt. An Waffen werden stets Bogen und hölzerne, vergiftete Pfeile mitgeführt. Einer, den wir am Malaguitfluß trafen, besaß ein kleines Christenkreuz, das er indessen nicht vorn, sondern hinten auf dem Nacken trug.

Nur schwer sind die Negritos zur Arbeit zu bewegen, die sie nach ihrem Körperbau wohl leisten könnten. Wird ihnen der Reis zu knapp, so sind sie einige Tage für die Tagalen in den Feldern thätig — die selber nicht arbeiten mögen. Uebrigens erwiesen sich die Tagalen, besonders die Weiber und Mädchen, beim Auswaschen der Goldproben anstellig und flink. Wenn die Negritos von den Tagalen als Lastträger verwendet werden, so tragen sie das Gewicht auf dem Rücken, halten es aber durch eine um die Stirn gelegte Schlinge fest. In Manila hat man versucht, sie für häusliche Dienste „abzurichten", mit leidlichen, aber nicht mit dauernden Erfolgen. Nach einer Weile wird der Sohn des Urwaldes vom Heimweh ergriffen und entwischt. Im Walde selbst haben sie meist keine ständigen Wohnsitze, sondern nomadisiren umher, gehen dem Wild nach, wohnen entweder in Baumhütten oben im Gezweig oder hinter rasch geflochtenen Schirmwänden. Was das Umherreisen in den Wäldern und unter den Eingeborenen betrifft, so schreibt unser Gewährsmann:

„Weder mit den Tagalen, noch mit den Aëtas haben wir je ein feindliches Zusammentreffen gehabt. Das ist wohl mit dem Umstande zuzuschreiben, daß wir stets ohne Waffen gingen. Es ist eine längst erkannte Wahrheit, daß die Handhabung von Gewehr oder Revolver gegen große Menschenmassen nicht viel nützt, vielmehr das offene Waffentragen oft schädlich dadurch wirkt, daß die meist harmlosen Eingeborenen in die Besorgnis gerathen, man plane Gewaltstreiche gegen sie. Auch erweckt man in ihnen leicht den Wunsch, sich der Waffen für den eigenen Gebrauch zu bemächtigen. So halte ich meinen Revolver geheim, lasse ihn zumeist ruhig in Paracale im verschlossenen Koffer und habe ihn bislang noch nie vermißt. Angebracht möchte er allerdings wohl sein, wenn es einmal ein Zusammentreffen mit Räubern geben sollte. Davor schützen wir uns durch größtmögliche Unscheinbarkeit. Was irgend metallisch glänzt, Uhr, Ring, das entsetzlich große silberne Dollargeld, wird verborgen gehalten. Unser Beruf als Forscher im Reich der Steine bringt es mit sich, daß wir meist erschreckend stromerartig auf unseren Fahrten erscheinen, und ehrbaren Leuten mögen wir wohl gelegentlich Ursache gegeben haben, in großem Bogen um uns herum zu wandeln."

---

[1]) Zwischen Philipinos und Amerikanern auf Luzon, Hannover, 1901.

Die Neue Welt.

In den arktischen Breiten von Amerika.

Forschungsreisen in Kanada.

Das riesige englische Gebiet von Nordamerika, die »Dominion of Canada«, gehört zu den unerforschtesten Ländern der ganzen Erde. Wohl sind einzelne Theile des ungeheuren Landstriches zwischen dem 55. und 75. Breitengrad gelegentlich durchstreift, aber auch diese Forschungsreisen sind selten geblieben, und es sind manche Gegenden, die der berühmte Franklin in den Zwanziger- und Vierziger-Jahren entdeckte, seitdem noch von keinem menschlichen Fuße, außer von wandernden Eskimostämmen, wieder betreten. Im Innern von Labrador allein ist ein Gebiet, anderthalbmal so groß wie Deutschland, völlig unerforscht. Man kennt die Mündungen großer Ströme, aber nichts weiter. Jenseits der Hudsonbai liegt eine unbekannte Fläche von beinahe derselben Ausdehnung, und südlich von der Hudsonbai stoßen unmittelbar an die besiedelten Theile von Kanada unerforschte Strecken von 40.000 bis 90.000 Quadratkilometer Ausdehnung. Vollends unbekannt ist das nördliche Randgebiet von Kanada nebst der zwischen ihm und Grönland sich erstreckenden Inselwelt; hier sind größtentheils noch nicht einmal die Küstenlinien bekannt. An den äußersten Westgrenzen, gegen Alaska, hat das durch die bekannten Goldfunde erweckte Interesse jetzt etwas Licht in die geographischen Verhältnisse gebracht, aber gleich östlich davon treffen wir zwischen dem Pelly- und Mackenziefluß wieder eine unerforschte Fläche, so groß wie halb Deutschland, mit Einschluß eines 1000 Kilometer langen Striches der Felsengebirge, den außer einer Handvoll Pelzjäger noch niemand betreten hat. Im ganzen schätzt man den unerforschten Theil von Britisch-Nordamerika auf beinahe 9 Millionen Quadratkilometer oder so groß wie Europa mit Ausnahme von Rußland und Skandinavien.

Dieses ganze, ungeheure Ländergebiet gehört, gleich dem nordöstlichen Theil von Sibirien, mit dem es durch eine fast ununterbrochene Inselbrücke verbunden ist, zu den arktischen Zonen des Erdballs.

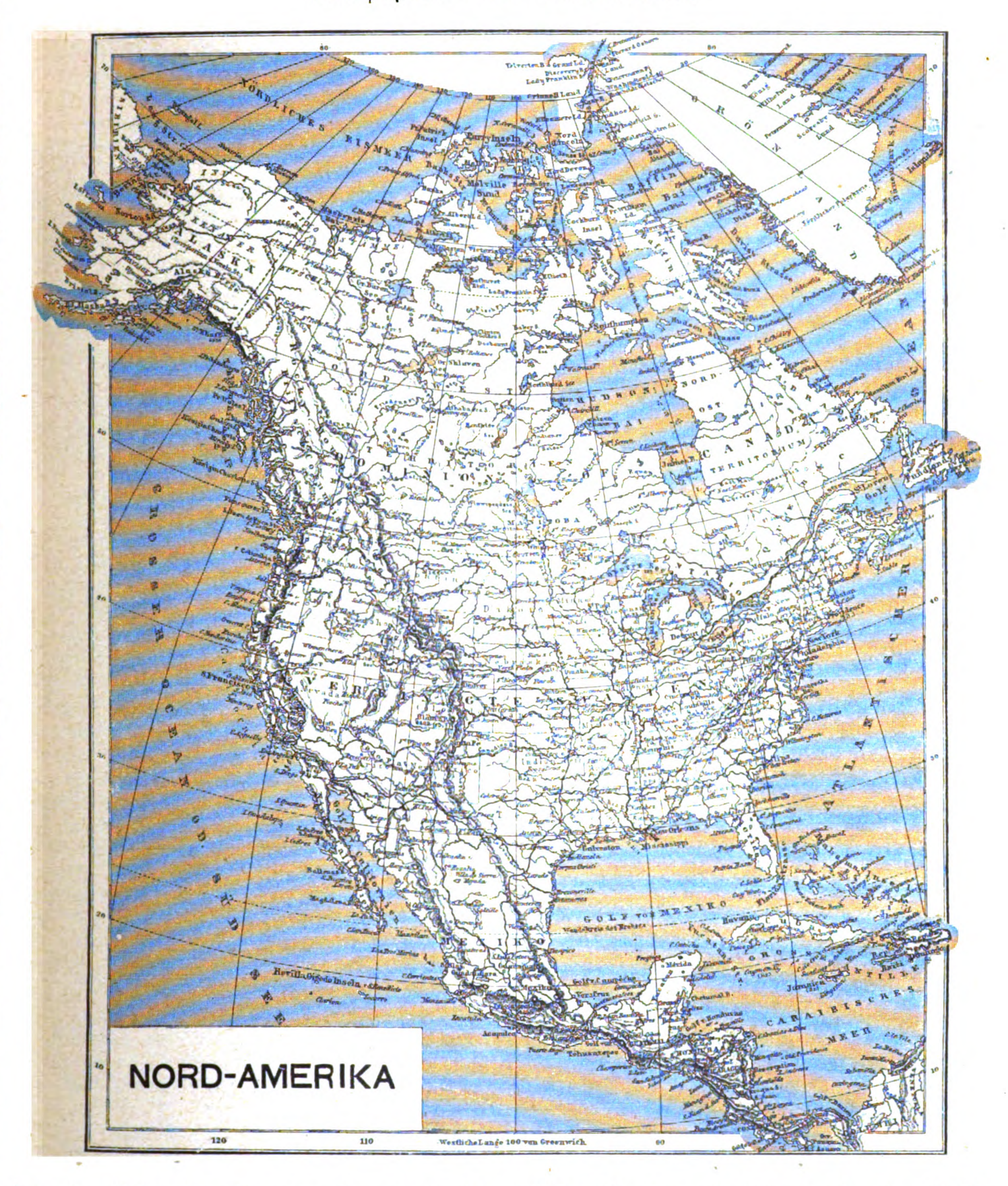
Wie im östlichen Sibirien bei Werchojansk und Jakutsk, so ist auch hier im nördlichen Kanada und dem anstoßenden Insel- und Seengebiet einer der sogenannten „Kältepole" der Erde, eine Gegend, in der die mittlere Temperatur unter 40° Kälte und die strengste Winterkälte auf 60° und tiefer unter Null herabsinkt. Die Wirkungen solcher Temperaturen, denen als erstes großes Opfer die Expedition Franklin's 1848 erlag, sind fürchterliche. Nur die Eskimos, die sich im Schnee vergraben, und die Renthiere, die sich in die tiefsten Wälder flüchten und dort dicht zusammenscharen, sind fähig, ihnen zu widerstehen. Den Bewohner wärmerer Zonen vermag dagegen kaum ein dreifacher Renthierpelz vor dem Erstarren zu schützen. Jeder Athemzug ruft ein peinliches, schmerzendes Gefühl in Kehle und Lunge hervor, der Hauch gefriert zu Eisnadeln, die in der Luft knirschen, wie zerreißender Seidenstoff. Eine blaue Wolke solcher Eisnadeln hüllt die Karawane der in solcher Kälte Wandernden ein, selbst der Vogel in der Luft hinterläßt eine fadenartige Eisnadelwolke. In den Wäldern bersten die ältesten Stämme und stürzen donnernd zu Boden. Felsen zerreißen unter lautem Krachen, selbst die Erde berstet, und rauchende Quellen stürzen zutage, um sofort zu gefrieren und weite Flächen mit gletscherartigen Eisbildungen zu überziehen.

Gegenwärtig ist die Regierung von Kanada eifrig thätig, durch Einzelexpeditionen die Kenntnis der arktischen Gebiete des Landes zu vermehren. Dr. Rob. Bell, der Director der Kommission zur geologischen Landesaufnahme, hat kürzlich über einige von diesen Expeditionen ausführlicher berichtet. Eine seiner Reisen erstreckte sich ins Innere des fast ganz unbekannten Baffinlandes, jener Rieseninsel zwischen Kanada und Grönland, die ganz Großbritannien nebst Irland weit übertrifft.

Von ihren beiden großen Seen, dem Amadjuak- und Nettillingsee, war nur der letztere einmal von einem Forscher erblickt, von ersterem, obwohl er nur zwei bis drei Tagereisen von der Küste entfernt ist, wußte man lediglich durch Hörensagen aus dem Munde der Eskimos, die äußerst spärlich das Land bewohnen. Bell schätzt ihre Zahl in dem ganzen von ihm erforschten Südwestgebiet auf 170, im ganzen Baffinlande auf 600 bis 700, das ist etwa 1 Bewohner auf 1000 Quadratkilometer. Bell konnte einige über dieses Polarvolk umgehende falsche Anschauungen aus eigener Erfahrung berichtigen. So sind die Leute keineswegs klein, oder doch höchstens die Frauen, aber auch letztere sind kräftig und von Mittelgröße. Bell fand sie sehr freundlich und mittheilsam, fleißig und ehrlich, auch keineswegs so unsauber, wie sie meist geschildert werden. Wenn sie auch mit einer, vielleicht als Wärmeschutz wohl angebrachten Schmutzschicht bedeckt sind, so scheuen sie sich doch keineswegs vor dem Wasser; daß sie beim Waschen nicht rein werden, liegt einfach an der sie umgebenden, bei ihrer Lebensweise unvermeidlichen Fettschicht und an dem Mangel von Seife und warmem Wasser. Wird ihnen Gelegenheit, sich zu säubern, gegeben, so benützen sie dieselbe gern. Ihre Hauptnahrung, Fleisch und Fische, nehmen sie freilich roh zu sich, aber auch dies wiederum nicht aus Lust zum rohen Fleisch, sondern aus Mangel an Kochgeschirren und Feuer. Haben sie letztere, so ziehen sie gekochtes



Uebersichtskarte von Nord-Amerika.



dem rohen Fleische bei weitem vor. Der von Bell erreichte Amadjuaksee ist ein Becken von vielleicht zwanzigmal größerer Ausdehnung als der Genfersee, umgeben von rauhen Kettengebirgen von 600 bis 900 Meter Höhe. Das Wasser sucht nicht den nächsten Weg zur Küste, sondern fließt zu dem noch größeren und mehr im Innern gelegenen Nettillingsee, um aus diesem in das System eisbedeckter Wasserarme zwischen Kanada und den umgebenden Inseln zu gelangen.

Wie die Küstenregionen von Alaska noch heute, so müssen einst auch diejenigen des ganzen nordöstlichen Kanada und der vorgelagerten Inseln, sowie der Hudsonbai, vom herabfluthenden Gletschereis des Binnenlandes erodirt und zernagt worden sein. Sowohl in der Scherenbildung, die ganz besonders dicht das Baffinland umgibt, als in den Fjordlandschaften erinnern die kanadischen Küsten ganz an diejenigen von Norwegen und Grönland, welche ebenfalls durch die Gletscherzungen eines alles bedeckenden Eisschildes Jahrtausende hindurch ausgeschliffen worden sind.

Zur genaueren Erforschung der Wasserverhältnisse dieser Fjorde wurde einer der bedeu-

tendsten unter ihnen, Hamilton Inlet an der Ostküste von Labrador, schon vor längerer Zeit, ein zweiter nördlicherer durch den Schoner „Brave" neuerdings ausgelothet. Die 600 bis 1000 Meter hohen nackten Felswände stürzen fast lothrecht bis 200 Meter unter den Wasserspiegel hinab. Die Breite der Fjorde mißt nur einige Kilometer, die Länge 40 bis 200, ja 300 Kilometer. Quer über den Boden ziehen sich in Entfernungen von zehn oder mehr Kilometer die karakteristischen Bodenschwellen, welche von zurückweichenden Gletschern als Endmoränen hinterlassen werden und sich hier der Wasseroberfläche bis auf 30 Meter nähern.

Gegenstand einer interessanten und nicht gefahrlosen Forschungsreise war im Jahre 1899 das große unbekannte Gebiet zwischen dem Großen Sklavensee und der Hudsonbai, das innerste und „weißeste" (d. h. auf der Landkarte weiße) Kanada. Als die Expedition unter Hanbury am 5. Juni die am Rande der Hudsonbai unter dem Breitengrade von Drontheim liegende Marble-Insel erreichte, war das gewaltige Binnenmeer nebst seinen Fjorden noch so weit vereist, daß die Schlittenreise zum und durch den Chesterfieldsund über 300 Kilometer weit auf festem, tragendem Eise gemacht werden konnte. Am Eingang des Fjordes, der mit einer Reihe kleiner Binnenseen im Zusammenhang steht, konnte man um die Mitte des Juni Gänse, Enten und andere Zugvögel als „Frühlingsboten" begrüßen. Zuletzt mußte man freilich häufig durch ein bis zwei Fuß tiefes Schmelzwasser hindurch, aber darunter war selbst jetzt noch meterdickes Eis vorhanden.

Abgesehen von einem tüchtigen Schneesturm oder Blizzard war das Wetter günstig. Im Juli endlich konnte am Ende des Bakersees und in den ihn mit dem Schulz- und Aberdeensee verbindenden Flüssen das mitgebrachte Boot benützt werden, denn wenn auch das Wasser noch immer mit großen Schollen bedeckt war, so gab es doch jetzt Risse und Rinnen zum Vorwärtskommen. Aber selbst am letzten Juli saß das Boot noch einmal in den Armen des Eises fest. Vom Aberdeensee begann, den Ark-e-lenik Fluß aufwärts, das noch gänzlich unerforschte Gebiet. Man hatte jetzt nicht mehr nöthig zu jagen, denn das Wild, das in diesen Gegenden den Menschen noch nie erblickt hat, ließ sich, gleichviel ob Moschusochs oder Renthier, vom Zeltausgange schießen. Der Fluß führt, außer seinem großen Fischreichthum, große Mengen von Treibholz aus den Wäldern seines Quellgebietes. Hierher gelangen weder die Eskimo der Hudsonbai noch die Indianer des Sklavensees, höchstens von Norden her kommen in Ausnahmefällen einzelne Eskimo bis an den Ark-e-lenik, die sich hier Holz zum Schlittenbau holen. Man traf einzelne dieser Leute und konnte erkunden, daß sie Metallgeräthe nur aus reinem Kupfer besitzen und das letztere in ihrem Lande finden. Feuerwaffen kannten sie nur vom Hörensagen, waren also selbst mit den ganz Kanada durchziehenden Jägern kaum in Verkehr getreten. Indessen zeigen sie sich zugänglich. Nach einer 560 Kilometer langen Reise längs des genannten Flusses wurde die niedrige Wasserscheide zwischen der Hudsonbai und dem Eismeer überschritten und die Reise zum Sklavensee fortgesetzt, der, mit mehreren Forts besetzt, schon wieder in betretenen Gegenden liegt. Gerade auf dieser Strecke sollte leider die Expedition von einem großen Verlust betroffen werden. In einer Stromschnelle kenterte das Boot, und alle Sammlungen, Instrumente und Proviant gingen verloren. Nur eine Kapsel mit Notiz- und Tagebüchern fischte man wieder auf.

Bis zum Großen Sklavensee ausschließlich von Beeren lebend, trafen die Reisenden dort einige Indianer, die ihr getrocknetes Fleisch mit ihnen theilten und es ihnen ermöglichten, Fort Resolution Ende September zu erreichen.

Dieses wie alle anderen „Forts" in dem winterstrengen Inneren von Kanada sind bekanntlich nichts weiter als Niederlassungen der Hudsonbaikompagnie, die 1670 gegründet wurde, heute die größte Pelzhandelsgesellschaft der Welt ist und dabei den Handel, wenigstens beim Aufkauf, ganz nach dem Tauschsystem betreibt. Die Preiseinheit ist ein Biberfell. In den 150 über das Land vertheilten Posten oder Forts wird die Beute der Pelzjäger gesammelt, während Montreal der Handelsmittelpunkt ist. Im Jahre 1892 wurden hier fast 135.000 Felle abgeliefert, deren Verkaufswerth sich auf $6\frac{1}{2}$ Millionen Mark belief. Ein zweites wichtiges Zentrum des nordamerikanischen Pelzhandels ist Dawson City, die äußerste Stadt im Nordwesten von Kanada und nun auch der Mittelpunkt der Goldminenbezirke von Klondyke. Hier ist der Stapelplatz der ganzen Pelzbeute aus dem weiten Gebiet zwischen dem Mackenziefluß und den Gebirgen der Eismeerküste und der Grenze von Alaska. Die Pelzthierjagd ist hier neben dem Fischfang die einzige Thätigkeit, die die einsamen Gefilde dieses gottverlassenen Landes belebt. Ihr liegen außer zahlreichen Indianern auch alljährlich gegen 1000 weiße Trapper ob, die etwa im September mit ihrer eigenartigen Ausrüstung, meist zu Boot auf reißenden Flüssen und unerforschten Seen, in die „große weiße Stille" hinausziehen, um an den ihnen wohlbekannten besten Fangstellen zu überwintern. Ihre Beute ist Bär und Biber, Otter und Nerz, Silberfuchs, Wolf, Marder und Vielfraß, der seltene Schwarzfuchs und die wohlfeile Moschusratte — was in die Fallen geht und vor die Flinte kommt, wird mitgenommen.

Die Beute eines Winters beträgt in diesen Gegenden etwa 40.000 Pelze mit $1\frac{1}{4}$ bis $1\frac{1}{2}$ Millionen Mark Werth.

Was die alten Beherrscher von Kanada, die Indianer, anlangt, so sitzen sie in ihrem eigenen Lande, wie Napoleon auf Wilhelmshöhe: im goldenen Käfig. Ihre Lage ist keine schlechte, aber ihre alte Freiheit ist dahin. Wie in den Vereinigten Staaten, ist man hier bemüht, sie in „Reservationen" zu halten, so daß von einem Wettbewerb zwischen ihnen und den Weißen nicht die Rede mehr ist. Wenn auch eine beschränkte Zahl das freie Leben des Fallenstellers in den Wäldern des Nordens noch weiterführt, so ziehen doch die meisten das bequeme Leben des Ackerbauers und Vieh-

züchters vor. Die Regierung leiht ihnen Zuchtherden, deren Nachwuchs während einiger Jahre ihr Eigenthum wird. Statt in den luftigen Zelten ihrer Vorfahren, leben sie jetzt in verräucherten Hütten, tragen elende Baumwollanzüge, und ihre Weiber äffen die letzten Moden nach und machen sich damit zu Vogelscheuchen.

In der Nähe europäischer Ansiedelungen vermiethen sich die Indianer als Diener, Führer, Hirten, Landarbeiter, andere beschäftigen sich mit der Herstellung von Schneeschuhen, Mokassins, Körben, Booten u. dgl. Die kanadischen Indianer, deren Zahl auf etwa 100.000 geschätzt wird, gelten heute im ganzen als ein friedliches, nützliches Element der Bevölkerung, sie sind weder Trinker noch streitsüchtig oder unehrlich, wohl aber sind sie sowohl in ihren Augen als in denen der Weißen die untergeordnete, sinkende, unrettbar zum Untergang bestimmte Rasse und werden es wohl bleiben, bis den letzten rothen Mann die kanadische Erde deckt.

Die Indianer- und Eskimostämme des nordwestlichen Kanada lernte Bell auf einer Forschungsreise um den Großen Bärensee kennen, der nebst den angrenzenden Landstrichen seit Franklin's Expedition nur noch selten und flüchtig berührt worden ist. Bell ging von dem oben genannten Fort Resolution am Großen Sklavensee den Mackenzie hinab und den schönen klaren Lauf des Bärenflusses wieder hinauf, der nur 150 bis 200 Kilometer lang, aber von der Breite des Rheins in seinem Mittellauf ist und früher noch viel breiter gewesen sein muß, wie die Uferbildungen bezeugen. Ein Ast der Felsengebirge wird vom Bärenfluß in einem engen, prächtigen Cañon durchsägt. Auch der Große Bärensee, den Bell am 23. Juni 1900 erreichte und noch unter einer dicken Eisdecke antraf, hat früher, wie die alten Strandlinien beweisen, einen um 90 Meter höheren Wasserstand und eine größere Ausdehnung gehabt. Seine felsigen Ufer fallen lothrecht bis zu 300 Meter ab. Die Hareskinindianer, die Bell hier antraf und als harmlose und friedliche Leute schildert, verbringen als Trapper ein sehr einsames Leben und liefern ihre Beute jährlich einmal nach dem Fort Norman der Hudsonbaigesellschaft ab.

An der Nordostecke des Sees fand Bell einige gut erhaltene Blockhäuser, die dort vor 50 Jahren unter dem Namen „Fort Confidence“ von der Richardson'schen Expedition als Winterquartier erbaut waren. Für die Eskimos haben die nur aus Holz aufgerichteten Blockhäuser offenbar nichts Begehrenswerthes gehabt. An den Ostufern des Sees traf Bell auch Eskimos an, die beim Herannahen der Weißen die Flucht ergriffen und offenbar noch nie mit Fremden in Berührung gekommen waren, denn in ihren Hütten fand sich keine Spur von Gegenständen der Zivilisation. Südlich vom Großen Bärensee ist das Land trotz der kurzen, kaum drei bis vier Monate währenden und den Boden nur oberflächlich aufthauenden Sommer gut bewaldet und reich an Wild. Man lebte besonders von Fischen und Wasservögeln. Wilde Schwäne und Bären wurden ebenfalls zahlreich gefunden, das wilde Renthier oder Karibou dagegen zieht sich zusehends in die nördlichsten, einsamen Gegenden zurück, da es der Gegenstand starker Verfolgungen seitens der Indianer und Eskimos ist und wohl über kurz und lang das Schicksal des amerikanischen Büffels theilen wird. Im übrigen erweisen sich die äußerst spärlichen Indianer und Eskimo auch hier als sehr gutartig und harmlos.

Zwischen den Gletschern von Alaska.

Hinter den Gletscherreichthum der Erde ist man allenthalben recht spät gekommen. Vor einem Menschenalter ging zum Beispiel die allgemeine Ansicht der Gelehrten dahin, daß Nordamerika keine größeren Gletscher besitze. Die letzten 15 Jahre haben uns aber im Gegentheil davon belehrt, daß im arktischen Amerika die interessantesten und zum Theil die größten Gletscher der Welt zu finden sind und zwar in Alaska, dem im Jahre 1867 von Rußland an die Vereinigten Staaten verschleuderten Polarland, an dessen Innengrenze jetzt die großen Goldfunde gemacht worden sind. Schon vom 59. Breitengrad an, wo sich das Wunderland Alaska von der kanadischen Landmasse in einem stumpfen Knie abwendet, liegen tiefe Fjorde und zerrissene berggekrönte Inseln, in deren Hintergrunde, besonders in der Gletscherbai, ein Eisstrom neben dem anderen direkt bis ins Meer hinabsteigt. Der gewaltigste darunter, der Muirgletscher, hat ein Eisgebiet von etwa 3000 Quadratkilometer, das in zahllose Arme zerfällt, die schließlich zu einem gewaltigen Eisbecken gestaut werden und aus ihm theils in einer blauen zerrissenen Eiswand ins Meer abstürzen, theils in verschiedene Thäler münden.

Großartige Moränengebilde und mächtige Stauseen unterbrechen die weite Fläche der Gletscherrücken, auf denen man mit Schlitten und Schneeschuhen meilenweit ins Land eindringen kann. Die umrahmenden Berge steigen in schönen Formen bis 1800 Meter empor und machen dieses Küstengebiet nebst den prächtigen Fjorden zu einer touristisch stark bevölkerten Gegend.

Einen Breitengrad nördlicher tritt dagegen dem Besucher der Küstengegenden ein anderes unendlich erhabenes Bild entgegen, ein Hochgebirge, das selbst im Sommer ein derartiges Maß von Schneebedeckung und Vereisung zeigt, wie unsere Alpen kaum zur Winterszeit. Hier sehen wir noch jetzt ein treues Bild jener Eisbedeckung, die während der Tertiärzeit auch unsere heimischen Alpenländer mehrmals betroffen hat.

Es sind dies die unter dem Namen des Eliasberges zusammengefaßten Alpen, ein wildes vielzackiges Kettengebirge mit Kämmen von 4000 bis 5000 und Gipfeln bis 5500 Meter Höhe, das sich in 60 Kilometer Entfernung vom Stillen Ozean über 300 bis 400 Kilometer Länge erstreckt und von den Gipfeln bis zu 600 Meter Seehöhe herab stets verfirnt ist. Oberhalb 1500 Meter fallen die sehr reichlichen Niederschläge selbst im Sommer nur in Gestalt von Schnee, und die treibenden Schneemassen, die nebst dem dichten Nebel meist die Landschaft verhüllen, sind auch im Sommer

so heftig, wie die unserer Hochgebirge tief im Winter.

Aus den Falten und Spalten der weitverzweigten Kette strömen zu hunderten die geborstenen Firnmassen und fließen zusammen zu breiten Eisgefilden, wie der Sewardgletscher, der sich mit 5 bis 8 Kilometer Breite wohl 60 Kilometer ins Gebirge erstreckt, an dessen Rande das Eis noch etwa 500 Meter hoch liegt. Von hier schieben sich nun die vereinigten Eisarme in einem ununterbrochenen Strom, gleichsam einer wandernden Tafel bis in das 60 Kilometer entfernte Meer. Diese 100 Kilometer breite, fließende Eismasse wurde in den Siebziger-Jahren entdeckt und Malaspina-Gletscher genannt, nach einem italienischen Seefahrer, der 100 Jahre zuvor in den Gewässern von Alaska kreuzte, um eine Durchfahrt vom Stillen nach dem Atlantischen Ozean zu suchen, und der in derselben Bucht zur Umkehr gezwungen wurde, in welche der Malaspina-Gletscher mündet. Er hat den letzteren übrigens nicht erblickt, da die Eisfläche vom Meere aus durch eine hohe Moräne gedeckt wird.

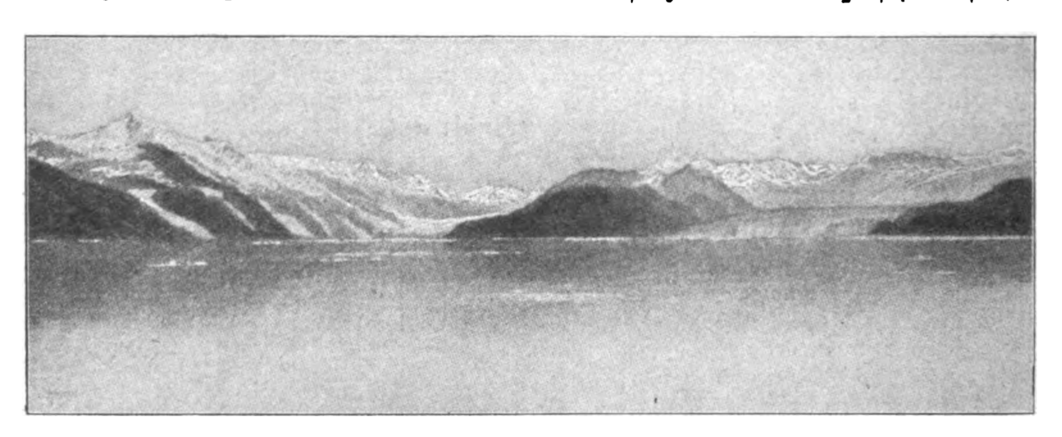
Erst in der Neuzeit ist dieser Gletscher und das Eliasgebirge zum Gegenstand tieferer Untersuchungen gemacht worden, und zwar besonders durch die Reise des Herzogs der Abruzzen, der 1897 als erster den Fuß auf den Eisscheitel dieses nördlichen Hochgipfels setzte. Weiter unten soll von dieser, mehr aus sportlichen als wissenschaftlichen Motiven unternommenen Bergbesteigung des näheren die Rede sein, vorher aber setzen wir unsere Schilderung der eisstarrenden Küstengebiete von Alaska auf Grund neuerer Reisen fort.

Unter diesen war eine der gelungensten die im Sommer 1900 in die Gewässer von Alaska entsandte Harriman-Expedition[1]), die ein besonders reiches Material über die Küstengestaltung, vor allem des westlichen, nach Asien hinüberreichenden Zipfels von Alaska mitbrachte.

Ueber den allgemeinen Karakter der Westküste von Alaska schreibt der Berichterstatter: Von Seattle bis Prinz William-Sund erblickt man nur ausnahmsweise etwas ebenes Land. Fast überall erhebt sich das Gebirge steil aus dem Meere und den Fjorden empor. Außerordentlich tief gefurchte Fjorde trennen die vorgelagerten Inseln, zerschneiden die Küsten und zeugen von der riesigen Thätigkeit des Eises. Jeder Cañon, jeder Wasserlauf zeigt die karakteristische U-förmige Aushöhlung der Eiserosion. Vom Lynnkanal, der 140 Kilometer lang ist, sind hunderte von Kubikkilometern fester Felsen durch das Eis ausgehobelt und in den Ozean getragen worden. Das Eis hat sich in verhältnismäßig junger Zeit aus den Fjorden zurückgezogen und was heute noch an Gletschern vorhanden, ist verschwindend gegenüber der ursprünglichen Eisbedeckung, die nur von der Eiskappe Grönlands übertroffen wird. Alle Gletscher der Alpen erreichen nichtsdestoweniger zusammengenommen noch nicht den einen Muirgletscher an Größe. Und solcher Gletscher besuchte unsere Expedition nicht weniger als dreißig.

Von dem William-Sund, wo vor allem der ungeheure, mit einer schimmernden Eiswand ins Meer stürzende Columbiagletscher besucht wurde, ging die Reise nach Cook-Inlet, einer mehr als 300 Kilometer einschneidenden Bucht, vor deren Eingang die große Insel Kadiak liegt. Tief im Hintergrunde dieses Fjordes ist neuerdings als höchster Berg von ganz Nordamerika der Mount Kinley entdeckt worden, während man bisher stets den Eliasberg für den gewaltigsten unter den Eisriesen des arktischen Amerika hielt. Daß diese Entdeckung so spät erfolgte, kann kaum wundernehmen, denn der Mount Kinley, den russische Ansiedler des oberen Cooksundes schon vor hundert Jahren erblickt hatten und den „Großen“ oder „Dicken“ nannten, liegt in der trostlosesten Eiswüste Alaskas, und noch jetzt hat sich keine Forschungsexpedition auch nur bis an seinen Fuß gewagt.

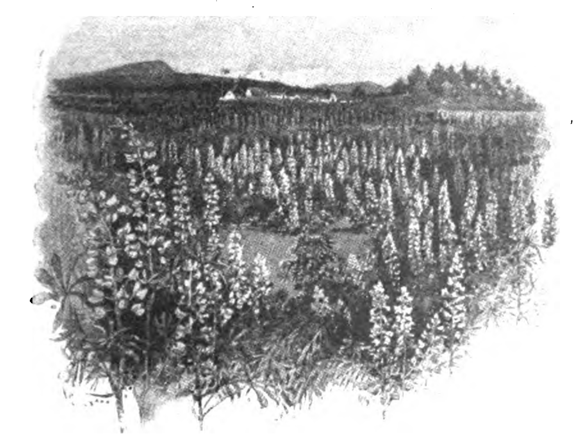
Man wurde auf seine Existenz erst aufmerksam, als im Jahre 1897 in der New-Yorker „Sun“ die Schilderung eines alaskischen Minenprospektors erschien, der sich dem Berge auf seinen Reisen genähert hatte und ihn als eine gewaltige Erscheinung von mehr als 20.000 Fuß Höhe beschrieb. Ohne auf diese Schätzung Werth zu legen, entsandte die geologische Abtheilung der Bundesregierung doch im Sommer 1898 eine geographische Expedition in die Gegenden des Cooksundes,



Die Collegegletscher am Prinz William-Sund.

[1]) Globus 1901. Heft 3.

deren Leiter sich dem Mount Kinley bis auf 70 Kilometer näherte, ihn trigonometrisch maß und seine Höhe thatsächlich auf 6240 Meter feststellte. Der Riesenberg bildet das Haupt eines gewaltigen Massengebirges im Inneren des nördlichen Alaska, das einerseits mit den Ausläufern der Kordillere, anderseits mit dem vulkanischen Kettengebirge



Vegetation auf der Insel Kadiak.

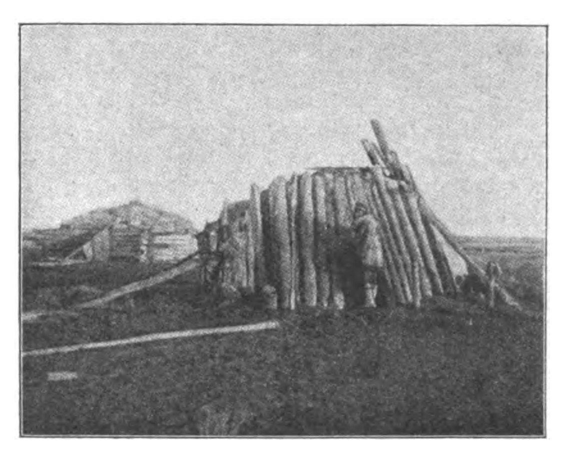
zusammenhängt, welches die schmale Landzunge der eigentlichen Halbinsel Alaska durchzieht und sich in Asien durch die Vulkane von Kamschatka fortsetzt.

Kehren wir jedoch zu den Erfolgen der Harriman-Expedition zurück, die sich zunächst eingehend mit der Insel Kadiak beschäftigte. Dieselbe, etwa von der Größe Cyperns, zeigt unter dem Einfluß des pacifischen Meeresklimas ein vollständig anderes Aussehen als die alaskische Küste. „Bis hierher," schreibt der Berichterstatter, „hatten wir die Berge an der Nordwestküste alle dicht mit Fichten-, Cedern- und Hemlockwäldern bedeckt gesehen, deren düstere Erscheinung uns über 3000 Kilometer weit stets zur Rechten geblieben war. Jetzt begann die baumlose Region, in welcher die hohen Gewächse durch sanfte, glatte, grüne Flächen abgelöst wurden, die Berge und Thäler bedecken. Da sieht man regelmäßige Kegel, vom Fuß bis zur Spitze mit dem glänzenden Rasenteppich bedeckt, und die ausgefurchten Thäler erscheinen mit einem bunten schillernden Teppich von Gras, Farnen und Blumen bedeckt."

Auf diesen grünen Weideflächen beruht die Thätigkeit der Bewohner zum großen Theil, indem dieselben eine ausgedehnte Viehzucht erlauben. Der Hauptort der Insel, St. Paul, ist eine der Niederlassungen der Alaska-Handelsgesellschaft, die ihre Thätigkeit auf dem Festlande und den Inseln von Alaska und den Aleuten betreibt. Es werden von hier besonders Renthier-, Elch- und Marderfelle, sowie die Pelze des Fuchses, Bären, Bibers, Hermelins, Vielfraßes und der Fischotter exportirt. Den Botaniker entzückt die, angesichts der nur zehn Meilen entfernten Gletscher Alaskas erstaunliche Blumenpracht der Insel. Außer kleinen Rhododendren, gigantischen Lupinen, Iris, Steinbrech, Glockenblumen wurde ein kleiner Frauenschuh, riesige Vergißmeinnicht und Gänseblümchen, Geranien, Farne u. v. a. gefunden. Die See mit ihren weichen, dampferfüllten Winden erweist sich auch hier unter den Breiten von Petersburg als unerschöpfliche Zauberin.

Längs der Südküste der Halbinsel Alaska, durch zahlreiche Inselgruppen von ähnlichem Karakter, ging die Fahrt alsdann bis zur westlichen Landspitze. Die Reise ist voll der überraschendsten, wechselnden Bilder.

Schon auf der Insel Popov erheben sich kleinere, bis 600 Meter ansteigende Vulkankegel, drüben am Lande beginnt nun die fortgesetzte Reihe von kegelförmigen Vulkanen, die oben schneebedeckt, unten grün bewachsen, fast unmittelbar aus dem Meere aufsteigen, theils ruhig, theils rauchend und häufig durch Erdbeben an den Druck der unterirdischen Gewalten erinnernd. Auf der Fahrt nach der Insel Unalaska hatte man den herrlichen Anblick der regelmäßigen, schneebedeckten Zwillingsvulkane Pawlow, aus deren Gipfeln die Rauchwolken langsam über den Ozean sich hinkräuseln. Am Südgestade der Halbinsel, in dessen Nähe das Schiff seine Fahrt verfolgte, war kaum eine menschliche Wohnung zu erblicken. Auf hunderte von Meilen nichts als immer dieselben grünen, grasigen, baumlosen Hänge, über denen die kahlen Gipfel emporsteigen. Nur vier Farben setzen das Landschaftsbild zusammen, oben die weißen Kegelberge, darunter die braunen, zerklüfteten Wände, unten die weite grüne Grasflur und an ihrem Fuß das blaue, unendliche Meer. Bei der Insel Unalaska, die schon zu den Aleuten gehört und von russischen Ansiedlern nebst den Resten der Urbewohner und



Eskimo-Hütten an der Mündung des Yukon.

einem außerordentlichen Vogelreichthum belebt wird, endete die Fahrt.

Unter den Bewohnern von Alaska sind im Jahre 1898 die Kukoswim oder Yut, ein Eskimostamm, der in schnellem Aussterben begriffen ist, der Gegenstand näherer Untersuchungen einer amerikanischen Expedition gewesen. J. E. Spurr von der »Geological Survey« theilt über sie interessante Einzelheiten mit. Die Yut, deren Zahl noch 2000 betragen mag, aber durch chronische Epidemien

rasch vermindert wird, sind halbe Nomaden, aber immerhin seßhafter als die Indianer des Inneren. Ihre Wohnungen sind in die Erde gegraben und kuppelartig überdacht. Ihre Lebensweise ist reiner Kommunismus, und ihre größten Festlichkeiten sind im wesentlichen Wettkämpfe im — Verschenken ihrer Habe. Ein Dorf ladet das andere ein und dann beginnt ein gegenseitiges Wegschenken alles Eigenthums, in welchem dasjenige Dorf Sieger bleibt, das am meisten zu vergeben hatte und sich am vollständigsten entblößt. In jedem Dorfe finden sich besondere Badehäuser aus Holz, in denen oft Dampfbäder genommen werden. Man erhitzt zu diesem Behuf Steine und gießt solange Wasser darauf, bis der Raum ganz mit Dampf erfüllt ist. Die Männer bleiben darin, so lange sie es irgend ertragen können, und springen dann ins Wasser, und sollten sie dazu erst ein Loch ins Eis schlagen müssen. Die Geräthe bestehen meist aus Stein oder Knochen. Die übersinnliche Welt besteht aus allerlei Geistern, die besonders als Beschützer der Thiere gedacht werden. Die Wölfe, Bären, Fische u. s. w. haben aber je einen besonderen Geist, den man sich wohlgesinnt erhalten muß, wenn man auf der Jagd Glück haben will. Es sind daraus sonderbare Gebräuche entstanden, z. B. wird der Kopf jedes erlegten Bären sofort abgeschnitten und mit der Schnauze nach Osten begraben. Für sich selber scheinen die Yut derartige Schutzgötter weniger nöthig zu halten, doch glauben sie an allerhand böse und gute Geister und halten dafür, daß die Seele der Verstorbenen in Thierkörper übergeht, wodurch sich denn die Achtung vor der Thierwelt erklärt.

Als der Herzog der Abruzzen, der später durch seine Polarexpedition seinen Ruf als Forscher erhöht und gefestigt hat, im Sommer 1897 sich den Eisgefilden des Eliasberges näherte, hatte er keine leichte Aufgabe vor sich. Mehrere gut gerüstete Expeditionen, die sich dem 5550 Meter hohen Gipfel nahten, hatte der Berg schmählich zurückgewiesen und sich so allmählig mit dem Ruf der Unnahbarkeit umgeben. Am weitesten war die Expedition Russell's im Jahre 1890 gekommen, welche auch die umfassendsten Forschungen in der Umgebung dieses Königs der Gletscher angestellt hatte.

Spät im Sommer erst weicht der Neuschnee am Fuß der Gebirgskette, oft dauert es bis tief in den Juli, bis er nur vom Malaspinagletscher in der Küstengegend herunterschmilzt. Dabei bilden sich gewaltige Schmelzwasserströme auf der Oberfläche dieser ungeheuren, fast wagerechten Eistafel, die sich in großen Spalten und Kesseln (Gletschermühlen) bis auf den Grund des Gletschers fressen, hier jedoch wegen des schwachen Gefälls sehr langsam abfließen. Oft verstopfen sich diese unterirdischen Ströme mit Gletscherschutt, dann frißt sich der Bach wieder nach oben, wächst höher und höher und lagert dabei im Inneren des gehöhlten Eises eine Schuttmauer ab, hinter der die Wassermenge sich staut, bis sie wieder an der Eisoberfläche zutage tritt. An den Rändern des Gletschers sind ungeheure Moränen aufgehäuft, und auf ihnen wurzelt in einer Ausdehnung von mehreren hundert Quadratkilometern hochstämmiger Urwald. Diese oben auf dem Eise entstandene Vegetation zu durchdringen, ist schlechtweg unmöglich. Infolge der unten andauernden Abschmelzung gerathen die Moränen ins Rutschen, die Bäume stürzen zusammen, und wenn beim Wachsen des Gletschers ein kräftiger Druck entsteht, bricht Moräne und Wald auf weite Strecken zu einem wilden Chaos von Stämmen, Felstrümmern und Eismassen zusammen.

Das sind die Hauptbilder, die der Malaspinagletscher dem Reisenden bietet. Der Herzog der Abruzzen gelangte gegen Ende Juni an die gewaltige, früher erwähnte Moräne, die in 140 Kilometer Länge die Stirnwand des Riesengletschers umfaßt, und betrat den letzteren am 1. Juli. Vier Schlitten und 25 Mann stark, hatte die Expedition eine fast siebenwöchige Gletscherwanderung zu bestehen, bevor die See wieder erreicht wurde. Nach einem 34 Kilometer langen Marsch über den Malaspinagletscher, auf welchem der Winter noch in voller Kraft stand, ging es am Fuße des Hochgebirges den Sewardgletscher hinauf, der die Eliasgruppe von der Cookgruppe trennt, aus den Falten beider Gebirge gespeist wird und der größte aller bekannten Gletscher ist. Hier am Uebergang des Küstenlandes zum Hochgebirge verändert sich das Aussehen der Gletscher. Hier lagern, vom Eise eingebettet, Stauseen von der Größe der bayerischen Alpenseen, die sich im Sommer plötzlich durch unter dem Eise ausgewaschene Kanäle entleeren und die Gletscherbäche zu furchtbaren Hochwässern anschwellen lassen. Kleinere Moränenteiche bis zu einigen hundert Metern Durchmesser liegen zu Tausenden in den Randmoränen verstreut.

Am 10. Juli wurde der Sewardgletscher überschritten und verlassen und der schon von Russell begangene Weg über den 1340 Meter hohen Dompaß eingeschlagen. An Aussehen und Klima gleichen diese geringen Höhen, da sie bereits 700 Meter über der Grenze des ewigen Schnees liegen, den Alpenpässen von 3000 Meter Höhe. Es ging langsam unter großen Schwierigkeiten den Newtongletscher hinauf, der in drei mächtigen Terrassen von 1100 bis 2640 Meter aufsteigt und für die Karawane mit ihren schweren Schlitten nur schlecht zu passiren war. Dennoch schien dieser Weg der einzige zu sein, der bis an den Gipfel führen konnte. War in der Küstenzone die Mückenplage unerträglich gewesen, so machte hier die Schneeblindheit einiger Theilnehmer dem Arzt der Expedition vorübergehend zu schaffen. Vittorio Sella, der berühmteste Photograph Italiens, war unablässig bestrebt, die nie gesehenen Wunder dieser eisstarrenden Umgebung mit Hilfe des Lichtstrahls zu fixiren. Nach einem 37tägigen mühevollen Aufstieg, von dem 30 Tage auf dem Eise zugebracht waren, gelang es endlich, über einen Kamm, der den Elias im Nordnordwesten mit der Newton-Augustakette verbindet, den Gipfel zu erreichen und das Banner Savoyens auf einem der königlichsten Berge des Erdballs aufzupflanzen.

Ein majestätisches Panorama über eine unabsehbare Welt eisstarrender Spitzen belohnte den



mühevollen Aufstieg, von welchem beiläufig auch ein reiches Material meteorologischer, botanischer und zoologischer Beobachtungen mitgebracht wurde. Die Rückreise machte nur neun Raststationen erforderlich. Der Sommer war inzwischen auch auf den Gletschern eingetreten und hatte ihr Aussehen vollkommen verwandelt. Wo vorher der reglose Schnee den Boden bedeckte, rauschten jetzt in den Spalten des blauen Eises die Gletscherbäche, brachen die Seen ihre unterirdischen Thore auf und entfaltete die laue Sommerluft eine Vegetation auf dem Moränenschutt, die in diesem Klima des Nebels und der Schneefälle Niemand ahnen würde und die so schön an Duft und Farben, als kurz an Lebensdauer ist. Noch in den letzten Tagen des Abstieges hatten die Reisenden das Glück, eines der wunderbarsten optischen Phänomene des Erdballs, die »silent city of Alaska«, über dem Spiegel des Stillen Ozeans zu erblicken. Das englische »Quarterly Journal« erzählt von dieser seltsamen Fata Morgana Folgendes:

Man hat früher schon Luftspiegelungen auf eine Entfernung von 600 englischen Meilen gesehen, aber hier handelt es sich um 2500 Meilen. Diese alaskische Fata Morgana erscheint jährlich auf dem ungeheuren Gletscher des Mount Fairwinter, und man hat für sie wohl einen Namen, nicht aber eine völlig befriedigende Erklärung gefunden. Die Indianer des Territoriums kennen und erwarten die Erscheinung schon seit Generationen, denn die „Stadt in den Nebeln" soll zwischen dem 21. Juni und dem 10. Juli in der Zeit von 7 bis 9 Uhr oft sichtbar sein. Und niemals wechselt, abgesehen von unwesentlichen Kleinigkeiten, die Situation. „Man" glaubt, daß das Phantom die Stadt Bristol in England spiegelt [die auf dem Wege über Grönland und Kanada mindestens 5000 Kilometer Luftentfernung vom Schauplatz der Spiegelung hat], aber es ist wohl mehr zufällige Entstehung und Nationaleitelkeit englischer Seeleute, was diese Annahme stützt, als Ueberzeugung der Meteorologen. Daß indessen die „Stadt des Schweigens" auf dem erwähnten Gletscher zu sehen ist, läßt sich nicht bestreiten und wird die Wissenschaft zwingen, sich mit dieser wunderbaren Erscheinung noch weiter zu beschäftigen.

Aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Unter den Hochlandsbewohnern des Südens.

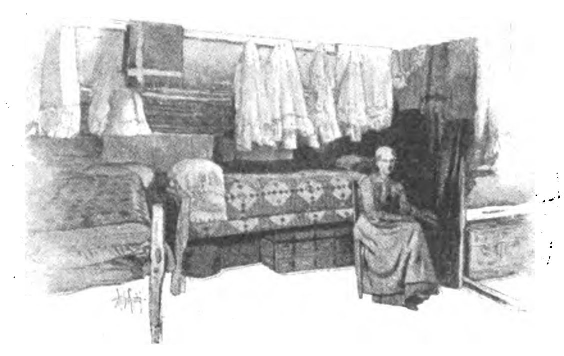
Als vor 40 Jahren in den Vereinigten Staaten der Bürgerkrieg zwischen dem sklavereifeindlichen Norden und den sklavenhaltenden Südstaaten ausbrach, da entdeckte man auf dem Appalachen- oder Alleghanygebirge eine Bevölkerung, von deren Dasein selbst die Zunächstwohnenden kaum eine Ahnung gehabt hatten. Die Heersäule des Südens, die unter Kapitän Garnett einen Vorstoß von Westvirginia nach den großen Seen machen sollte, um wie ein Keil den Norden zu spalten, stieß beim Eintritt in die Berge auf einen verzweifelten Widerstand, bei dem nicht nur dieser Vorstoß ein klägliches Ende und der Führer eine Kugel fand, sondern während dessen auch Kentucky und Ostteneſſee, die bisher unentschieden geblieben waren, sich zum Norden schlugen, Westvirginien aber, wie man damals sagte, „sich von der Sezession sezedirte". Diese Helfer in der Noth, die auf Lincoln's Ruf eine Armee von 100.000 Freiwilligen in den Kampf schickten, die sich ihrerseits wie ein Keil zwischen die Küstenarmee und die Mississippiarmee des Südens schoben und die vielleicht das Kriegsgeschick entschieden, das waren die Hochlandsbewohner des Südens, die »Southern Mountaineers«.

Wenn man sie nennt, so spricht man von ungefähr drei Millionen Gebirgsbewohnern, die zwischen Virginien und Alabama acht Staaten des Südens in ihren gebirgigen Theilen bewohnen. Ihre Heimat ist ein Land von der ungefähren Größe des Deutschen Reiches bei einer Bevölkerung von kaum drei Millionen, und ein Land, das trotz seiner natürlichen Reichthümer, besonders an Kohlen



Blockhäuser im Alleghanyhochland.

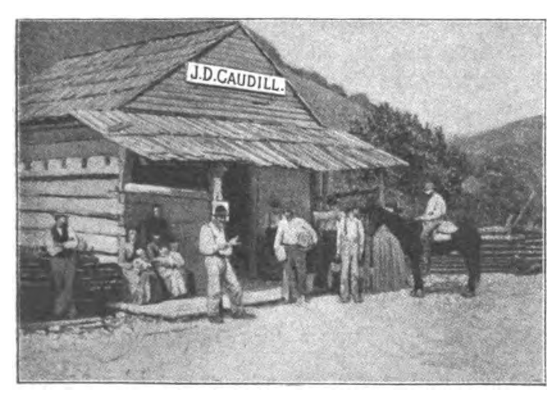
und Metallen, eigentlich erst jetzt in der Entdeckung begriffen ist. Bei dem Marsch der Zivilisation nach Westen wurde das Hochland überschlagen und seine Bewohner in einer fast unglaublichen Isolirung gelassen. Ihre Berge schlossen sie ein und schließen sie heute noch vom äußeren Weltlauf ab, und so konnten sie inmitten des modernsten Landes auf einem Standpunkt stehen bleiben, auf dem sie schon vor 100 Jahren standen. Schiffbare Flüsse, Seen, Küsten, diese Hauptmittel des Verkehrs, fehlen und selbst fahrbare Straßen sind selten. So lebt der Hochländer in der Hütte, in der sein Großvater geboren wurde, und dem fremden Besucher erscheint er in Denkart, Lebensweise und Aussehen noch heute wie die Männer, die in der großen Revolution das Land vom Joche Englands befreiten. Die Schulen sind selten und unzulänglich. Lesen, schreiben und rechnen können wenige; die es noch weiter gebracht haben, sind die ausgezeichneten Köpfe in ihrer Gegend. Von Zeitungen wissen sie wenig, und in der Politik blieben ihre Ansichten seit Menschenaltern wandellos. Für den richtigen Hochländer ist die Erde noch eine viereckige Ebene, über der die Sonne auf- und niedergeht wie zur Zeit, da Josua ihr stillzustehen gebot. Ein alter Tenessеer Gebirgsbewohner, der Patriarch und Philosoph seines Distriktes, der die Bibel nebst wunderbaren Auslegungen ihrer Sprüche lesen konnte, ließ sich kürzlich gegen einen Besucher



Inneres eines Blockhauses.

über tiefe politische Fragen aus. Er sprach von Kolumbus als einem der „Ausländischen," womit er nicht nur seine Ansicht über die Entdeckung, sondern auch seine geringe Werthschätzung des Mannes ausdrückte. Aber er kam der Gegenwart näher und sprach von dem Mexikanischen Kriege, wie wir etwa von dem jüngsten Chinafeldzug erzählen, und als er zu einem so neuen und brennenden Ereignis wie der Bürgerkrieg kam, da dämpfte er seine Stimme zu einem leisen Flüstern und rückte seinen Stuhl näher an den seines Gastes. „Manche Leute," sagte er, „denken darüber anders, aber meine persönliche Meinung ist, daß die Niggahs [Neger] die Ursache des Krieges waren." Dann, als fürchtete er, zuviel verrathen zu haben, fuhr er fort: „Fremder, es wäre mir lieber, Ihr plaudertet nicht aus, was ich Euch drinnen gesagt." Seine Interessen gipfeln in seiner Hütte, seiner Familie, in seinen Nachbarn, seiner Handmühle, seinem Kramladen und, wenn's hochkommt, in seiner Kreisstadt.

Die Waffen des Kulturpionniers der Wildnis, Axt und Flinte, sind auch die Waffen des heutigen Hochländers. Sein Haus glich und gleicht noch heute hier und da dem Blockhaus des Hinterwäldlers, aus unbehauenen Stämmen gebaut, mit einem, selten mit zwei Räumen und bisweilen fensterlos; über der Thür auf ein paar Hirschgeweihen die lange, schwere Büchse des Hinterwäldlers, zuweilen findet man noch solche mit Feuersteinschloß. Ureinfache Spinnrocken und Räder, Handmühlen, auf denen man das Korn, wie zu biblischen Zeiten, zermalmt, Handwebstühle von der einfachsten Form findet man in den Hütten der Bergbauern allenthalben. Gemünztes Geld ist erst seit 10 bis 15 Jahren als Umlaufmittel häufiger geworden. Bis dahin half man sich mit Tauschmitteln.



Postamt und Geschäftsladen in den Bergen.

Die Sitten sind in diesen Bergen einfach bis zur Rohheit. Man heiratet früh, die Mädchen schon von 15 Jahren ab, und im Hause liegt auch die schwerste Arbeit der Frau ob. Die Leibesübungen sind denen vor hundert Jahren ähnlich, und zwischen den Männern kommt es zu brutalen Prügeleien, bei denen man sich schlägt, boxt, beißt und würgt, bis Einer gründlich genug hat. Die Begräbnisse sind meist einfach, gewöhnlich wird der Sarg von vier Männern zur Gruft getragen. Tief in den Bergen trifft man zuweilen alte, schweigsame, verwetterte Burschen mit vorweltlichen Flinten, in Fellgewändern und Mocassins, es sind falkenäugige Trapper, deren einzige Liebe ihre Büchse ist, und deren Aeußeres wir nur noch in den Illustrationen zu Cooper's Romanen wiederfinden.

Geistige Fäden spinnen sich noch von diesen Kindern der Berge zurück zur alten Heimat jenseits des Meeres. Was an Zeichendeutung, an Sympathiekuren und mystischen Gebräuchen die Pionniere des XVIII. Jahrunderts über die See brachten, das ist dem Hochländer des Südens noch heute heilig. Hier und da übt man noch die alte, rohe schottische Fechtweise. Am konservativsten sind sie natürlich in Sachen der Religion geblieben, und der Kalvinismus ist dem hundertjährigen Andrang der Methodistenkirche noch keineswegs unterlegen. Auch die Musik ist größtentheils ein solches transatlantisches Ueberbleibsel. In Harlan-County, in Kentucky, verstehen die barfüßigen Dirnen noch alte, englische Balladen, 300 Jahre alt und, wie man sagt, fast ebenso lang, zu singen. In Perry-County, wo man zahlreiche Familien mit dem gälischen Namenszusatz Mac trifft — Mc. Intyres, Mc. Intoshes, Mc. Knights, Mc. Combs, Mc. Fitzpatricks — werden schottische Balladen mit schottischer Aussprache deklamirt und gesungen, und gelegentlich trifft man auf moderne Ueberbleibsel der wandernden Barden, welche, ganz wie die schottischen ihre Clanshäuptlinge, die Thaten ihrer Führer in den Fehden Kentuckys feiern. Fast alle Gesänge und Tanzweisen sind in der sogenannten alten schottischen Skala geschrieben und ähneln mit ihrer Neigung zur Molltonart der Negerweise.

Auch in seiner Sprechweise klingt die ferne Vergangenheit des Hochländers an. Alte Worte und Wendungen, die noch auf Chaucer's Zeiten[1]) zurückreichen, gebraucht er unverändert fort. Er bedient sich noch der doppelten, ja bisweilen sogar der dreifachen Verneinung. Ein Hochländer war angeschossen worden. Seine Freunde hetzten ihn auf, sich zu rächen. Eine Frau wollte ihnen Einhalt thun und sagte: die Hitze dämpft seinen Ehrgeiz noch und thut ihm nimmer kein Guts nicht. In der Sprache sind leider, ähnlich wie im sogenannten Pensylvaniadutch, das neuerdings auf den pensylvanischen Eisenbahnen verboten ist, weil kein Mensch weiß, was der andere gemeint hat, soviele alte, hier englische Dialekte gemischt, daß es aus-

[1]) Chaucer, Der „Morgenstern der englischen Dichtkunst" lebte im 14. Jahrhundert und war der größte universale Dichter des älteren England.



sichtslos erscheint, mit ihrer Hilfe die engere Heimat der Vorfahren zu ermitteln.

Reichthümer besitzt der Hochländer nicht. Gleich den meisten Bergbewohnern gilt er für arm und ist es meist auch, denn der Ackerbau in den Bergen ist beschwerlich und wenig einträglich, manchmal sogar gefährlich, wie die Geschichte von jenem Kentuckier beweist, der aus seinem eigenen Kornfeld fiel und den Hals brach. Ein junger Prediger kehrte einmal zur Nacht in einer Hütte in Georgia ein. Seine Wirthin schlachtete als Zeichen der Gastfreundschaft ein Huhn und briet es ihm in der Pfanne. Dann scheuerte sie die Pfanne aus und machte ihren Teig darin zurecht, um zu backen. Sie scheuerte sie wieder, ging hinaus und benützte sie als Milcheimer. Hereinkommend scheuerte sie die Pfanne, ging zur Quelle und holte Wasser darin. Sie füllte die Gläser auf dem Tisch und gab ihm die Pfanne mit dem Rest des Wassers, damit er seine Hände wasche. Es war eine durchaus saubere Frau: sie hatte eben nur ein Küchengeräth.

Trotz des harten Lebens, das der Bergbewohner führt, das ihn stählt und, wenn er in die Ebene hinabsteigt, zum gefürchteten Konkurrenten des Thalbewohners macht, liebt er seine arme und rauhe Heimat über alles und kehrt immer wieder zu ihr zurück. Oft hat man versucht, den Fehden in den Kentuckybergen, welche stark an die orientalischen Kämpfe infolge der Blutrache erinnern, ein Ende zu machen, indem man die Führer oder Häuptlinge der einzelnen Parteien entfernte. Sie kamen sämmtlich wieder. In der Fehde zwischen den Howard und Turner wurde der letzte der Turner's gedrängt, die Berge zu verlassen, denn der Howardhäuptling warte im Busch auf ihn — wie der Hochländer das Lauern im Hinterhalt umschreibt. Seine Antwort war, er wolle lieber binnen einem Jahr in der Heimat sterben, als alt und grau in der Fremde. In weniger als Jahresfrist war er von der Kugel seines Feindes gefallen.

Gastfreundschaft, Frömmigkeit und Stolz sind die Hauptkarakterzüge dieser Hochlandsbewohner; bei der Berührung mit der Zivilisation aber kehrt er den Stolz am liebsten heraus. Der Strick des Thürklopfers hängt neben jeder Hüttenthür, solange die Männer zu Hause sind. Aber erst verlangen sie, daß man sich durch ein kräftiges Hollah schon außerhalb der Umzäumung melde. Den Fremden heißt man willkommen und entschuldigt sich seiner Armuth wegen. Wer die Gastfreundschaft mit der Frage beantwortet, was er schuldig sei, dem antworten sie schlagfertig: „das Wiederkommen!" Ein verspäteter Reisender bat um Unterkunft in einem solchen Blockhause. Der Hochländer nahm ihn auf, bemerkte aber, sein Weib sei krank und das Essen sei ihnen ausgegangen, doch er würde zum Nachbar gehen und etwas holen. Er ging und kam nach drei Stunden mit einem kleinen Topf Mehl zurück, um dann zum Abendessen Mehlbrei und Kartoffeln zu bereiten. Der Fremde fragte nach der Entfernung zum nächsten Nachbar. „Ich denke sechs Meilen (zehn Kilometer)" war die Antwort. „Und was für Weg?" „Oh, grade über das Gebirge da!" Um eine Handvoll Mehl hatte der Mann einen Weg von 20 Kilometer über die Berge gemacht, wies aber am Morgen mit Stolz jede Entlohnung seiner Gastfreundschaft zurück. Sowohl was diese Eigenschaft als den Stolz und den Glauben betrifft, ist der Kentuckier, der von Anfang an isolirteste dieser Bergbewohner, auch der konservativste unter ihnen. Er hält treuer zum Stamm als die übrigen, ist opferwilliger als Freund und unversöhnlicher als Feind, denn alle anderen. Wie alle diese Züge ausarten, dafür sind die Gedächtnisfeiern ein Beispiel, die wie bei mehreren halbzivilisirten Völkern für längst Verstorbene noch mehrere Jahre hindurch gehalten werden. Unser Gewährsmann war in Jackson-County Zeuge einer solchen für einen vor zwei Jahren Verstorbenen abgehaltenen Feier. „Eine Leichenrede", sprach der alte Prediger, „kann leicht die letzte sein für den, der sie anhört, es kann auch die letzte sein für den, der sie hält. Ist es nicht möglich, daß ich jetzt



Flachsbrechen bei den Bergbewohnern.

meine eigene Leichenpredigt spreche?" War das der Fall, meint der Erzähler, so ließ er sich Gerechtigkeit wiederfahren, denn er redete volle drei Stunden. Dann wurden die Gäste zum Essen geladen. 40 nahmen dankend an — es waren nämlich gerade 40 — und aßen von zwei bis sechs Uhr. Da es dann für die meisten zu spät war, nach Hause zu gehen, so ließ sich über die Hälfte davon häuslich nieder; daß 17 Männer in einer Stube schlafen mußten, die nicht geräumig war, machte ihnen nichts. Ein Hochländer, der in den Besitz einer kleinen Sägemühle gekommen war, baute sich ein neues Haus, eins der kleinen gewöhnlichen Blockhäuser. Da er nicht allein eine Familie von 15 Köpfen, sondern auch sehr viel Hausgeräth hatte, so wurde er gefragt, warum er nicht etwas geräumiger baue. Er meinte, es sei Platz genug da, er habe ja einen Raum für die Familie und einen für die sonstige Habe. Starke Nachkommenschaften sind bei diesen Söhnen der Natur die Regel. In Jackson-County starb kürzlich ein Hochländer, der 15 Kinder und 192 Enkel und Urenkel hatte.

Die Frauen sind infolge harter Arbeit meist hochschultrig und breithüftig, mit derben Gesichtszügen, großen Händen und Füßen. Man findet aber unter ihnen auch ungewöhnliche Schönheiten. Außer der schweren Lastarbeit untergraben auch

die frühen Heiraten die Schönheit der Weiber. In der eben genannten Grafschaft lebt eine 45-jährige Frau, die bereits Urgroßmutter ist.

Die Neigung zu Gewaltthätigkeiten, die gewöhnliche Begleiterin von Stärke und Selbständigkeit, macht der Regierung unter den Hochlandsbewohnern viel zu schaffen. Sie machen ihre Rechnungen nicht allein unter einander, sondern auch mit den Behörden am liebsten durch die Faust ab, ohne einen Dritten zu fragen.

Während des Krieges mit Spanien auf Cuba mußten zwei Kompagnien Staatenmiliz nach Kentucky geschickt werden, um eine umfangreiche Fehde niederzuhalten, die in allgemeine, blutige Rauferei auszuarten drohte. Am Tage des Treffens von Las-Guasimas wurde auch in Kentucky eine Schlacht geschlagen, und die Miliz verlor in diesem Renkontre genau soviele Todte wie die berühmten Rough Riders Roosevelt's, nämlich acht.

In der Regel bleiben diese Streitigkeiten auf enge Kreise beschränkt; Freunde und Bekannte, so sehr sie auch mit dieser Art, Privatbeleidigungen auf eigene Faust zu rächen, sympathisiren, mischen sich doch nicht unberufen hinein, und auch der Fremde kann im Gebiete einer solchen Fehde unbehelligt seiner Wege gehen. Privateigenthum wird auch zwischen Todfeinden geachtet, und die Frauen bleiben ungekränkt. Der Hinterhalt freilich, diese unritterliche und unrühmliche Art des Kampfes, verträgt sich schlecht mit den sonstigen Eigenschaften des Hochlandfarmers und scheint mehr eine von den Indianern zu Zeiten des Trapperthums übernommene Sitte.

Welches Stammes diese Söhne der Berge sind, ist der Gegenstand mancher Untersuchungen gewesen. Die herrschende Klasse stammt unzweifelhaft von alten, freien Ansiedlern, Engländern, Schotten, Iren, Deutschen, Schweizern und französischen Hugenotten. Während des Abfalls von England völlig verarmt, ließen sie sich doch nicht herbei, der Sklavenhalterei der Südstaaten sich anzuschließen; als Handwerker, Zimmerleute, Grobschmiede, Baumwollspinner halfen sie sich kärglich durch, bis die Erfindung der Spinnmaschine die meisten brotlos machte und als Trapper und Holzfäller in die Gebirge trieb. Durch Ackerbau und Viehzucht allmählig ihre Lage verbessernd, blieben sie doch von den Gaben der Kultur, von Schulen, Büchern, Zeitungen lange unberührt. Als 1882 die erste Druckerpresse in eine gewisse Bergstadt gebracht werden sollte, zog eine Deputation von Bürgern ihr drei Meilen entgegen und schwor, daß sie nicht weiter kommen sollte. Nur dem Eintreten eines aufgeklärten Predigers gelang es, sie anderen Sinnes zu machen. Jetzt gibt es in derselben Stadt nicht nur eine Zeitung, sondern sogar zwei gute Schulen, denn zu den Fehlern dieses Stammes gehört wohl Starrsinn und Hang zum Alten, nicht aber Unverstand und Hang zur geistigen Rückständigkeit.

So läßt sich hoffen, daß gerade aus diesen unverdorbenen Rassen noch werthvolle Hebel des Fortschritts für das nordamerikanische Volk hervorgehen werden.

Jagden und Thierleben in den Felsengebirgen.

Der weite Westen Nordamerikas birgt zahlreiche, vom Menschenfuß noch nicht betretene Gegenden, in denen das in den bevölkerten Staaten längst ausgerottete Raubzeug, der Luchs, der Baribal oder schwarze Bär und vor allem der Puma oder Kuguar ihre Wohnsitze haben. Zu einer Jagdstreife auf das letztere Wild, das größte und gefährlichste Raubthier der Vereinigten Staaten, brach im Januar 1901 der jetzige Präsident der Union, Theodor Roosevelt, in Begleitung zweier Freunde auf. In Colorado, westwärts der Minenbezirke von Denver und Leadville, in der Umgegend des White River, lag das von ihnen erkorene Jagdgebiet. In der Hütte eines alten erfahrenen Gebirgsjägers, John B. Goff, inmitten eines schluchtenreichen, zerklüfteten Hochlandes nahmen die Sportsleute ihren Aufenthalt. Der Winter der Felsengebirge, rauh und schneereich, ist dennoch zur Kuguarjagd sehr geeignet, vorausgesetzt, daß gute Hunde verfügbar sind, die den Puma zum Aufbäumen bringen.

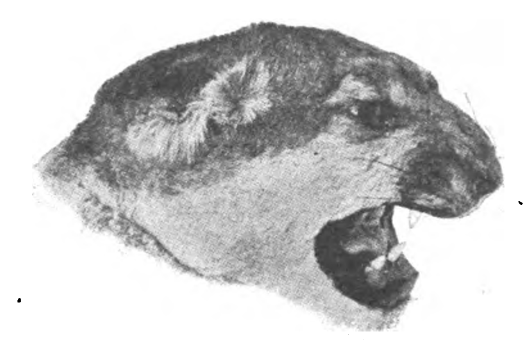
Die Meute Goff's, aus acht Jagdhunden und vier mächtigen Fangdoggen bestehend, war von bewundernswerther Schulung. Das reichliche Rothwild (die Lieblingsbeute des Puma), die Elche und Antilopen, Wölfe und Kaninchen ignorirten sie, um sich vollständig den Fährten der kletternden Raubthiere, der Bären, Pumas und Luchse (Bobcat) zu widmen. Die Jagdhunde haben den Kuguar zu erspüren, aufzuscheuchen und auf einem Baum so lange festzuhalten, bis ihr Gebell den Jäger herangerufen hat; besonders der kolossale Hund Jim zeichnete sich dadurch aus, daß er selbst bei stundenlanger Verfolgung die Jäger durch sein Gebell auf der Fährte festhielt. In diesem Gewirr von Klippen und Spitzen, wo Wild und Meute rasch dem Blick und bald auch dem Ohr entschwindet, ist das ferne Bellen die einzige Möglichkeit, sie wieder aufzufinden. Die Hunde hielten aber einen hoch getriebenen Puma selbst zwei bis drei Stunden mit Sicherheit fest, um die Jäger heran zu lassen. Goff hatte es schon fertig gebracht, sie einen Kuguar vom Abend bis zum Morgen bewachen zu lassen.

Die Fangdoggen, die sich bei den Jägern aufhalten, bis das Wild gefunden war, besaßen die Fertigkeit, in die niedrig verästeten Kiefern und Zedern dem Puma bis auf 30 Fuß Höhe nachzuklimmen, um ihn herauszutreiben. Besonders nöthig ist dies bei den Luchsen, die schwer aus den dichten Kronen zu holen und für die Hunde keine verächtlichen Gegner sind. Roosevelt erlegte unter vielen anderen Thieren zwei Luchsmännchen von 31 und 39 Pfund, während die erwachsenen Weibchen kaum halb soviel wiegen. Auf einen Baum getrieben, glotzten die Bobcats den nachrückenden Jäger an wie eine mißvergnügte Katze, ließen ihn jedoch bisweilen so nahe kommen, daß man Photographien aus zwei Meter Abstand nehmen konnte. Niemals nahm der Luchs den ihm in den Baum folgenden Jäger an, höchstens sprang er vom Wipfel mitten in den Knäuel der unten wartenden Hunde hinein.



Der amerikanische Puma ist sowohl an Aussehen als an Karakter widerspruchsvoll und unberechenbar. Wie seine röthlich-braun-graugemischte Farbe einerseits nahezu bis zum weißgrau, anderseits bis schwarzbraun wechselt, so zeigt er sich hier blutdürstig, wild und energisch, da feig und stupid. Ein Thier freilich, das von Britisch-Columbia bis Feuerland das Gebirge in allen Zonen und Höhen bewohnt, muß sich nach den Naturumständen, die es umgeben, stark verändern, um sich ihnen anzupassen. So wird der südamerikanische Kuguar, der Menschen selbst in der Nothwehr nicht angreifen soll, durch Hunde zur unbändigsten Wuth gereizt, während der Puma der Felsengebirge auch vor den Jagdhunden fast ausnahmslos ausreißt. Dagegen ist letzterer, besonders im Norden, dem Menschen jeweils gefährlich geworden, wahrscheinlich allerdings nur unter dem Zwang des Hungers. So wurde in Britisch-Columbia ein Matrose ganz ohne Veranlassung hinterrücks von einem solchen Thier angegriffen. Er trat die Bestie mit seinem eisenbeschlagenen Stiefel kräftig vor den Bauch und ließ sie ins Gras kugeln, aber sofort sprang ihm der Puma an die Kehle. Den Biß geschickt abwehrend, schleuderte der robuste Mann das Thier zum zweiten- und drittenmale ab, obwohl ihm die Linke dabei furchtbar zerbissen wurde. Beim fünften Angriff endlich gelang es dem Ueberfallenen, seinen Spaten zu packen und dem Puma nach kurzem Ringen den Schädel zu spalten.

Das muß ein Ausnahmethier gewesen sein, denn gewöhnlich ist der Puma selbst als Menschen- beziehungsweise Kinderräuber feig. Im Frühjahr 1886 gingen einige Kinder aus Olympia (Wash.) von der Schule nach Hause durch den Wald, als der älteste, zwölfjährige Knabe hinter ihnen ein Thier wie einen großen Fleischerhund trotten sah. Die Kinder beachteten den Reisebegleiter nicht früher, als bis ein Prankenhieb desselben einen etwas zurückgebliebenen sechsjährigen Jungen zur Seite

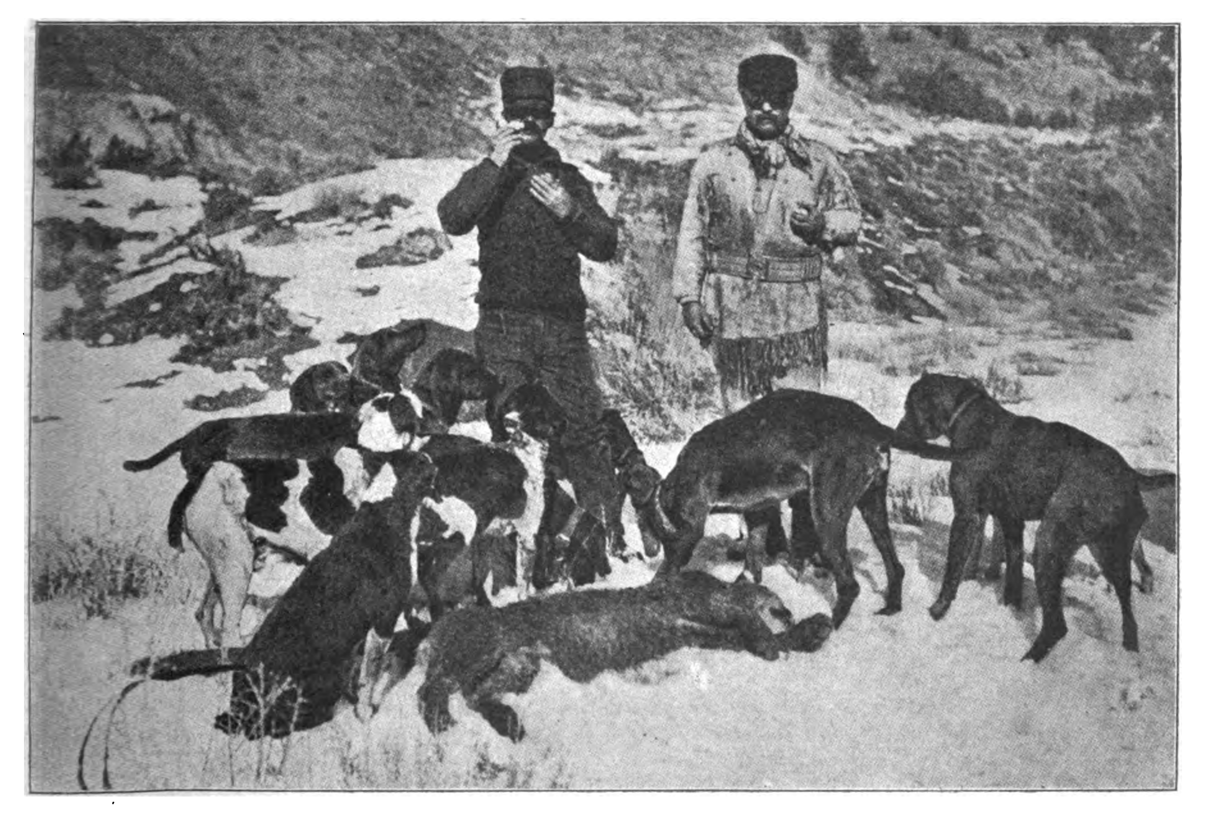


Ausgestopfter Kopf des größten erlegten Kuguars.

schleuderte. Sofort packte der Puma das Kind bei den Kleidern und verschwand damit im Gebüsch. Der große Knabe sprang ihm nach, zertrümmerte auf dem Kopf des Raubthiers eine leere Flasche und stieß mit dem in seiner Hand gebliebenen Scherben nach den Augen der Katze. Der Muth des kleinen Helden wurde belohnt, indem die Bestie vor dieser Attaque wirklich reißaus nahm.

Dem mit Hunden hetzenden Jäger gegenüber ist der Kuguar so harmlos wie möglich. Die Jagd, wie sie Roosevelt durchmachte, ist ganz ungefährlich, die auf die Bäume getriebenen Thiere ließen sich sogar in aller Ruhe „kodacken."

Das entspricht allerdings keineswegs der Kraft des Puma, der beim Verfolgen des Wildes 11 bis



Der erste erlegte Kuguar.

12 Meter lange Sprünge vollführt und vor den Hunden auf Aeste setzt, die 18 bis 20 Fuß vom Boden entfernt sind. Vielleicht ist es wirklich Feigheit, vielleicht wird der Kuguar von den Hunden so in Anspruch genommen und ist so verdutzt, daß er für den Jäger gar kein Auge hat. Goff, der 16 Jahre in den Felsengebirgen gejagt und 300 Kuguars erlegt hatte, ist von ihnen niemals angegriffen worden.

Am 14. Januar begann Roosevelt zu jagen, und nach einigem Umherspüren auf dem schneebedeckten, hindernisreichen Terrain nahmen die Hunde eine Fährte auf. Den Jägern, welche die Pferde am Zügel leiten mußten, war die Meute bald entschwunden. Aber nicht lange, so verrieth Jim's tiefe Stimme, daß der Kuguar bereits zum Aufbäumen gebracht war. Auch die Fangdoggen trotteten jetzt mit sichtlichem Eifer dem Operationsfelde zu, und sobald die Jäger in der Nähe des Baumes angelangt waren, versuchten die Hunde ihn zu erklimmen. Den ersten, dem es gelang, warf der Puma ohne Umstände wieder herunter. Die Jäger erblickte er erst, nachdem sie eine photographische Aufnahme gemacht hatten, und sauste dann mit einem gewaltigen Sprung über die ganze Meute hinweg einem anderen Baume zu. Auch von diesem flüchtend, wurde er von den Fanghunden gepackt, und bald wälzte sich die ganze Meute in einem Knäuel an der Erde. Die Hunde wären mit dem Thier, einem kleinen, alten Weibchen, wohl allein fertig geworden, um ihnen aber unnöthige Verletzungen zu ersparen, fing Roosevelt den Puma mit dem Jagdmesser ab. Während des Kampfes hatten die Jagdhunde sich klüglich darauf beschränkt, das Wild von hinten zu fassen.

Bald darauf wurde ein anderer Kuguar, diesmal von ungewöhnlich feiger Art, aufgespürt. Er suchte, von den Hunden verfolgt, Zuflucht in einer Felshöhle, die oben einen zweiten, für die Hunde unzugänglichen Eingang besaß. Sie konnten ihm also nur von unten beikommen, und in dem niedrigen, dunklen Eingang war es ihm ein leichtes, sie mit blutigen Köpfen zurückzuschicken. Einer der besten Hunde drang entschlossen in die Kluft ein, kehrte aber nicht zurück. Auch für die Jäger machte der niedrige Eingang und das tiefe Dunkel des Innern es unmöglich, selber die Höhle zu betreten, wie es die argentinischen Jäger in Südamerika zuweilen thun. Man beschloß den Puma auszuräuchern, um ihn durch den oberen Ausgang entspringen zu lassen und dann zu hetzen, aber er verschmähte die Flucht, kam an den unteren Ausgang und kauerte sich im Rauche des grünen Strauchwerks nieder, bis er erstickt war. Dieser unblutige Kampf kostete zwei Hunde, von denen der eine in der Höhle, der andere noch nachträglich verendete.

Eine der aufregendsten Jagden erlebte Roosevelt im Februar, als ihn seine beiden Begleiter schon verlassen hatten. Auf dem Wege nach dem Junipergebirge, wo es von Kuguars wimmeln sollte, fanden sie bald nach dem Aufbruch eine starke, aber schon 36 Stunden alte Spur. Die Hunde verfolgten sie lange Zeit bergauf, bergab bis an ein Kieferngehölz, wo Schwärme von Raben und Elstern anzeigten, daß der Räuber dort einen Hirsch geschlagen. Das Thier war inzwischen weiter flüchtig geworden, und es begann unter der sicheren Führung der Hunde eine wilde Jagd über Hügel, Berge, durch Schluchten und Ebenen, bis es den ausgezeichneten Hunden wirklich gelang, den Puma jenseits einer tiefen, schneerfüllten Schlucht auf eine Kiefer zu treiben. Während Türk und Queen, die beiden besten Fangdoggen, sich den Hügel hinaufarbeiteten, sprang das Thier von oben mitten zwischen die auseinanderstiebenden Hunde und kam, in eine Wolke von Schnee gehüllt, den Abhang hinuntergefegt. Erst auf einer steilen Klippe gelang es, ihn wieder zu stellen. Krummbuckelig, eine fauchende Riesenkatze, sah er auf die unter ihm wimmelnde Meute herab. Endlich, lange vor den Jägern, waren die beiden Doggen heran. Während Türk rathlos unter der Klippe stand, fand Queen einen Weg und arbeitete sich langsam hinauf. „Das ist ihr Tod," sagte Goff, „die Bestie bringt sie sicher um." Im nächsten Augenblick packte der Kuguar den Hund am Kopf, der sich ebenfalls festbiß, und ein Knäuel rollten die beiden mächtigen Thiere von der Klippe herunter. Der Puma riß sich los und sprang den Jägern, die er gar nicht sah, gerade entgegen. Queen, an der Spitze der Meute, ihm wieder nach. Mit unglaublicher Geschwindigkeit flog der Puma den Abhang hinauf, die Hunde weit zurücklassend. Er bäumte abermals auf und behauptete seinen Platz. Roosevelt, den Baum endlich erreichend, fand das Thier mit wogenden Flanken, augenscheinlich ganz erschöpft. Beim Schuß sprang es steil in die Höhe, aber bevor es die Erde erreichte, war es schon todt. Queen wurde bei diesem Renkontre erbärmlich zugerichtet.

Alle von Roosevelt erlegten Pumas hatten nur von Hirschfleisch gelebt. Sie stellen dem Rothwild mit großer Zähigkeit nach, und erst im Mai, wenn die Hirsche wandern, vergreift sich der Puma an den Herden. In Südamerika wird er den Pferden sehr gefährlich.

Die Weibchen übertreffen entweder an Zahl bei weitem die Männchen, oder sie verstehen es nicht so gut, sich der Verfolgung zu entziehen. Roosevelt fand unter den 14 Pumas, die er erlegte, nur drei männliche, die aber die Weibchen an Größe und Gewicht weit übertrafen. Das stärkste Thier wog 227 Pfund, das größte Weibchen nur 133.

Indianergeschichten.

Kein Knabe, dessen Herz nicht zu gewissen Zeiten höher geschlagen hätte, wenn von „Indianergeschichten" die Rede war. Was hier zu erzählen sein wird, klingt anders, als es in jenen Kinderbüchern zu lesen war. Wer in der wahren Indianergeschichte des XIX. Jahrhunderts blättert, findet darin nicht weniger Blut, Gewaltthat und Grausamkeit, als in den erfundenen Rothhauterzählungen der Bilderbücher, aber die Rolle des braunen und weißen Mannes ist vertauscht, die ganze Stellung der Weißen in Amerika, des Volkes der Gleichheit und Gerechtigkeit, gegen den seine Existenz und



seine Wälder vertheidigenden rothen Mann ist seit hundert Jahren nichts weiter gewesen als eine Kette von Mord, Blut und Vergewaltigung. Einige wenige Beispiele mögen für viele andere sprechen.

Die zum großen Klamathstamme gehörigen Modocindianer im nördlichen Kalifornien und südlichen Oregon waren einst der Schrecken der Weißen, die der Magnetismus des rothen Goldes nach dem Westen zog, und denen dabei die Rothhaut, die sich erfrechte, ihre Heimat zu vertheidigen, im Wege war. Der gegenseitige Haß führte zu wahren Kriegszügen, aber dem Völkchen der Modoc, die sich vor der Uebermacht in ihre Gebirgswüste zurückzogen, war mit Waffen nicht beizukommen. Endlich wurde 1873 ihr ganzes Gebiet umstellt und eine langsame Aushungerung veranstaltet. Auf die Unterwerfung folgte ein Akt angelsächsischer, jetzt in Südafrika sich wiederholender Gemeinheit. Die Häuptlinge wurden erschossen und alle übrigen in eine kleine Reservation des Indianerterritoriums gebracht. Nach 25 Jahren, versprach man ihnen, dürften sie in ihre Jagdgründe zurückkehren. Seit drei Jahren ist dieses Vierteljahrhundert verflossen, aber die Modoc sind noch nicht wieder heimgekehrt. Nicht weil sie, wie ihre Henker gehofft, allesammt in diesen 25 Jahren verhungert wären, o nein, es sind noch 13 Männer mit 65 Angehörigen übrig geblieben. Aber sobald auch diese letzten des Stammes sich zu ihren Vätern versammelt haben, wird den Modoc zweifellos die Erlaubnis gegeben werden zur Rückkehr in ihre heimatlichen — in die ewigen Jagdgründe.

Am Ufer des unteren Colorado, nahe den heutigen Grenzen von Mexico, fanden die spanischen Missionäre, die hier um 1777 ihre Thätigkeit entfalten wollten, einen mächtigen Stamm der Yumaindianer vor, die beide Ufer des Stromes bewohnten und weithin gefürchtet waren. Den Rothhäuten stand die Lehre der Franziskanermönche oder auch ihre Art, dieselbe zu verbreiten, nicht an, und sie jagten die Fremden, ohne ihnen sonst ein Leid zu thun, zum Lande hinaus. Es dauerte wirklich 40 Jahre, bevor sich ihnen von neuem Missionäre nahten. Damals wurden die Yuma noch auf 16.000 Männer geschätzt, sie ließen sich diesmal von den Segnungen der Zivilisation bethören und — es war um sie geschehen. Im Jahre 1847 errichtete Onkel Sam einen Militärposten am Ufer des Colorado und nannte ihn Yuma, heute liegt dort die heißeste und gefürchtetste Stadt der ganzen Union, aber die Yumaindianer sind bis auf ein Häuflein von 1500 Köpfen zusammengeschmolzen. Noch einige Jahre, und man kann auch von ihnen den letzten ins Museum stellen.

Zu den beim Anprall der europäischen Kultur zugrunde gegangenen Indianerstämmen gehörten auch die kunstreichen, fast in allen Zweigen der Technik erfahrenen Pueblos. Ihre festungsartigen, aus Stein und Mörtel erbauten, vielstöckigen Häuser sind besonders in Arizona gefunden. Sie waren von außen nur durch Leitern zugänglich, innen aber terrassenartig zu einem beschränkten Hofraum abgesetzt. Ein interessanter Fund im Thale des Beaver Creek in Kansas hat kürzlich den Beweis geliefert, wie weit sich diese Armen vor dem Ansturm der „Zivilisation," die ihnen vermuthlich vorkam, wie uns diejenige der Horden Dschengis Chans, geflüchtet haben, um ihre Lebensweise und ihre Sitten vor denen Europas zu retten. Von dem gewohnten Vorkommen der Pueblobauten in Arizona und Neu-Mexico hunderte von Meilen entfernt, sind die erwähnten neuen Funde am Beaver Creek dennoch unzweifelhaft echte Pueblobauten, außer der karakteristischen Bauart der Häuser zeugen auch die aufgefundenen Hausgeräthe davon. Es gibt aber sogar alte spanische Urkunden, welche bezeugen, daß im XVII. oder XVIII. Jahrhundert die Taosindianer, ein bekannter Pueblostamm, vom oberen Rio Grande weit nach Osten in die Büffelebenen flüchteten und sich ein befestigtes Dorf bauten, das die Spanier Cuartelejo nannten. Eben dieses Dorf ist nun, nach vielleicht hundertjähriger Verschüttung durch Sand und spätere Bauten, wieder aufgefunden.

Von ihren gleichzeitig als Leib- und Seelsorger funktionirenden Medizinmännern und Zauberern scheinen die Indianer um kein Haar besser behandelt zu werden, als die Jünger Mohammed's, Brahma's oder Buddha's von ihren Priestern, über deren Streiche oben mehrfach berichtet wurde. Die kürzlich von einem Missionär unter den Sioux, P. Aemilius Perrig, im Globus mitgetheilten „Bekenntnisse eines Dakotamedizinmannes" sprechen in dieser Hinsicht Bände. Sie sind von einem Siouxmedizinmanne Sungila so niedergeschrieben, wie sie ihm von einem alten Kollegen, dem Zauberer Nagpagika (Marder), mitgetheilt wurden, der bei einer Krankenheilung von ihm schmählich überlistet wurde und es dann für besser hielt, sich seinen jungen Kollegen durch rückhaltlose Offenheit zu verpflichten, als ihn sich zum Feinde zu machen.

„Solange ich lebe," begann der Alte seine Eröffnungen, „habe ich noch keinen so mächtigen Medizinmann gesehen, wie du bist. Wahrhaftig du hast Wunderkraft. (Sungila hatte den Alten durch eine kindlich einfache List übertölpelt.) Darum möchte ich von nun an mit dir in Freundschaft leben, denn du hast mir heute großen Schrecken verursacht. Bis jetzt habe ich jeden, der mir widerstand, beiseite geschafft, denn das vermag ich. Darum habe ich auch niemand für mächtiger gehalten und mich vor niemandem gebeugt. Nun aber hast du, mein Freund, mir Bewunderung abgezwungen, und so will ich feste Freundschaft mit dir schließen. Darum will ich dir auch mein Geheimnis und die Art und Weise offenbaren, wie ich die Menschen tödte. Dir soll nichts verborgen bleiben, aber erzähle du es keinem weiter, wie auch ich es niemand außer dir verrathen werde.

„Zaubern kann ich nicht, aber zwei Gifte habe ich mir zurecht gemacht und wie ich das angestellt, das will ich dir jetzt erzählen. Das eine Gift verschaffte ich mir in folgender Weise. Ich spießte tödlich giftige Skorpione mit einem spitzen Stäbchen, und wenn das letztere voll war, ließ ich sie eintrocknen und zermalmte sie dann zu Pulver. Ferner verschaffte ich mir den giftigen Speichel der Klapperschlange, den ich auf einem Stein eintrocknen ließ, abschabte und mit dem Skorpionpulver

mischte. Dieses Gift tödtet die Menschen sehr schnell. Das andere Gift — es folgt nun die Beschreibung einiger so widerlicher Prozeduren, daß sich dieselben hier nicht wiedergeben lassen — ließ die Menschen, denen ich es eingab, langsam hinsiechen.

„Hatte ich nun den Entschluß gefaßt, einen aus der Welt zu schaffen, so setzte ich mein Vorhaben so ins Werk. Ich that sehr freundlich mit dem Manne und erwies ihm alle Ehre. Wir lebten zusammen und schliefen zusammen. Wenn wir dann unter einer Decke lagen, und er fest eingeschlafen war, so schüttete ich ihm, je nachdem ich seinen schnellen oder langsamen Tod beabsichtigte, von dem einen oder dem anderen Gifte in den Mund. In dieser Weise wurde niemand etwas gewahr, weder der Mann selbst, noch andere, die im Hause schliefen. Zuweilen mischte ich auch das Gift in Speise oder Trank, wenn mein Opfer danach verlangte. Doch dies war ein gefährliches Unterfangen, da man mich möglicherweise beobachten und auch jemand anders zufällig vergiftet werden konnte. Allein wenn alles gut überlegt war, ging es auch.

„Gar vielen Menschen habe ich so ein frühes Ende bereitet, allein keinem Sterblichen habe ich es offenbart, wie ich das zuwege bringe. Sage auch du es niemand, sonst könnte es einem einfallen, dasselbe Gift zu bereiten und mich und dich aus dem Wege zu schaffen. Dir will ich einen Theil meines Giftvorrathes geben, dann magst du auch Unheil verbreiten, wie ich es gethan habe."

Viele Medizinmänner, fügt zu den Bekenntnissen dieses Musterknaben Pater **Perrig** hinzu, sind wirklich mitleidige Menschen und um die Kranken bemüht, aber weit zahlreicher sind die, denen es um die Heilung gar nicht zu thun ist. Diese hassen das Christenthum und die Missionäre und hetzen gegen sie hauptsächlich deshalb, weil die Heilkunst der Priester ihre Erwerbsquelle versiegen läßt.

Im Gegensatz zu dem raschen und sicheren Untergang der Indianer in den Vereinigten Staaten haben dieselben in Mexico, wo sie einer indolenten, unthätigen und dabei im Grunde gutmüthigen Bevölkerung gegenüber stehen, noch recht gute Existenzbedingungen. Nach den Untersuchungen von Dr. **Fr. Starr** beläuft sich der Stamm der Tarascaner im Süden Mexicos, einst ein stolzes, unabhängiges und mit den Azteken häufig in Fehde liegendes Volk, heute noch auf 250.000 Seelen. Im ganzen dürfte Meriko noch gegen sieben Millionen Indianer besitzen. Sie sind bis auf einige zurückgebliebene Stämme intelligent, fleißig, ja industriell. Die verschiedenen Industriezweige, unter denen vor allem die Töpferei und Weberei bemerkenswerth ist und sogar am Export theilnimmt, konzentriren sich innerhalb der einzelnen Stämme auf bestimmte Gebiete. In manchen Beziehungen zehren sie freilich heute noch von der untergegangenen Kultur ihrer Vorväter. So sind bei den Otomis alle Frauen eifrige Spinnerinnen und man sieht sie selbst auf der Straße oft mit dem Steinwirtel, dem ältesten Spinnrocken der Welt, arbeitend. Diese Wirtel aber werden nicht von ihnen selbst angefertigt, sondern es sind auf dem Felde gefundene antike. Berüchtigt durch ihre Dummheit und durch ihren niedrigen sittlichen Stand sind die Mirus, die die unwirthlichsten und unzugänglichsten Gebiete der Gebirgswüsten bewohnen, und bei denen noch vor 50 Jahren Kannibalismus geherrscht haben soll.

Land und Leute in Mexico.

Mexico ist das Land der Sonne, der Palmen im nördlichen Amerika, das Italien der westlichen Landfeste. Obwohl nach Vera Cruz, als dem Haupthafen, eine deutsche und eine französische Dampferlinie in drei, beziehungsweise vier Wochen fährt, so ist doch der Weg über New-York mehr zu empfehlen, einmal um die 7 bis 8 Monate im Jahre als Fieberhöhle verschrieene Küstengegend bei Vera Cruz zu vermeiden, dann wegen der schnelleren und interessanteren Reiseroute. Von New-York aus erreicht man in sechs Tagen nach einer überaus wechselnden Eisenbahnfahrt die Hauptstadt Mexico, nachdem bei Laredo am Rio Grande, dem Grenzfluß zwischen Mexico und den Vereinigten Staaten, die Zollabfertigung überstanden ist. Dies letztere Geschäft vollzieht sich, wenn man nicht gerade den Schein eines Banditen oder gewerbsmäßigen Schmugglers auf sich ladet, ohne Schwierigkeiten, die Zöllner sind höfliche Leute, und zumal mit einigen liebenswürdigen Redensarten auf Spanisch kommt man ungeschoren durch ihre Hände.

Groß sind die Gegensätze — sowohl des Landes als der Bevölkerung — zwischen der Union und Mexico. Dort das geschäftige, egoistische, von Maschine zu Maschine eilende Volk der Yankees, hier ein indolentes, träumerisches, übertrieben höfliches Wesen, Leute, die glücklich sind, sobald sie, die Zigarre zwischen den Zähnen, dem melancholischen Gesang ihrer Barden mit dem obligaten Guitarrengeklimper dazu lauschen können. Schon auf dem ersten Bahnhof tritt einem die ganze Bevölkerung in ihren Schattirungen vor Augen. Jeder Mexicaner hat im Gürtel den Revolver, ja kleine Bürschchen, die beinahe noch im ersten Höschen herumlaufen, erscheinen mit winzigen Miniaturrevölverchen und dem breitrandigen, schattenspendenden Sombrero, der ein ebenso unumgängliches Requisit des mexicanischen Mannes zu sein scheint, wie Zigarre und Revolver.

Zu den Hauptzügen der Bevölkerung gehört die republikanische, alle Standesunterschiede verwischende Gesinnung. Der Hidalgo in seinen goldstrotzenden Kleidern marschirt würdevoll durch die Straßen, Arm in Arm mit dem halbnackten Indianer, und ebenso kordial wandelt die Sennorita in ihren buntgestickten Perkalgewändern neben der braunen Bettlerin, deren zerfetzte Kleider nur durch ein Wunder noch auf dem Leibe haften. So ist's in der Hauptstadt, so in den kleinen Landstädtchen. So wandelt Reich und Arm, Graf und Bettler abends auf den Alamedas, den großen Parkplätzen, die auch der geringste Ort besitzt, lauscht der Musik einer Militär- oder Liebhaberkapelle und athmet unter Zitronen-, Orangen- und Lorbeerbäumen die balsamische Abendluft. Man lebt wie



in einer Märchenwelt: die Milde des Klimas, der schwere Blüthenduft, die hinreißenden Tänze, die verführerischen Mantillas, die harmonische kastilische Mundart, dazu die ausgesuchte Höflichkeit der Bewohner, alles macht auf den europäischen Ankömmling einen berauschenden Eindruck, der auch durch die erbärmlichen Hotels nicht sehr beeinträchtigt werden kann, zumal es unter den vielen unsauberen und unordentlichen Gasthäusern doch auch einige gut geleitete gibt. Um von den leiblichen Genüssen des Landes auch ein paar Worte zu sagen, ist das Haupt- und Nationalgericht der »Mole de Guajolote«, ein sehr pikantes, aber gutes Essen, das aus einem in einer Brühe von Tomaten, Zwiebeln, Paprika und spanischem Pfeffer gekochten Truthahn besteht. Als Getränk dient in erster Linie der »Pulque«, den man aus der Maguey-Agave gewinnt. Diese auf trockenen Ebenen gedeihende Saftpflanze wird des mittleren Blätterbündels, ihres Herzens, beraubt, so daß in der Pflanze eine ziemlich große Vertiefung entsteht, die sich rasch mit Saft füllt. Binnen 24 Stunden scheidet eine kräftige Pflanze 200 bis 300 Kubikzoll (3½ bis 5 Liter) trüben Saft aus, der mit Kalebassen ausgeschöpft und in Ledersäcken nach der Stadt geschafft wird. Da die Agaven trotz der jährlichen Verstümmelung sieben Jahre lang fleißige Saftproduzentinnen blieben, so ist eine größere Agavenplantage kein übles Geschäft. Ein wenig gegohren gibt der Saft ein weinartiges Getränk, dessen Geschmack die Mitte zwischen Apfelwein und saurer Milch hält, mit einem leichten Beigeschmack von faulem Fleisch, den man erst überwinden muß, um zum Genuße des erfrischenden, stärkenden, leider auch sehr berauschenden Getränkes zu kommen.

Die Hauptstadt Mexico hat bei 365.000 Einwohnern 926 Pulqueschänken, die allwöchentlich die Schauplätze der schlimmsten Verbrechen sind, da hier jeder Streit in Messerstecherei ausartet.

Zum »Mole de Guayolote« und zum »Pulque« gehört als dritter Genuß die »Tortilla«, eine Art Maiskuchen. Brot ißt man in Mexico sehr wenig, neben den 926 Pulquerias werden in der Hauptstadt nicht mehr als 35 Bäckereien, 29 Zuckerplätzchenfabriken und 310 Schlächtereien gezählt, so daß eine der größten Tageszeitungen kürzlich mit Recht bemerkte: „Der Tag, an dem das Volk weniger Pulque und Tortillas und mehr Brot und Fleisch konsumiren würde, würde den Anfang einer neuen Fortschrittsära für das Land bedeuten.“ In den Gebirgsgegenden, den einsamen Wald- und Felddörfern ist ein Stück Brot ein Luxusartikel, und man ist glücklich, wenn man nur trockene Tortillas zur Genüge hat.

Bei der Weiterreise nach Süden vom Rio Grande überschreitet die Bahn den als Sierra Madre bekannten östlichen Zweig der mexicanischen Kordillere. Die amerikanischen Ingenieure haben hier der Anlage von Tunneln die kühnsten Kurven, Steigungen und verwegene Brückenbauten vorgezogen, wenn auch die Länge der Bahn dadurch ins Maßlose gewachsen ist. Unsere Wagen dürften beim Passiren derartiger Kurven einfach aus den Schienen springen. Gleich das erste Städtchen und nach ihm alle folgenden machen den Reisenden mit zwei Erscheinungen bekannt, die für diese Orte karakteristisch sind: die weißgetünchte, katholische Kirche und die Plaza de toros, die Arena der Stierkämpfe.

Die großen, hauptsächlich Mais tragenden Felder sind meist mit Hecken des Riesen- oder Orgelkaktus eingefaßt. Auch der als Tuna bekannte, im Wappen Mexicos befindliche Kaktus, der in verschwenderischer Fülle die erfrischenden Tunafeigen hervorbringt, wächst auf dem dürren und steinigen Boden ohne Pflege und gibt im Verein mit Klima und Bevölkerung dem Lande seinen südlichen Anstrich. Obwohl etwa viermal so groß wie Frankreich, besitzt Mexico doch nur 14 Millionen Bewohner, von denen kaum ein Fünftel Weiße und Kreolen (im Lande geborene Spanier) sind, mehr als die Hälfte sind Mestizen, über ein Drittel Indianer.

Ein bemerkenswerther Zug des Mexicaners ist seine tiefe, wenn auch auffallend an den Aeußerlichkeiten des Kultus klebende Religiosität. Des Niederknieus, lauten Gebets, der gegenseitigen Bekreuzung, Heiligenanbetung u. s. f. ist kein Ende. Die Heiligenbilder sind von einem erschrecklichen Realismus. Man sieht sie bekleidet mit Hosen und intimeren Gewändern, die Madonna möglichst nach der neuesten mexicanischen Mode, mit echtem, einem schwarzköpfigen Indianer abgenommenem Haar, die Kirchen sind in den größeren Städten imposant und prächtig, aber keine kommt der im spanischen Renaissancestyl gebauten Kathedrale von Mexico gleich.

Die Hauptstadt ist bekanntlich auf den Trümmern der alten Haupt- und heiligen Stadt des Aztekenreiches, des wasserumgebenen Tenochtitlan erbaut, und unter den Mauern der Kathedrale liegen die Grundschwellen des größten Teocalli der alten Bewohner, die ihren spanischen Schlächtern ebenso an Alter der Kultur als wahrer Gesittung überlegen waren.

Erst vor kurzer Zeit ist durch Zufall bei den Kanalisirungsarbeiten in der Straße »Calle de las Escarillas« der alte berühmte Tempel des Huizilopochtli wieder aufgefunden und theilweise blosgelegt. Es war zur Zeit des Cortez ein gewaltiger Teocalli, den 48 Kapellen der verschiedenen Gottheiten in einem Kranze umgaben. Zwei der zuerst geöffneten Räume wurden festgestellt als die Kapellen der Todesgöttin Teoyanique und des Götzen Checatl, des Beherrschers der Lüfte. Die Idole der beiden Gottheiten und eine Reihe gut erhaltener Steinfiguren wurden ebenfalls aufgefunden. Auch Goldschmuck, Ohrgehänge, Wachskerzen, Amulette aus seltenen Steinen, Räucherpfannen und andere Kultusgegenstände wurden gefunden. Auch von den düsteren Geheimnissen der aztekischen Gottesdienste wurden unheimliche Spuren aufgefunden. Schon am dritten Tage entdeckte man einen Tunnel, in dem man Treppenstufen und Reste einer Wendeltreppe, dabei aber eine große Anzahl von Kinderschädeln fand.

Das heutige Mexico ist eine moderne Stadt mit großartigen Entwässerungsanlagen und einem Netz von Straßenbahnen, welches erst kürzlich für

den elektrischen Betrieb umgebaut ist, vorher aber mittels Mauleseln als Zugthieren unterhalten wurde. Es dient nicht nur den bei uns üblichen Zwecken. Mit Spezialwagen bewerkstelligt man Spazierfahrten, Picknicks, Warentransporte, Wohnungswechsel und Leichenbegängnisse. So ein Begräbniskorso von einem geputzten Leichentramway und einigen „Funebre-Cars" für das Gefolge, im strammen Galopp durch die Straßen jagend, sieht sehr betrachtenswürdig, wenn auch nicht sehr feierlich aus. Die gegenseitige, wahrscheinlich vom Gedränge der Fußpassanten übernommene Anrempelung haben sich leider die „Elektrischen" auch in Mexico bereits angewöhnt.

Die Stelle der Cafés, die in Mexico nicht existiren, vertreten die den amerikanischen Salonbars nachgeahmten und von ihnen auch die löbliche Gewohnheit des Freelunch übernehmenden Kantinen, wo man die ebenfalls in den Vereinigten Staaten erfundene Auswahl wunderbarer Schnapsmischungen, Eisgetränke und kaltes Buffet genießt. Es gibt übrigens sehr gute, im Lande gebraute Biere. Die Eisversorgung der größeren Städte geschieht aus den Gebirgen, wo freilich keine gefrierenden Seen oder Gletscher zur Verfügung stehen, aber dafür ein altes und sinnreiches Verfahren der natürlichen Eisproduktion stark ausgeübt wird.

In der Kordillere von Mexico fand Howarth, wie er berichtet, in einem der höchsten Thäler des Staates Oaxaca in 2500 Meter Höhe eine blühende Eisindustrie vor. Wie man in Indien poröse irdene Schalen auf Reisstroh der nächtlichen Verdunstungskälte aussetzt, so werden hier zahlreiche Holztröge mit Wasser während der Winternächte auf den Erdboden gesetzt. Die Wärmeausstrahlung gegen den heiteren Himmel läßt eine Eisschicht, wenn auch nur von der Dicke eines Zentimeters entstehen, die morgens in eine Erdhöhle geschüttet und mit Stroh bedeckt wird. Mit der Zeit gefriert das täglich höher angehäufte Eis der Gruben zu einem festen Block, man schneidet es in Stücke und sendet große Ladungen davon in die Städte hinab.

Den größten Antheil an der Nahrungsmittelversorgung von Mexico haben die Straßenhändler. Aber auch andere Dinge werden sehr viel auf der Straße gehandelt, die Holzkohlen, die auf langen Eselskarawanen in die Stadt gelangen, die Lotterielose, die gern gekauft werden, da täglich Ziehungen stattfinden. Den Gipfel des Lebensgenusses aber bilden, genau wie in Altspanien, die Stiergefechte.

Da sieht man nicht selten bis zu 10.000 enthusiastische Zuschauer um die Arena versammelt. Ist der Stier recht kitzlich und führt der Toreador eine gute Klinge, so steigert sich das Entzücken der Menge bis zum Wahnsinn. Die Zuschauer schleudern ihre Schmucksachen, Sonnenschirme, Spazierstöcke, ganze Hände voll Piaster in die Arena; Damen, die nichts mehr zu werfen hatten, wenn sie nicht ihre Kleider ausziehen wollten, warfen dem Matador unter den Ausbrüchen des höchsten Entzückens wenigstens ihre zierlichen — Stiefelchen an den Kopf. Weh aber dem Toreador, der nicht hält, was man von ihm verlangt! Kaum ist die Polizei imstande, die vollständige Demolirung der Arena zu verhindern, deren Trümmer dem Unseligen, der nicht auf der Höhe seines hehren Berufes steht, erbarmungslos um die Ohren fliegen. Es ist einmal ein närrisches Volk, das hier unter dem Blau eines südlichen Himmels die Verschmelzung von Spanien und Westindien gezeitigt hat.

Auf chilenischen Grenzpfaden in Valdivia und Patagonien.

Zwischen Argentinien und Chile spielt seit langer Zeit ein heißer Streit um die Landesgrenze. Als dieselbe früher gleichlaufend mit der Hauptkette der Kordillere und der Wasserscheide zwischen dem atlantischen und pacifischen Stromsystem festgesetzt wurde, waren die Anden noch ein unbekanntes Gebiet, und man ahnte nicht einmal, daß die obigen Merkmale der festgesetzten Grenze, Kordillerenkamm und Wasserscheide, auf große Strecken überhaupt nicht dasselbe sind.

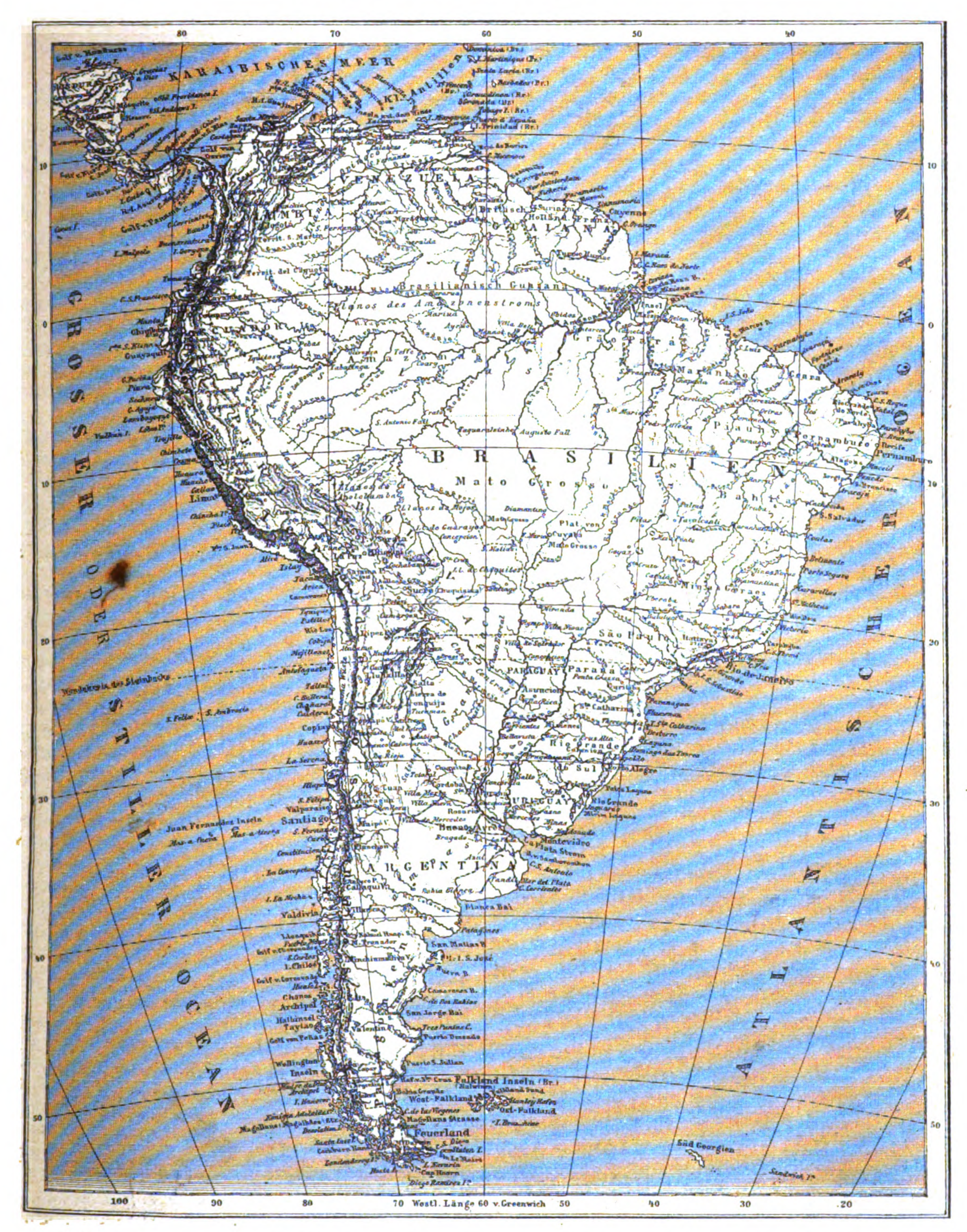
Besonders im Süden aber ist es so. Die meisten hier entspringenden und zum Stillen Ozean strömenden Flüsse haben ihre Quellen östlich von der Kordillere und brechen in tiefen, kanonartigen Flußthälern durch dieselbe hindurch. Und gerade die Quellgebiete dieser Ströme sind von größerem Werthe als die Gebirgskette selbst. Ihnen fehlen sowohl die übermäßigen, fiebererzeugenden Niederschläge der Anden, als die unfruchtbare Dürre der patagonischen Pampas, und da diese Gegenden nur 400 bis 600 Meter hoch liegen, so sind sie Sommer und Winter gleich gut bewohnbar.

So gerieth das Geschäft der Grenzfestsetzung zwischen Chile und Argentinien in große Schwierigkeiten, und es wurden besonders in der zweiten Hälfte des letzten Jahrzehntes zahlreiche Expeditionen in das unwegsame Gebirge entsandt, um die Verhältnisse zu klären. Ihnen verdanken wir die ersten zuverlässigen Nachrichten über die Natur und Flora der Andes in den Gebieten etwa vom 41. Breitengrad südlich. Einer solchen Expedition, die sich vor wenigen Jahren in der Kordillere von Valdivia bewegte, und über deren Verlauf Dr. W. Neger in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" berichtet, folgt die nachstehende Schilderung.

Die klimatischen Verhältnisse sind die denkbar ungünstigsten in diesen Breiten. Vom Westfuße der Anden über den Kamm hinaus bis an den Rand der patagonischen Ebene bedecken Urwälder den Boden; der Sommer währt nur drei Monate, die von tage-, ja wochenlangen Regengüssen erfüllt werden, den Rest des Jahres machen endlose Schneestürme den Aufenthalt in Höhen über 1000 Meter unmöglich.

Menschliche Niederlassungen sind außerdem so selten, daß die Verproviantirung auf große Schwierigkeiten stößt. Die aus 25 Mann bestehende Karawane führte deshalb, außer zwei Reitthieren für jeden Begleiter, 60 schwerbeladene Mulas mit Proviant, Instrumenten, Zelten u. s. w. mit.

Uebersichtskarte von Süd-Amerika.



Theils durch offenes, parkartiges Gelände mit vielen Indianerniederlassungen, theils durch Urwaldstrecken wurde nach drei Tagen der herrliche See von Villarica erreicht, der schönste See von Chile, an dessen Ufern vor 400 Jahren die reiche Spanierstadt Villarica von den Araucanern dem Erdboden gleich gemacht wurde, um nie wieder zum Leben zu erstehen. Im Jahre 1841 setzte der im See sich spiegelnde Schneedom gleichen Namens, dessen Gipfel jetzt nur noch leichte Rauchwolken entsendet, die am See wohnenden Indianer durch einen furchtbaren Ausbruch in Schrecken. Ungeheure Felsblöcke wurden ausgeworfen, Asche fiel weithin über die Wälder und der See wallte auf

unter der Gluth des in ihn ergossenen Lavastromes. Die Indianer sind schon in diesen, der Küste noch so nahen Gegenden wenig vertrauenerweckend und erwiesen sich für die Reitthiere der Expedition gefährlicher als die gefürchtete Raubkatze der Wälder, der Puma. Nach einigen Rasttagen, die zur Wiedererlangung der bereits jetzt gestohlenen Pferde benützt wurden, ging die Karawane weiter nach Osten, nächtigte am anderen Ende des Sees in dem äußersten Vorposten chilenischer Kultur, der Niederlassung Pucon, zum letztenmal unter festem Dache und betrat dann die unwirthlichen Regionen der Bergwälder.

Enger rückten die Berge zusammen, wilder wurde die Natur, und nach einigen Tagereisen stand die Expedition am Fuß eines gewaltigen Felsmassivs, das nirgends die geringste Möglichkeit offen zu lassen schien, seinen vom Kondor allein bewohnten Zinnen sich zu nähern. Am Fuße dieses, die Wasserscheide bildenden Gebirgsstockes trennte sich die Expedition, und ein Theil, dem sich der oben genannte Berichterstatter anschloß, erklomm auf einem, vielleicht seit Jahrzehnten nicht mehr benützten und in Vergessenheit gerathenen Indianerpfad zunächst eine ausgedehnte, 1000 Meter hoch liegende Wiesenfläche inmitten des hohen Waldes. „Bei diesem Aufstieg," schreibt Neger, „hatte ich Gelegenheit zu sehen, was man Kordillerenweg nennt.

Arglos verläßt der Reiter an der Grenze des Baumwuchses den Wald, der mit seinem undurchdringlichen Dickicht die gefahrdrohenden Stellen mitleidig verhüllte, und steht plötzlich auf einer stark geneigten Fläche von nacktem Felsboden, die sich in einen schauerlichen Abgrund fortsetzt. Ein einziger Fehltritt des Pferdes, das freilich jeden Schritt bedächtig ausprobirt, macht eine Katastrophe unvermeidlich. Um so herrlicher ist die Aussicht auf die umgebende Bergwelt, auf die in den blauen Aether ragenden, am Fuß von dunklem Grün bekleideten und von leichten Dampfwölkchen gekrönten Gipfel der schnee- und eisbedeckten Vulkanriesen, und nur zu groß ist die Gefahr, daß das bezaubernde Naturbild die bei jedem Schritt gebotene Vorsicht vergessen läßt."

Von dieser Waldblöße aus, wo das Lager für einige Zeit aufgeschlagen wurde, begannen die Vermessungsarbeiten. Oft mußte der Urwald mit seinen 2 bis 3 Meter dicken Stämmen in weitem Umkreis niedergeschlagen werden, um entfernte, trigonometrisch nothwendige Bergspitzen bloßzulegen, bald wurde es erforderlich, diese Spitzen selber zu erklimmen, um die natürlichen Grenzen von oben übersehen zu können. Dann galt es, durch undurchdringliche Dickichte von Chusquea Coulen (einer Bambusart) und Drimys Winteri, welche nahe der Baumgrenze durch eine spalirartig wachsende Buche (Fagus pumilio) abgelöst werden, Schritt für Schritt mit dem Urwaldmesser, der Machete, den Weg zu erkämpfen, bis oft erst nach einigen Tagen die obere Waldgrenze erreicht ist, und die schweren Instrumente auf halsbrecherischen Wegen zum Gipfel befördert werden können. Von den vertrockneten Scheiden der Bambusrohre lösen sich bei jedem Hiebe des Messers tausende von Kieselnadeln los, die, in die Haut dringend, böse Entzündungen verursachen, und ist der Geodät endlich auf der Spitze, so beginnen erst die größten Leiden seines Berufes.

Es sind meist mehrere Tage erforderlich, um die nöthigen Messungen vorzunehmen, und inzwischen ist er nicht nur der in diesen Höhen furchtbaren Sonnengluth, dem verzehrenden Durst und der nächtlichen Kälte schutzlos ausgesetzt, sondern auch der fürchterlichsten Plage der schneefreien Andeshöhen, den kleinen Bremsen. Blutgierig fallen sie in Myriaden über den Aermsten her, dem sie Augen, Ohren, Nase und Hände zerstechen, und der keine Mittel hat, sich ihrer zu erwehren, denn vor Zigarrenrauch oder ähnlichen Schreckmitteln haben sie nicht den geringsten Respekt. Nur eine Instanz gibt es, gegen welche diese Blutsauger nicht kämpfen können, der mit elementarer Gewalt über die Kämme und Spitzen brausende, nachmittags zum Sturm anwachsende Westwind, der durch die Temperaturverschiedenheit, der heißen Pampa im Osten und der kühlen Küstenwälder im Westen, erzeugt wird. Aber leider wirft er dem Beobachter auch die Instrumente um und vereitelt das Arbeiten, so daß man ihm die abscheulichen Bremsen noch immer vorziehen muß.

Der Grund für die Anwesenheit dieser Millionen von Insekten in so bedeutenden Höhen ist der erstaunliche Blumenreichthum der Bergwiesen oberhalb der Baumgrenze, deren wundervolle Farbenpracht das sonst recht düstere Landschaftsbild nicht wenig verschönt.

Mit Sonnenuntergang verschwinden die Plagegeister, der Wind erstirbt, und dem Ermüdeten winken ein paar Stunden der Ruhe und des Schlafes im Freien, kaum gegen die Feuchtigkeit nothdürftig geschützt. Aber noch bevor das Sternbild des südlichen Kreuzes in der Morgendämmerung erblaßt und die riesigen Kegelberge von dem magischen Schein der Frühsonne purpurn erglühen, erhebt sich aus den nächtlicherweile erkalteten Ebenen Argentiniens ein schneidender, Mark und Bein durchdringender Ostwind, der nur vor einem Regenguß oder Schneesturm auszubleiben pflegt.

Wunderbar muthet den Reisenden in diesen Gegenden der Unterschied der ganzen Erscheinung zwischen der chilenischen und der östlich von der Wasserscheide verlaufenden argentinischen Kordillere an. Soweit die wasserreichen, vom Stillen Ozean aufsteigenden Westwinde reichen, reicht auch die Zone des Urwaldes, aus der die Hochgipfel mit weißen Häuptern und grünen Matten auftauchen. „So sehr der Anblick dieser Waldwildnis," sagt unser Gewährsmann, „das Auge des Naturfreundes befriedigt, so feindselig wird sie für denjenigen, welcher in ihr richtungslos umherirrt. Hohe Berge und ein dicht geschlossenes Laubdach ermöglichen ihm oft nicht, sich nach der Sonne zu orientiren. Ausgedehnte Bambusdickichte und tiefe, nächtlich finstere Schluchten, in welchen ein Chaos von Jahrhunderte alten bis ans Mark vermoderten Baumriesen den Wanderer bis an die Brust in morsche Holzmassen oder von Feuchtigkeit triefende Moospolster einsinken lassen, machen es unmöglich, eine Richtung beizubehalten."

Und unmittelbar und übergangslos schließt sich an diese tropische Ueppigkeit ein ungeheures, von Sand und Geröll bedecktes Hochplateau, aus welchem Kegelberge auftauchen, die mit quaderförmigen Basaltmassen gekrönt sind und mit ihren Erkern und Zinnen aussehen, wie die verfallenen Burgen eines alten Gigantengeschlechtes. Zwischen ihnen und auf ihnen liegt ein ungeheures Wirrsal basaltischer Säulen, Blöcke und Würfel, stehend und gestürzt, kreuz und quer, als hätten Riesen mit ihnen Fangball gespielt.

Nichts deutet die natürlichen Grenzen von Chile und Argentinien in dem südlichen patagonischen Theil der Andes so unwiderleglich an wie dieser plötzliche Wechsel der Bergformen, der Pflanzenwelt und des Klimas. Das geschilderte Hochplateau geht weiter östlich in ein System von Platten oder „Tischen" über, zwischen denen tiefe und steile Flußthäler mit spärlicher Vegetation viele hundert Meter tief eingegraben sind. Wo ihre Abhänge weniger schroff sind, haben sich zuweilen malerische Zypressenwälder angesiedelt, unten in den Thälern aber bietet reicher Graswuchs Nahrung für die Herden verwilderter Rinder, die sich hier aufhalten und dem Reisenden gefährlich werden können.

Die Hochebene ist größtentheils von steppenartiger Vegetationsarmuth. „In einsamer Majestät aber thront auf luftigen Höhen der König der Andenbäume, die Araucaria imbricata, welche indessen in feuchteren Regionen, wie auch in unmittelbarer Nachbarschaft der Wasserscheide gewaltige Wälder bildet.

Keines Fahrzeuges Geräusch unterbricht in diesen unbevölkerten Thälern je die feierliche Stille der Urwaldseen, deren weltvergessene Schönheit in früher Morgenstunde unvergleichlich ist, wenn in ihrer klaren Fluth die schneebedeckten Häupter der Vulkanriesen und der düstere, sie umrahmende Wald mit den vom Alter gebleichten Stämmen sich spiegelt ... Der langgezogene klagende Ruf der Huala, eines entenartigen Vogels, welcher in seiner Melancholie sehr gut zu der ernsten Ruhe des antarktischen Waldes paßt, das Rascheln eines Coipus (einer Art Fischotter) im Uferdickicht, das Schwirren winziger Kolibris vor leuchtenden Fuchsinblüthen, das sind die spärlichen Pulsschläge thierischen Lebens in der andinen Bergwelt, welche in seltsamem Kontrast zu der üppigen Entfaltung der Pflanzenwelt stehen. Nur während weniger Wochen bringen lärmende Scharen von Papageien Leben in die Waldeinsamkeit; sie suchen diese Gegenden zur Zeit der Reife der Araucariensamen auf."

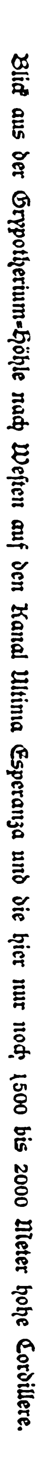
Dann allerdings steigen auch die Indianer aus dem Quellgebiet des Rio Negro mit Kind und Kegel in die andinen Hochthäler hinauf. Eine ganze Familie mit Freunden und Nachbarn siedelt sich dann für einige Zeit unter einem der reichbeladenen Bäume an und schwelgt im Genuß der wohlschmeckenden, in heißer Asche gebratenen Samen, zu denen aus den Früchten des wilden Apfelweins eine Art Most bereitet wird. Gegen die Fremden sind sie nicht unfreundlich, aber von sehr förmlichem Wesen.

Erst gegen den April hin, d. h. beim Eintritt der winterlichen Schnee- und Regenzeit, konnte die Expedition an ihren Rückzug nach Valdivia denken, der sich infolge des Befalls der Pferde und Maulthiere mit der Maul- und Klauenseuche noch weiter verzögerte und endlich in eine klägliche Flucht durch die triefenden Wälder ausartete. „Der Winter," schreibt Dr. Neger, „war inzwischen mit Macht eingebrochen, die Kordillerenpässe waren verschneit und ihre Ueberschreitung mit großen Gefahren verknüpft. Es gelang uns schließlich doch, mit noch halbkranken Thieren die ausgedehnten Lava- und Schlackenfelder des Vulkans Lanin in etwa 2000 Meter Höhe zu passiren und in das enge Thal von Momolluco herabzusteigen. Bald aber begann eine nicht endenwollende Reihe von Widerwärtigkeiten. Stets sich erneuernde Regengüsse, furchtbar angeschwollene Flüsse, über die wir Brücken schlagen mußten, weil es nicht möglich war, sie zu Pferde zu passiren, dadurch bedingter tagelanger Aufenthalt im Feuchtigkeit triefenden, morastigen Urwald, wobei sich Mangel an Futter für die Thiere einstellte, bodenlose Waldwege, unergründliche Sumpflöcher hielten uns dermaßen auf, daß wir an manchen Tagen nicht mehr als acht bis zehn Kilometer zurückzulegen vermochten.

Immer und immer wieder blieben unsere entkräfteten Thiere im schmutzigen Morast der Urwaldwege stecken, und mußten jedesmal abgeladen und mit dem Lasso herausgezogen werden. Bei diesem seit Wochen andauernden Uebermaß von Feuchtigkeit bot das Waldinnere zur Nachtzeit ein Bild von eigenartig schauriger Schönheit. Alle abgestorbenen Baumstämme und sonstige morsche Pflanzentheile waren von dem Mycel eines hallimaschähnlichen Pilzes überzogen und erstrahlten in phosphoreszirendem Licht.

Wir selbst aber fühlten in unseren Gliedern die Folgen der alldurchdringenden Feuchtigkeit, welche durch ziemlich niedrige Temperatur doppelt empfindlich wurde. Da gab es keinen, der nicht seit längerer Zeit über rheumatische Schmerzen klagte. So bot unsere Karawane, als sie Ende Mai den Villaricasee und damit bewohnte Gegenden erreichte, einen beklagenswerthen Anblick. Wir dankten den Göttern, daß es uns gelungen war, der feuchtkalten Umschlingung der im Winter doppelt furchtbaren valdivianischen Kordillere zu entrinnen."

Mehr als 1000 Kilometer südlich von Valdivia, nahe am Eingang der Magellanstraße, treten die Sandsteintafeln der östlichen Kordillere bis an den Stillen Ozean oder vielmehr hat sich der letztere mit mehreren tiefen Fjorden fast durch die ganze Gebirgsregion hindurchgesägt, bis in die stillen Ebenen der Pampas. Hier liegen angesichts eines dieser Kanäle, Ultima Esperanza, in dem Sandstein ungeheure Höhlen, welche Spuren des prähistorischen Patagonien in den Ueberresten der ausgestorbenen Thierwelt enthalten. Der am genauesten durchsuchte Fundort ist unter ihnen die Grypotheriumhöhle, so genannt nach dem riesigen, wahrscheinlich erst in frühhistorischer Zeit ausgestorbenen Säugethier, das hier lange Zeiträume hindurch mit dem Menschen zugleich hauste. Das Grypotherium war augenscheinlich ein Verwandter der heutigen Faul-



Blick aus der Grypotherium-Höhle nach Westen auf den Kanal Ultima Esperanza und die hier nur noch 1500 bis 2000 Meter hohe Cordillere.

und Gürtelthiere Südamerikas. Die ehemaligen Bewohner von Südpatagonien hatten den plumpen und riesigen, mit langen Krallen versehenen Dickhäuter, der infolge seiner dichten Behaarung und vieler, in die fingerdicke Haut eingebetteter Knöchelchen wenigstens für ihre Waffen unverwundbar sein mochte, bis zu einem gewissen Grade gezämt. Es war wohl ein harmloser, stumpfsinniger Gras- oder Laubfresser, ähnlich dem heutigen Faulthier, und die Menschen scheinen es, nach der über zwei Meter hohen Dungschicht in der Höhle zu schließen, hier während der rauhen Jahreszeit herdenweise eingeschlossen und gefüttert zu haben. Man hat in der Höhle, die bis auf einen schmalen seitlichen Eingang durch gewaltige Steinblöcke künstlich verschlossen war, zahlreiche Ueberreste des Thieres gefunden, unter anderem ein mehr als halbzolldickes Fell von der Größe einer Ochsenhaut, an dem leider Kopf und Beine fehlen, ferner Klauen, Haarballen, Knochen, Schädeltheile. Die gleichzeitige Gegenwart des Menschen bezeugen Skelettheile, Instrumente aus Knochen und Stein, Lederriemen, zusammengenähte Fellstücke, durchbohrte Muscheln und Küchenabfälle.

Uebrigens sind daselbst auch noch die Reste von 14 anderen, theils ausgestorbenen, theils Patagonien noch bewohnenden Thieren gefunden worden. So entdeckte man einen Urhund, eine riesige Katzenart, zwei große Nagethiere, das patagonische Lama; von den noch lebenden Thieren fand man das Guanaco, den chilenischen Hirsch, den südamerikanischen Strauß und andere. Welche Umstände das Aussterben des Grypotheriums und seiner menschlichen Zeitgenossen bewirkt haben, läßt sich gegenwärtig noch nicht sagen; vielleicht wirft der noch unerforschte Inhalt anderer Höhlen Licht auf diese Frage.

Südlich und östlich von diesen Fundorten dehnt sich ein weidenreiches ebenes Land aus, das großentheils von Europäern, besonders Engländern, gepachtet oder gekauft ist und zur Schafzucht benützt wird. Allein im chilenischen Territorium Magellans beträgt die Zahl der Schafe eine Million, die der Rinder 100.000. Der Hauptort des Südens ist Punta Arenas an der Magellanstraße, früher eine chilenische Verbrecherkolonie, der einzige bewohnte Hafen an dieser Meeresstraße, wo alle passirenden Schiffe anlegen. Sowohl die

Umgegend der Stadt wie auch das Feuerland sind goldreich, letzteres besitzt auch Kohlen und Petroleumquellen. Die Zukunft Südpatagoniens beruht denn auch, abgesehen von der Viehzucht und dem Robbenfang, lediglich auf diesen Bodenschätzen, während an Ackerbau nicht zu denken ist.

Selbst im nördlichen Patagonien, von dem Chile ein Fünftel, Argentinien vier Fünftel besitzen mögen, wird kaum der tausendste Theil des Bodens angebaut. Geröll von 20 bis 30 Fuß Mächtigkeit und Thonlager bedecken den größten Theil des Tafellandes, das nur von spärlichem Gras, der Weide des patagonischen Straußes und der Guanacos, bewachsen ist. Nur an geschützten Stellen erreichen die Sträucher Mannshöhe.

Die Humusdecke, wo überhaupt eine solche ist, liegt nur in dünner Schicht auf dem Stein, nur an dem Ostabhang der waldbedeckten Kordillere erreicht sie einige Mächtigkeit. Hier und in den Thälern des Kolorado und Rio Negro am Nordrande Patagoniens sind die fruchtbarsten Theile des Landes. Eben dort, in den argentinischen Departements Rio Negro und Neuquen, ist auch der Viehreichthum mit 1,500.000 Schafen und gegen 300.000 Rindern am größten.

Mit der Wegsamkeit und den Verkehrseinrichtungen dieses riesigen Gebietes ist es noch schlecht bestellt; für eine Bevölkerungsdichte von einem Kopf auf das Quadratkilometer lohnt es nicht, Straßen zu bauen. Die wichtigsten Verkehrswege bilden immer noch die von den schweren Ochsenwagen durch die Steppen gerissenen Fährten, denen sogar die Diligencen folgen müssen, die die Reisenden und die Post ins Innere befördern. Schnell gehen sie nicht, und um die entlegeneren Ortschaften des inneren Landes zu erreichen, brauchen selbst Mittheilungen amtlicher Art bis zu drei Monaten.

Gefürchtete Strecken sind die südlich vom Rio Negro gelegene, in ihrem nördlichen Theil wasserlose Travesia und das südlich vom Chubutfluß sich ausdehnende Gebiet der Tehuelchen, der noch halbfreien patagonischen Indianer, deren Kultivirung kaum in Angriff genommen ist.

Auch die Ströme tragen wenig zur Belebung von Verkehr und Handel bei. Flach an der Mündung, launisch in ihrer Wasserführung, stiften sie, wie der Rio Negro bei seiner letzten furchtbaren Ueberschwemmung im Jahre 1899, mehr Schaden als Nutzen. Damals wurden fünf Städte größtentheils zerstört, alles Vieh ertrank.

Es ist wohl denkbar, daß ähnlichen, vielleicht noch viel größeren Katastrophen die reiche fossile Säugethierwelt Patagoniens einst zum Opfer gefallen ist.

Afrika.

Im Bannkreise der Sahara. Von Algier nach dem französischen Sudan.

Da durch die politischen Abmachungen der letzten Jahre der westliche Sudan im ganzen Umfange Frankreich zugesprochen ist, um es für die Schlappe von Faschoda (im ägyptischen Sudan) zu entschädigen, ist es die unbedingte Vormacht im nordwestlichen Drittel des dunklen Welttheiles geworden. Vom Mittelmeer bis zum Niger und Kongo und vom Atlantischen Meer bis zum englisch-ägyptischen Sudan stehen nur wenige Küstengebiete nicht unter französischem Einfluß, während das ungeheuere Innere, die Sahara und der Sudan vom Niger bis zum Tsad-See den Franzosen unbedingt freigegeben ist — auf dem Papier. Da aber vorläufig über die noch weißen Flecke des inneren Afrika nicht Franzosen und Engländer allein, sondern außer ihnen noch die jeweiligen Landesbewohner mitzureden haben, so bleibt dieses afrikanische Großfrankreich (in der That 20mal so groß als das europäische Frankreich) im wirthschaftlichen und politischen Sinne ein frommer Wunsch, solange Frankreichs Macht im Inneren nicht ebensoviel gilt wie an der Küste. Wohl ist man im Begriff, das riesige Gebiet des französischen Sudan an die älteren Küstenkolonien, an Guinea, Senegambien, Dahome und den französischen Kongo zu vertheilen, aber eine gefestigte französische Herrschaft ist in den so vergrößerten Kolonien nicht zu erwarten, bevor ihr Hinterland, die Sahara, auch in Wirklichkeit, nicht nur auf der Karte, als französisches Gebiet gelten kann. Die Kolonien Frankreichs an der Guineaküste, durch englisches, deutsches, portugiesisches Gebiet von einander getrennt, würden sämmtlich an Bedeutung viel gewinnen, wenn sie von Algerien aus auf dem Landwege durch die Sahara erreichbar, zumal für große Truppentransporte erreichbar wären.

Das ist der politische Hintergrund, auf dem die Idee der Saharabahn entstanden ist, um seit zehn Jahren immer deutlicher sich abzuheben, immer glühender von französischen Patrioten vertheidigt und endlich von Strategen und Oekonomen als eine Lebensfrage für das koloniale Frankreich bezeichnet zu werden. Schlechtweg als unmöglich konnte die Saharabahn bezeichnet werden, solange die den Franzosen bitter feindlichen Wüstenbewohner, vor allem der mächtige Stamm der Tuareg, ihre unbedingte Herrschaft in der Sahara aufrecht erhielten und jeder Versuch, in ihre Gebiete einzudringen, mit schmählichen Niederlagen gebüßt



Die Expedition Foureau-Lamy.

wurde. Hierin ist in den letzten paar Jahren ein gewisser Wandel erzielt worden. Das Vordringen der Franzosen in das Hinterland von Algerien und Marokko, vor allem die Besetzung von Insalah hat die Macht der nordwestlichen Tuaregstämme ziemlich gebrochen. Ein Ereignis von noch größerer Wichtigkeit aber ist die Durchquerung der Sahara und des westlichen Sudan durch die große Expedition Foureau-Lamy in den Jahren 1898 und 1899, wobei die tapferen Tuaregs eine ganze Reihe von Niederlagen erlitten und zum erstenmal den Unterschied zwischen einer friedlichen Karawane und einer europäischen, die Wüste durchquerenden Heeressäule kennen lernten. Dieser Marsch von Algier nach Französisch-Kongo verdient umsomehr eine ausführliche Schilderung,[1] als er sich ziemlich genau auf der wahrscheinlichen Route der zukünftigen Saharabahn bewegt hat und eine Vorstellung von den ungeheueren Schwierigkeiten gibt, auf welche der Bahnbau in diesen Ländern stoßen wird.

Foureau brach Ende Oktober 1898 von Sedrata am Rande der algerischen Sahara auf. Da er, abgesehen von den früheren Vorfällen, selbst schon einigemale von den Tuareg, die den Gedanken der französischen Herrschaft mit tödlichem Haß betrachten, zurückgewiesen war, so erhielt die aus ihm und vier anderen Mitgliedern bestehende Expedition diesmal eine starke militärische Eskorte von 270 meist farbigen Soldaten und 10 Offizieren unter dem Kommandanten Lamy. Den Transportbedürfnissen diente eine Karawane von mehr als 1000 Kamelen.

[1] Nach Revue scientifique 1901, Nr. 12.

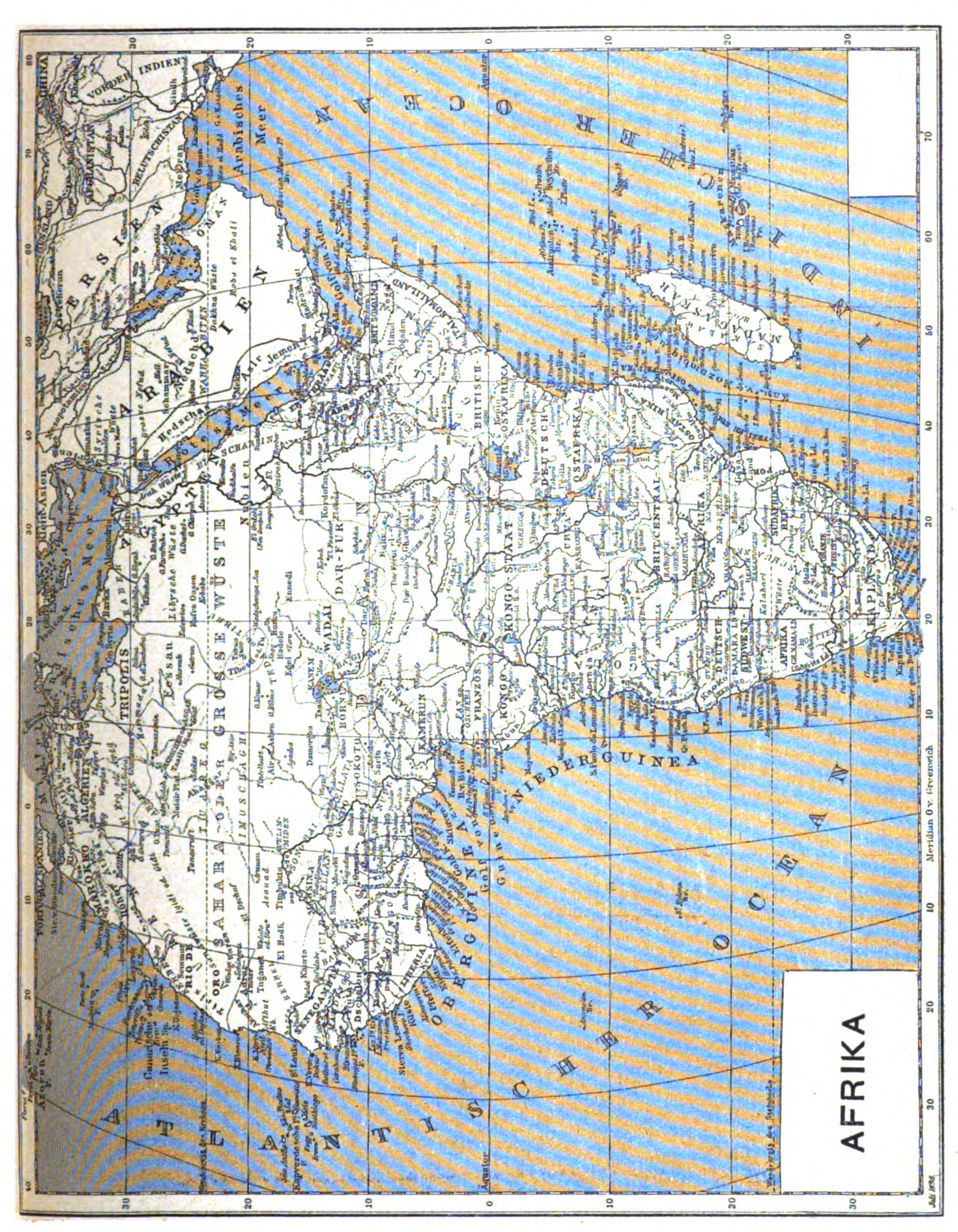
Die Reise durch die Sahara war theils infolge der Kälte und der Schwierigkeiten des ungeheuren schluchtenreichen und felsigen Terrains, theils wegen des völligen Mangels an Wasser und Futter äußerst mühselig. Dutzendweise fielen die Kamele und vermehrten die unendliche Zahl von Gerippen, die von den entsetzlichen Strapazen zeugen, denen alle früher desselben Weges gezogenen Karawanen erlagen. Trotzdem ging der Marsch bis Azaua, etwa unter dem 20. Breitengrade, schnell von statten. Dann allerdings wurde man durch den zunehmenden Mangel an Lastthieren genöthigt, einen großen Theil des Gepäcks bereits jetzt zurückzulassen. Hier wurde die Karawane von den letzten Kouriren aus der Heimat erreicht, mit der man nunmehr 17 Monate lang ohne jede Verbindung blieb. Nach elf weiteren Marschtagen erreichte die Karawane das Dorf Iferuan im Berglande von Aïr, dessen Bewohner, die schwarzen Tuareg, die Reisenden zwar freundlich aufnahmen, ihnen aber die sehnlich begehrten Kamele nicht liefern konnten, da dieselben von ihren nomadisirenden Stammesbrüdern sämmtlich aus dem Bereich der Karawane fortgetrieben waren.

Dagegen wurde das französische Lager am 12. März im Morgengrauen unvermuthet von einer 400 bis 500 Mann starken Bande Tuaregs, theils beritten, theils zu Fuß unter den Klängen des Tam-Tam und des muselmanischen Kriegsrufes angegriffen. Ein ebenso thörichtes wie erfolgloses Unternehmen, da 2 bis 3 Salven genügten, um die Angreifer zu zerstreuen und den Boden mit Leichen zu bedecken. Drei Monate lagerte man nutzlos in Iferuan. Täglich gab es lange und zwecklose Unterhandlungen über den Weg, die Wasserplätze, die Beschaffung von Kamelen, deren Bestand unter der Hitze und dem Futtermangel rasch zusammenschmolz.

Um das „Angenehme mit dem Nützlichen" zu verbinden, beschloß man, die Tuaregüberfälle durch einen Rachezug nach Aguellal, einem anderen Orte der Oase Aïr, zu erwidern, um bei dieser Gelegenheit einige Kamele zu erbeuten. Aber die Bewohner hatten sowohl sich als ihre Thiere rechtzeitig in Sicherheit gebracht, so daß man ohne das mindeste Resultat nach Iferuan zurückkam. Man lag in diesem Orte jetzt bereits im vierten Monat, und die Lage wurde angesichts des zunehmenden Nahrungsmangels und der Feindseligkeit der Bewohner immer übler. Hirse und Sorghum, unvollkommen zerkleinert und häufig mehr einem Leinsamenbrei als einem Mehlteig gleichend, bildeten nebst dem Fleisch der ausgemergelten Kamele die Nahrung der Karawane; saure Milch, einige trockene Käse oder gar eine Wassermelone und ein Dutzend Zwiebeln galten bereits für hochwillkommene Leckerbissen.

Die Gefahr des Verhungerns zwang endlich die Reisenden, auf gut Glück und ohne zuverlässige Führer weiter zu marschiren. Man fand 50 Kilometer weiter nach Süden ein verlassenes Dorf, dessen Bewohner sich an dem letzten Angriff auf die Karawane betheiligt hatten. Hier verstrich abermals ein Monat nutzlos mit Rekognoszirungen und

Uebersichtskarte von Afrika.



Fouragezügen und mit der Abwehr ebenso nutzloser Tuaregangriffe, die ebenso wie der erste mit einigen Salven zurückgewiesen werden konnten. Alle Tauschgegenstände und Stoffe, alle schweren Apparate, die Zelte, Betten und Reserveanzüge der Offiziere waren schon in Iferuan verbrannt worden. Hier mußte man, um sich weiter zu schleppen, einen neuen Scheiterhaufen erbauen. Nur ein Theil der Wasserfäßchen und die Patronen wurden noch mitgenommen. Ein zehntägiger Marsch, eigentlich nur ein müdes Sichhinschleppen durch unwegsame Gebirge, bei dem die Zahl der Esel und Kamele sich abermals schrecklich verminderte, brachte die Karawane nach Auderas. Hier wurde,

um die traurige Zeit zu verkürzen, für die Mannschaften eine große Revue und ein Nachtfest veranstaltet.

In phantastische Vermummungen gesteckt, würzten die schwarzen Soldaten die Lieder und Vorträge an den ausgedehnten Lagerfeuern durch Zwischenspiele und mimische Aufführungen, so daß ein interessantes Wüstenfest entstand. Die armen Teufel mochten am nächsten Morgen auf den vor ihnen liegenden Weg schauen, wie der vom Fasching Erwachende auf den Aschermittwoch.

In einer kleinen, mit ägyptischen Palmen und Gummiakazien bestandenen Ebene liegt die düstere Stadt Agades, einst ein großes Bevölkerungszentrum, heute zur Hälfte ein Trümmerhaufen. Der Sultan, seine Verwandten und Beamten kamen den Reisenden, deren Zahl und Stärke natürlich längst über das ganze Wüstengebiet hin bekannt war, mit Ergebenheitsbetheuerungen entgegen, sie versprachen ihnen Korn, Kamele und Esel so viel man verlange, um beim Eintreffen Foureau's in der Stadt nichts davon zu erfüllen. Mit großer Mühe gelang es, von einem Tag zum anderen genügend Hirse für die eingeborenen Schützen zu erhalten.

Schließlich mußte man einsehen, daß der Sultan der Oase den Wüstenstämmen gegenüber selbst machtlos war. Ohne genügenden Wasservorrath, mit zwei unzuverlässigen Führern, marschirte man weiter südlich, um das 400 Kilometer entfernte Sinder zu erreichen. Aber man ging in der Irre, es wurden keine Brunnen getroffen und es stellte sich immer deutlicher heraus, daß die Führer angewiesen waren, die ganze Karawane in der wasserlosen Wüste ins Verderben zu führen. Natürlich entwischten sie, sobald sie das Mißtrauen der Europäer bemerkten, und nach zehn qualvollen Tagen mußte man froh sein, Agades wieder erreicht zu haben. Von einem eigentlichen Marsch war längs keine Rede mehr. Schwer bepackt, tags vor Hitze, nachts vor Kälte fast umkommend, stets vom Durste gequält, schleppten sich die armen Tirailleure in ihren zerfallenden Gewändern, ohne Schuhzeug oder in phantastischen Resten davon über den Sand und das Geröll der Wüste.

In Agades war die Lage die alte. Offenen Streit wagten die Bewohner nicht, aber alle Lebensmittel mußte man ihnen zu furchtbaren Preisen geradezu abpressen. Sie gingen den Franzosen aus dem Wege und wickelten ihre Handelsgeschäfte nur des Nachts ab. Von der Lieferung von Thieren war keine Rede. Nach mehr als zwei Monaten unthätigen Aufenthaltes gelang es endlich, durch drastische Maßregeln die Eingeborenen kirre zu machen. Foureau ließ die beiden Brunnen der Stadt besetzen und wies die von Durst gequälten Einwohner auf den Schlamm einiger Pfützen an. Die Folge war, daß er alsbald wieder über 100 Kamele und einige Esel verfügte. Von neuem und unter besserer Führung wurde nach Süden aufgebrochen, und nach Durchquerung eines vegetationslosen Sandsteinplateaus erreichte man das Ende der Wüste und mit der auftauchenden Tagama, dem Waldgebiet der Tuareg, den Rand des Sudan. Die Tagama besteht hauptsächlich aus bald dichtem, bald lichterem Unterholz von Gummiakazien, über die sich hie und da höhere Stämme, vorwiegend Ficusarten, erheben. Wasser und Fleisch hatte man jetzt genug, denn der Wald mit seinem unglaublichen Thierreichthum von 3 bis 4 Antilopenarten, von Giraffen, Warzenschweinen, von Reb- und Perlhühnern, aber auch Löwen und anderem Raubzeug ist ein Paradies für Jäger.



Ferdinand Foureau in seinem Zelte.

für die ermattete, schlecht gekleidete Expedition wurde aber auch dieser Theil des Weges zur Qual, da die Samen der im Buschwerk wachsenden Gräser sich wie haarscharfe Nadeln in die Füße der Menschen und Thiere einbohrten. Selbst die Schlafdecken waren von diesen vegetabilischen Quälgeistern bald bis zur Unbrauchbarkeit durchfetzt.

Die Karawane hatte sich übrigens in dieser langen Zeit, statt an Zahl abzunehmen, nur vergrößert. In ihrem Gefolge befand sich jetzt eine große Anzahl entflohener schwarzer Sklavinnen, die, gelegentlich von den Tuareg aus dem Sudan entführt, auf diese Weise ihre alte Heimat wieder zu erreichen hofften. An weniger Luxus und mehr Entbehrungen gewöhnt als die männlichen Mitglieder der Expedition, trugen sie die Beschwerden des Marsches mit Heiterkeit, obwohl man sie zum Tragen der Wasservorräthe benützen mußte. Sie trugen ihre schweren Kalabasse auf dem Kopfe, ohne sich zu beklagen, und waren für die Neger der Expedition gern gesehene und gefällige Begleiterinnen. Endlich war Sinder erreicht, die letzte französische Station vor dem englischen Nigergebiet, das sich wie ein breiter Keil in den französischen Sudan einschiebt. Hier traf Foureau als Besatzung 100 Senegaltirailleure, die bei dem Zuge Voulet's zurückgelassen waren und außerhalb der Stadt ein Fort bewohnten. Im Hause eines bedeutenden Tuareghändlers von Sinder fand man neben den gebräuchlichen Baumwoll- und Seidenstoffen, Fellen, Straußenfedern, Spezereien, Parfums, auch importirtes Bitterwasser, Absynth und — was Foureau als braven Franzmann in einige Entrüstung versetzte — eine Weckeruhr von deutscher Herkunft.

Der gegen Abend sehr belebte Markt vor einem Stadtthor von Sinder bot außerdem Tabak, Kolanüsse, Gemüse, gekochte Speisen, Holz, Matten, Schmuck, Pferdegeschirre u. dgl., meist feilgehalten von Negerinnen, die ihre Haare mit einer Pomade aus Butter und Indigo gesalbt und sorgfältig in Form eines Helmes toupirt hatten. Auf den Mauern der Stadt hockte in philosophischer Ruhe eine Schar kahlköpfiger Geier, denen das Geschäft der Straßen- und Marktreinigung durch Aufzehrung aller Ueberbleibsel und Abgänge obliegt.

Von Sinder ostwärts ziehend näherte sich die Karawane den flachen Ufern des Tsadsees; unterwegs traf man den Sohn des von dem räuberischen Sultan Rabah enthronten Sultans von Kuka, der alten Hauptstadt des Reiches Bornu, die ehemals mehr als 100.000 Einwohner besaß, jetzt aber durch die Raubzüge des Rabah in einen öden Trümmerhaufen verwandelt ist. Der Sudanese Rabah oder Rabbeh, der sich vom Sklaven und Wüstenpiraten durch glückliche Raubzüge zum mächtigsten Sultan und größten Despoten im inneren Sudan aufgeschwungen hat, ist auch europäischen Expeditionen schon mehrmals gefährlich geworden und hatte zum Beispiel nicht lange zuvor die französische Expedition Bretonnet's, welche das französische Kongogebiet mit dem Tsadsee verbinden sollte, überfallen und niedergemacht. Die Franzosen hatten also mit diesem Usurpator noch eine alte Rechnung zu begleichen, wozu sich bald eine Gelegenheit bieten sollte. Zunächst zogen sie durch das von Rabbeh's Banden verwüstete und eingeäscherte Land, geschreckt durch Haufen menschlicher Schädel und Gebeine, den Zeugen jener Raubzüge, bis an den See, dessen

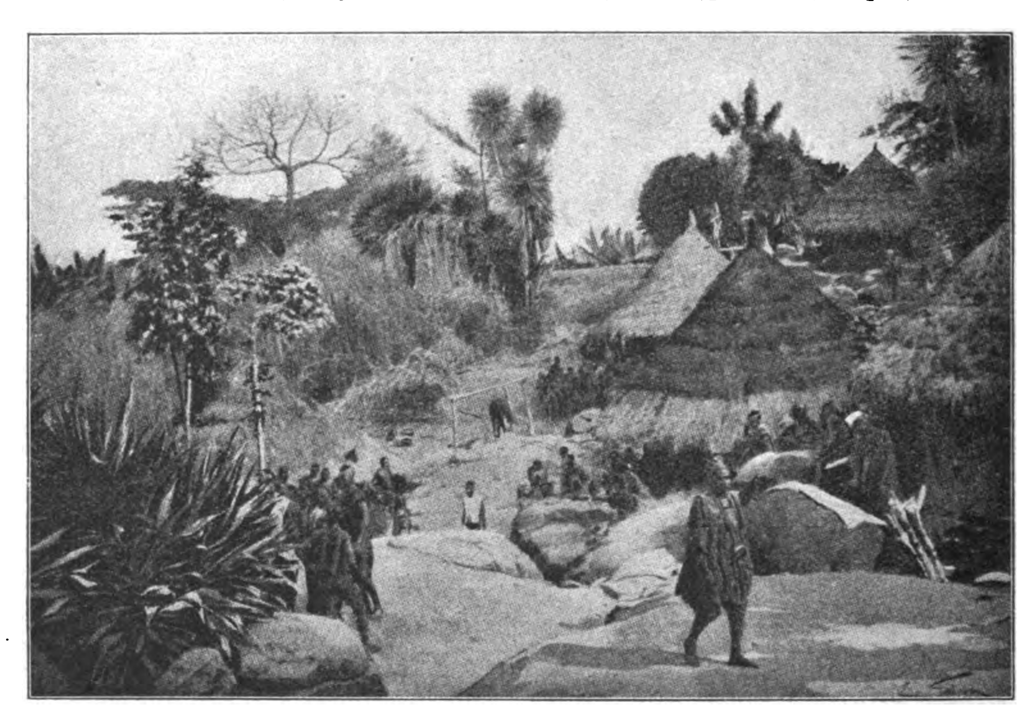


Die Karawane der Expedition Foureau-Lamy in den Dünen.

brandendes Ufer theils vom hohen Schilf, theils von Baumwollpflanzungen eingefaßt ist. Allenthalben bleichen Fischreste und Gebeine von Krokodilen und Nilpferden. Elephantenherden zogen furchtlos neben und hinter der Karawane dahin. Zahllose Antilopen galoppirten herdenweise am Lager vorüber, und Löwen, Nashörner und Giraffen wurden zahlreich sichtbar.

Den ungeheuren See im Nordwesten und Norden umziehend, gelangte die Karawane durch das Land Kanem ans Süduſer des Tsad und den Unterlauf des Schari, der die Grenze zwischen Bagirmi (dem Hinterland von Französisch-Kongo) und Adamaua (Hinterland von Kamerun) bildet. Hier wurde bei der Stadt Kusri, die just eben von den Truppen des Rabah besetzt war, die erwünschte Gelegenheit zu einem Renkontre mit diesem Plagegeist des

und dem Tsadsee sich erstreckenden „Dritten Militärterritoriums," welches hauptsächlich das seit 1900 den Franzosen zugesprochene Sudangebiet umfaßt. Sinder ist, wie wir gesehen haben, von Algerien aus nur durch eine Expedition auf Leben und Tod, vom französischen Kongo aus aber nicht viel besser erreichbar. Bis zur Herstellung der Saharabahn bedarf es eines gesicherten Weges wenigstens vom französischen Nigergebiet aus, und zwar nördlich von den dazwischen geschobenen englischen Nigerländern. Um diese Aufgabe zu lösen, verließ Oberst Péroz im Jahre 1900 die Stadt Sorbo-Aussa am Niger und erreichte nach einem 1000 Kilometer langen Marsche durch unbekanntes Gebiet Sinder am 20. April des nächsten Jahres. Die Tuareg des Sudan erschwerten auch ihm seine Aufgabe nach Möglichkeit und kündigten



Dorf der Diula.

Sudan geboten. Major Lamy machte mit dem größten Theile der Mannschaft einen nächtlichen Angriff auf die Stadt, die im Sturm genommen und vom Feinde unter Verlust vieler Leute, Waffen, Feldzeichen und Vorräthe geräumt wurde. Aus dem englischen Bornu schon früher vertrieben, hat sich Rabah nunmehr wahrscheinlich in das deutsche Hinterland von Kamerun zurückgezogen, wo einstweilen noch keine Veranlassung vorliegt, ihm näher zu treten. Foureau's Reise hatte mit dem Betreten von Bagirmi ihren Hauptzweck erfüllt, und es oblag ihm nur noch, durch das weglose Innere des französischen Kongogebietes möglichst schnell die fast 2000 Kilometer entfernte Küste zu erreichen. Bevor wir ihn auf dem Wege dorthin begleiten, sei aber noch kurz einer anderen französischen Mission gedacht, die ebenfalls im Inneren des französischen Sudan ähnliche Zwecke verfolgte.

Die eben genannte Stadt Sinder bildet den militärischen Stützpunkt des zwischen dem Niger

erst nach einigen gründlichen Niederlagen ihre Unterwerfung an. Ihre eigentliche Heimat, die Sahara, bewohnen sie nur während des Winters, während sie die trockene Jahreszeit unter den Haussa des Sudan verleben, die sie als ihre Vasallen betrachten. Das ziemlich ebene Gelände ist nur mit Dorngestrüpp, dürrem Gras und einigen verkrüppelten Bäumen bestanden. In den Bodensenkungen in der Nähe der spärlichen Brunnen, wo die Strohhütten der Negerdörfer liegen, wächst etwas Tabak und Gemüse, manchmal Baumwolle, und vor allem das Hauptnahrungsmittel der Wüstenstämme, die Hirse. Palmenhaine verschönern hier das wüstenartige Gebiet, dessen Hitze vom März bis Mai sehr groß ist; das Thermometer zeigt Mittags 40 bis 42° C. im Schatten. Der Winter dauert vom Juni bis Ende September. Je weiter man nach Osten kam, umsomehr änderte sich die Landschaft. Der Boden besteht aus Granit, Berge und Thäler sind schärfer ausgeprägt, in der

Umgebung kleiner Teiche wird der Bau der Hirse und die Viehzucht ausgiebig betrieben, da diese Gegenstände auf dem südlichen Karawanenwege zum englischen Niger gegen Salz und Handelsware ausgetauscht werden. Péroz verbesserte gleichzeitig den Weg bis Sinder und richtete von hier nach Westen einen Nachrichtendienst auf dem Wege Foureau's ein, der, wie wir gesehen haben, um den Tsadsee herum nach Bagirmi zu den vorläufig noch sehr weltverlassenen Posten des unteren Schari führte.

Foureau's Expedition setzte ihre Reise vom unteren Schari nunmehr auf Flößen mit einheimischen Ruderern fort; fast zwei Monate lang ging es erst diesen Strom und dann den Gribingi aufwärts, dessen Quellen sich dem Flußgebiet des Kongo nähern. Nachts wurde, um das Entfliehen der Ruderer zu verhindern, nicht am Ufer, sondern auf Sandbänken kampirt. Als später die Regenzeit eintrat, und häufige Tornados die Reisenden zwangen, vor dem Wellengang an die steilen Ufer zu flüchten, sprangen sämmtliche Ruderer, sobald flaches Wasser erreicht war, in dasselbe hinein, um, eine Kürbisschale über den Kopf gestülpt, bis zum Halse unterzutauchen, bis das Wetter vorüber war, aus dem einfachen Grunde, um nicht zu frieren, da das Wasser 6° wärmer war als die Luft. Zur Zeit dieses Hochwassers erreicht der Schari, ungerechnet die unabsehbaren Sümpfe und Seen seines Ufers, stellenweise sechs bis acht Kilometer Breite; sein Fischreichthum ist ebenso unerschöpflich wie das Wild in den Wäldern seiner Ufer.

Vom südlichsten Punkt des Gribingi führte ein letzter Landmarsch von 300 Kilometer Länge die Reisenden zum Ubangi, dem riesigen Nebenfluß des Kongo, der bei weitem den Rhein an Länge, Breite und Wasserreichthum übertrifft. Wochenlang ließ die Regenzeit keinen trockenen Faden an der Karawane. Als endlich die große Schiffsstraße des Kongo erreicht war, wurde der nächste Dampfer zur Fahrt nach Matadi und von dort das erste Messagerieschiff zur Heimkehr nach Frankreich benützt.

Die Saharaeisenbahn.

Ueber die politische Nothwendigkeit einer gesicherten Verkehrslinie durch das große afrikanische Wüstengebiet haben wir oben gesprochen. Ob eine solche Eisenbahn, deren Kostenanschläge zwischen 200 und 250 Millionen Franks sich bewegen, auch vom wirthschaftlichen Standpunkte gerechtfertigt werden kann, ist eine andere Frage. Der Nationalökonom Leroy-Beaulieu, gegenwärtig der stärkste Verfechter des „Transsaharien", vertheidigt neben der politischen auch die wirthschaftliche Nothwendigkeit der Bahn: „es ist das größte und produktivste Werk, das Frankreich überhaupt vollbringen kann." Es wird nicht viele Leute geben, die sich unter dem Eindruck der neuesten Reisen im französischen Sudan zu dieser Auffassung bekehren lassen. Im Gegensatz zum östlichen, dem ägyptisch-englischen Sudan, ist der westliche eigentlich nur eine von unbändigen Stämmen bewohnte Fortsetzung der Sahara. Indessen ist einmal „le Transsaharien" seit 20 Jahren eine Lieblingsidee der Franzosen, und so wird er auch zur Ausführung gelangen, wenn nicht heute, so vielleicht in weiteren zehn Jahren. Nach Leroy-Beaulieu soll der Weg der Eisenbahn im wesentlichen der Foureau's sein; von Biskra, dem westlichen Endpunkte des algerischen Bahnnetzes soll sie über das Tassili-Plateau nach Agades und von hier nach dem Tsadsee oder nach Sinder führen. Gebaut werden soll sie von algerischen Kabylen und italienischen Arbeitern, weiter im Süden vielleicht von den eingeborenen Negern. Leroy rechnet ihr sogar einen großen Güterverkehr und eine Frequenz von 100.000 Fahrgästen jährlich heraus. Er glaubt, daß die Bahn den Verkehr der Tsadseeländer, der jetzt hauptsächlich durch die mittlere Sahara nach Tripolis geht, vollständig an sich ziehen und dem französischen Kongo sowohl zur politischen Stärkung als zum wirthschaftlichen Aufschwung dienen wird.

Ohne sich auf die sehr zweifelhafte wirthschaftliche Seite der Frage überhaupt einzulassen, hat neuerdings der französische Geniehauptmann Bonnefond die Saharabahn lediglich vom strategischen Standpunkt behandelt, als eine politische Nothwendigkeit, ein Unternehmen, das zum Schutz des französischen Afrika, vor allem zum Schutz gegen England ausgeführt werden müsse, gleichviel was es koste, gleichviel ob rentabel oder nicht. Nach dem Entwurf von Bonnefond handelt es sich nicht um eine einfache Durchquerung der Wüste, sondern um eine weitschichtige Verbindung der verschiedenen Kolonien am Mittelmeer, am Niger, Tsadsee und Kongo. Als Knoten- und Stützpunkt dieses Netzes ist Agades gewählt, das in der Phantasie der Franzosen noch immer eine ganz andere Rolle spielt, als nach den Erfahrungen Foureau's ihm bestenfalls zukäme. Eine 2400 Kilometer lange Bahn soll Agades mit Biskra und den algerischen Eisenbahnen verbinden. Nach dem Tsadsee soll eine 900 Kilometer lange Linie in südöstlicher Richtung führen, die von dem englischen Tsadgebiet weit genug entfernt bleibt, um im Falle politischer Verwicklungen die Verbindung mit dem Congo français nicht zu gefährden. Nach Sinder soll eine 500 Kilometer lange Stichbahn führen, die den Franzosen ermöglicht, im gegebenen Fall selbst die englischen Besitzungen Bornu und Sokoto zu bedrohen, und endlich soll eine westliche Zweigbahn von 900 Kilometer Agades mit dem mittleren Niger verbinden. Das ist ein gewaltiger Plan, dessen Ausführung auch unter günstigen Umständen wohl das Doppelte der von Bonnefond veranschlagten 210 Millionen kosten würde, aber afrikanische Bahnen haben bisher mit erstaunlicher Regelmäßigkeit das Doppelte des Voranschlages verschlungen, das würde also auch diesmal nicht überraschen.

Aber auch aus anderen Gründen als finanziellen wird man vorläufig der großen Wüstenbahn kaum näher treten. Die Tuaregfrage ist trotz der Besetzung von Insalah und der Erfolge Foureau's noch immer ungelöst. Daß Foureau in der nördlichen Hälfte der Sahara nicht behelligt wurde, lag an der Furcht der Tuareg vor der bis an die Zähne bewaffneten Eskorte Lamy's. Auf die

Macht von Verträgen ist bei diesen ebenso treulosen als tapferen Wüstenbewohnern nicht zu rechnen, und ein Bahnbau unter militärischer Bedeckung wird durch die Schwierigkeit der großen Provianttransporte außerordentlich gehemmt und vertheuert. Endlich ist auch die geographische Erforschung der Wüste kaum so weit fortgeschritten, daß man mit einiger Sicherheit die Trace und die Kosten des Bahnbaues übersehen könnte. Insbesondere die Reise Foureau's ist, wie wir gesehen haben, unter so vielen Schwierigkeiten vor sich gegangen, hat so ununterbrochen zwischen den Gefahren des Verirrens und Verdurstens hin- und hergeschwankt, daß von einer genaueren geographischen Erforschung des durchzogenen Gebietes kaum die Rede sein wird.

Gegenwärtig beschäftigt in Frankreich der Plan des Aéroklubs, besonders der Grafen de la Vaulx und de St. Viktor, die Sahara im Luftballon zu kreuzen, die Gemüther. Die Reise soll entsprechend der vorherrschenden Luftströmung sich von Tunis nach dem Nigerbogen bewegen, würde also die früher für die Saharabahn vorgeschlagene Route von Algier nach Timbuktu verfolgen, eine Strecke von 2300 Kilometern, während die längste von denselben Aëronauten bisher durchflogene Strecke Paris-Kiew 2100 Kilometer beträgt. Man braucht den Plan nicht für unausführbar zu halten, obwohl man im Ballon keine militärische Eskorte mitnehmen kann, und es den beiden Luftschiffern, wenn sie unterwegs in die Hände der Wüstensöhne geriethen, nicht zum Besten ergehen würde. Aber, wie gesagt, bewegt sich die beabsichtigte Reise nicht mehr auf der heute für die Saharabahn vorgeschlagenen und zum Schutze des Congo français unbedingt erforderlichen Route.

Diese neue, durch die politischen Verhältnisse herbeigeführte Verschiebung der Sahararoute hat übrigens auch die Bedeutung des vorhandenen und von Frankreich mit ungeheuren Opfern unterhaltenen algerischen Bahnnetzes verschoben. Während alle neueren Pläne sich auf Biskra als Ausgangspunkt der Saharabahn stützen, dringt die Eisenbahn Oran—Ain-Sefra—Zubia ungefähr 400 Kilometer weiter nach Süden vor, aber in der Richtung auf das früher in Aussicht genommene Timbuktu und das von den Franzosen nicht minder begehrte Hinterland von Marokko. Erst vor kurzem ist das letzte Stück dieser für die Beherrschung der Sahara hochwichtigen Linie eröffnet und wird in der Liberté folgendermaßen geschildert:

Die neue Linie geht zunächst noch eine Zeitlang durch die gleiche, im Sommer versengte, im Winter erstarrte Hochfläche weiter und erreicht dann den Bahnhof Tiout bei der gleichnamigen Oase, die sich durch ihre tropische Vegetation inmitten des dürren Sandsteinplateaus auszeichnet. Hinter dem Ohnet-Sefra, einem der hoffnungslos in der Wüste verrinnenden Flüsse, arbeitet der Zug sich in langen Serpentinen zu der Maghrarhochebene empor. Hier ändert sich das Landschaftsbild, wir nahen uns der großen Wüste. Hinter der üppigen Oase von Maghrar-Fourhani mit ihren verfallenen Mauern und ihren uralten Salinen geht der Zug auf hohem Viadukte über eine pittoreske Schlucht und tritt dann in die öde Steinwüste mit ihren ungeheuren Felsblöcken und dem Horizont endloser kahler Gebirgsketten. Rechts bemerkt man die kupferrothen und smaragdgrünen Reflexe des „grünen Berges" und endlich wird die anmuthige Oase von Djenien-bou-Resch mit ihren Palmen und silberhellen Quellen, ihrem herrlichen Park mit europäischen Bäumen und Sträuchern erreicht. Dann geht es weiter durch die Sandwüste, bereits auf marokkanischem, von Frankreich besetztem Gebiet, und angesichts der hohen Gipfel der Bergkette von Figerig. Nochmal poltert der Zug über eine Brücke und erreicht den einstweiligen Endbahnhof der schmalspurigen Bahn, deren Frachten fast einzig aus Munition und Proviant, wie ihre Passagiere aus Militärabtheilungen bestehen. Im Jahre 1900 waren noch 30 Millionen Franks erforderlich, um die großen Kameltransporte für die hier und weiter südlich bis Tagit und Igli stationirten Truppen zu unterhalten. Bis zu den letzteren Posten sind allerdings auch jetzt noch 200 Kilometer auf Karawanenwegen zurückzulegen.

Aethiopische Fahrten. Im Reiche des Negus.

Das ungeheure abessinische Bergland zerfiel bis vor kurzer Zeit in eine Menge unabhängiger Königreiche, die zum Theil schon unter dem Negus Johannes, der Rest erst vor wenigen Jahren durch seinen noch größeren Nachfolger Menelik geeinigt und unter ein Szepter gebeugt wurden. Zweifellos stehen sich die Bewohner dabei besser als in der früheren Zeit, da sie nicht allein sich untereinander zerfleischten, sondern in ihrer Uneinigkeit vor jedem Einfall europäischer Eroberer zittern mußten. Die Schlacht bei Adua und der für Italien so schmachvolle Friede von Addis-Abeba wären unmöglich gewesen ohne die Einigung Abessiniens, die als das größte Meisterstück afrikanischer Politik zu bezeichnen ist. Menelik hat sich seit seiner unangefochtenen politischen Selbständigkeit allen europäischen Einflüssen zugänglich erwiesen, und seiner Staatskunst ist es zuzutrauen, daß auch die neue, von ihm den Franzosen übertragene Eisenbahn vom Golf von Aden nach seiner Hauptstadt Addis-Abeba der Selbständigkeit Abessiniens keinen Abbruch thun wird. Leute aus der Umgebung des Negus haben freilich versichert, daß die Bahn niemals über Harrar hinauskommen wird, weil die Kaiserin, weitsichtiger als ihr Gemahl, dagegen sei, und vor ihrer Energie selbst der eiserne Menelik die Flagge zu streichen pflege. Die im Hafen Dschibuti beginnende, etwa 600 Kilometer lange Eisenbahn, von der ein Drittel ungefähr vollendet ist, durchzieht die beiden Provinzen Harrar und Schoa, durch welche bisher nur ein einfacher, als Karawanenweg dienender Reitsteg für Kamele und Maulthiere lief. Jeder Transport nach der Hauptstadt Abessiniens dauerte auf diesem Wege etwa 40 Tage und vertheuerte die Produkte der Ein- und Ausfuhr um 10 bis 20 Franks auf den Zentner. Da beide Länder von hohen Gebirgen durchzogen werden, die sich in Schoa bis 2300 Meter erheben, so ist der Bahnbau keine einfache Sache. Die Eisenbahn

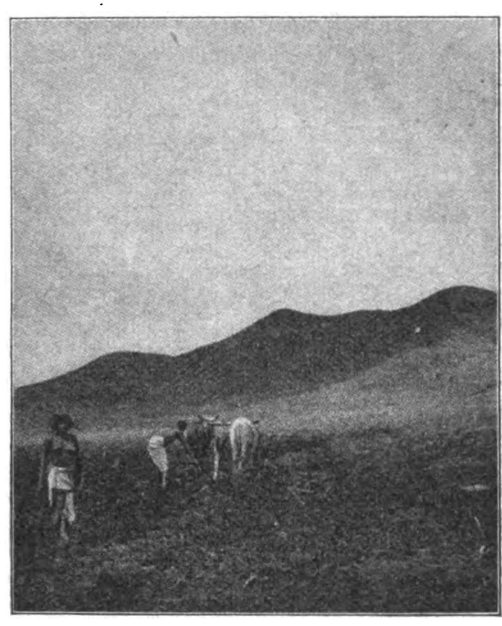


geht in möglichst direkter Linie von Dschibuti nach der Residenz **Menelik's**, die übrigens gegenwärtig wegen des bei Addis-Abeba eingetretenen Holzmangels zwei Tagereisen weiter nach Westen nach dem Dorf Ejere verlegt wird und den Namen Addis-Halem, d. h. „die neue Welt" [Addis-Abeba = „neue Blume"] erhält. In der Mitte der Eisenbahntrace zweigt sich eine Seitenlinie nach der 1850 Meter hoch liegenden Stadt Harrar, dem 45.000 Einwohner zählenden Handelszentrum des südlichen Abessinien, ab. Die technischen Schwierigkeiten des Bahnbaues werden erst später im Gebirge beginnen, während gegenwärtig die Unsicherheit des Somalilandes den Ingenieuren viel zu schaffen macht. Sobald das Reich **Menelik's** erreicht ist, werden in dieser Hinsicht keine Schwierigkeiten mehr zu befürchten sein.

Als aufgeklärter Despot legt **Menelik** den wissenschaftlichen Reisenden, die ihn in seiner Residenz besuchen und um Geleitsbriefe durch das fast unerforschte Innere Abessiniens angehen, in der Regel nichts in den Weg, verbietet ihnen höchstens, da er die Mordsucht europäischer Jäger kennt, die Elephantenjagd und ersucht sie wohl auch um Kopien der Karten, die sie etwa nach ihren Streifzügen zeichnen werden.

So erhielt im Jahre 1901 auch der Franzose **Hugues le Roux** die Erlaubnis, die bis dahin den Fremden verbotene Gegend zwischen der Residenz und dem westlich gelegenen Quellgebiet des blauen Nil zu besuchen. Unter dem Vorwande, jagen zu wollen, brach der Forscher am 13. März mit einem Freunde und einer Karawane von 30 Mann und 40 Thieren nach Westen auf. Während die Thäler völlig entwaldet sind und in reichem Anbau stehen, erheben sich hüben und drüben 3000 Meter hohe Gebirge, deren Abhänge mit Mimosen, Palmen und Sykomoren bedeckt sind. Die Bevölkerung besteht aus fleißigen und genügsamen Galla, ein uraltes, mehr lichtbraunes als schwarzes Mischvolk von Negern und Arabern, die in ihren dürftigen oder ganz fehlenden Gewändern und ihrem schönen Körperbau antiken Bronzen gleichen. Auch die bei der Feldarbeit beschäftigten Mädchen sind bis auf ein kurzes Hüftröckchen unbekleidet. Die Gegend mit ihrem Gewirr von Berggipfeln und mit ihren Wasserfällen wird den schönen Landschaften der Schweiz verglichen. Der gegenwärtige Verwalter verlor sein Land an **Menelik**, der ihn taufen ließ und ihm einen Tribut an Gold und Elfenbein auferlegte, ihm aber im übrigen, wie zahlreichen anderen Fürsten, eine große Selbständigkeit beließ. Das Land ist noch reich an Elephanten, und am Didessa, dessen Stromgebiet hinter dem Marktflecken Sassiga erreicht wurde, von fabelhafter Ueppigkeit der Vegetation. Aber der Geschmack ist verschieden; gerade wegen dieser Urwildnis tropischen Wachsthums nennen die Galla diese Gegend die Handuckwüste.

Das undurchdringliche Walddickicht, das der hier noch jungfräulichen Erde entsprießt, läßt Bäche und Schluchten verschwinden. Man bemerkte Bäume von dem Aussehen unserer Apfel- und Birnbäume, die der Botaniker noch nicht getauft hat, andere vom Aussehen der Edelkastanien, die in ein Blütenmeer getaucht waren, und wieder andere mit großen Blumen von Elfenbeinfarbe. Wir strecken die Hand entzückt nach einer herrlichen Orchidee aus: sie schwebt davon, denn es ist ein Schmetterling, der in seinen Flügeln die Blüte nachahmt, wir glauben eine neue Blume zu entdecken, und es ist ein Kolibri, der von Strauch zu Strauch gaukelt. Aber es geht auch durch erstickende schwüle Schluchten, in denen jeder Vogellaut verstummt und nur die Insekten wetteifern, Thieren und Menschen das Leben zu erschweren. Endlich erscheint der ersehnte Fluß, majestätisch und breit, aber weglos an seinen Ufern. Massen von Flußpferden wälzen sich in ihm. Ein anderer Reisender, **Oskar Neumann**, schreibt von seinem Uebergang über den Omo im südlichen Abessinien: „Nie habe ich eine solche Menge von Nilpferden



Ackerbau in Harrar.

für möglich gehalten, wie ich sie hier beisammen sah; ging man eine Stunde am Ufer des Omo entlang, so konnte man mehrere hundert Stück zählen. Ueberall ragten die Häupter der gewaltigen Thiere aus dem Wasser empor, oder man sah sie auf den Steinbänken in der Mitte des Flusses liegen."

Nach vierwöchiger Reise erreichte die französische Expedition den Tschoki, einen Gipfel von fast 3000 Meter, von welchem der Reisende hunderte von Kilometern ins Land hinausschauen konnte. Der Berg ist sozusagen der Schlüssel Abessiniens gegen den englischen Sudan hin, und das Verbot des Negus, ihn zu besteigen, sehr begreiflich. Von ihm aus zeigt sich das Thal des blauen Nil, zu welchem man durch den Urwald auf sumpfigen Pfaden hinabstieg. Das Fieber, theils auch nur die Furcht vor dem Fieber, hatte die Karawane schon sehr verringert, als der Fluß erreicht wurde, der schon hier im Hochgebirge zu breit und tief ist, um ohne Fahrzeuge überschritten zu werden. Bei der Rückkehr über das Gebirge hatte man

ein Renkontre mit einer Bande von räuberischen Chankalla, Negern, die zwar nach kurzem Kampfe zurückgeschlagen wurden, aber noch nachträglich einige Goldsucher, die sich der Expedition angeschlossen hatten, einzeln überfielen und niedermachten. Man nahm zwei Häuptlinge der Bande gefangen, die den Behörden ausgeliefert wurden. Die unausgesetzten Reibungen der Abessinier mit den benachbarten Negerstämmen, die häufig in große Raubzüge ausarten, haben die Grenzgebiete zwischen dem ägyptischen Sudan und Abessinien ziemlich entvölkert.

In den Sumpfdschungeln, in denen die Bäume und die riesigen Bambusstauden einen erbitterten Kampf ums Dasein führen, ist die Heimat des großen Gethiers: da wimmelt es von den Spuren der Nilpferde, Büffel und Löwen, von den Furchen der Krokodile und der Losung des Elephanten. Mit dem Kompaß rückt man durch das Dickicht und folgt entweder den ausgetretenen Wegen des Flußpferdes oder bahnt sich den Weg mit der Axt. Angesichts einer heißen Quelle, die sowohl von den Negern als den Galla als Heilquelle benützt wird, erreichte und überschritt man abermals den Didessa und kehrte am 4. Mai auf dem gleichen Wege nach der Hauptstadt des Negus zurück.

Einen anderen Ausflug von Addis-Abeba aus unternahm Dr. Koettlitz nach dem 65 Kilometer entfernten heiligen Berge Sakuala, dessen Gipfel ein alter Krater ist, in welchem jetzt ein hübscher, nicht unbeträchtlicher See liegt. Das Wasser des letzteren soll die in ihm Badenden von allen Krankheiten heilen; am Ufer des Sees, der von den 200 Meter hohen Kraterwänden umgeben wird, lebt ein abessinischer Priester mit einigen Mönchen, während aus den Spalten mehrere der heiligen Jungfrau geweihte Quellen fließen; die Frauen, die aus ihnen trinken, werden nach dem Glauben der Abessinier von der Unfruchtbarkeit befreit, und die mit dichtem Wald bestandene Berghöhe erfreut sich eines starken Besuchs. In dem Walde wohnen einzelne Einsiedler und liegen mehrere Kapellen mit Heiligenbildern. Es gibt auch einen Baum dort, der aus drei einzelnen Stämmen besteht, die unten getrennt sind und sich oben vereinigen. Er wird als das Symbol der Dreieinigkeit verehrt und ist reich mit frommen Gaben behängt. In der Nähe bemerkt man zwischen zwei senkrecht aufragenden Felsen einige Spalten, durch welche sich hindurchzuzwängen für eine fromme Handlung gilt. Von ihrem starken Besuch zeugen die polirten Flächen des Steins.

Vielleicht die ergebnisreichste aller Reisen im Reiche des Negus war die im Jahre 1899 und 1900 durch Oskar Neumann ausgeführte Durchquerung Aethiopiens von Addis-Abeba bis zum Weißen Nil.

Von dem heißen, mit prachtvollen Urwäldern bedeckten Hochlande des inneren Abessinien marschirte die Karawane im November 1899 durch das Thal des Hauasch, wo eine empfindliche Kälte herrschte, nach dem merkwürdigen Seengebiet, welches zwischen dem abessinischen Hochplateau und dem Rudolfsee den Anfang des ostafrikanischen Grabens, einer gewaltigen, uralten Einbruchsspalte, bezeichnet. In dieser Senke, die der Reisende zum Theil mit den prächtigsten, ihm je vorgekommenen Euphorbienwäldern bedeckt fand, liegt eine lange Reihe von kleinen Seen, durch Rinnsale, Flüsse oder bloße Niederungen verbunden, die in neuerer Zeit durchwegs eine merkwürdige Abnahme ihres Wasserstandes erkennen lassen. Neumann fand im nördlichen Theil des Grabens 30 Meter über dem jetzigen Wasserspiegel frühere Wassermarken in Gestalt von Schichten, die dicht mit kleinen Schnecken und Mollusken durchsetzt waren, die noch jetzt in den Seen existiren. Ziemlich gleichzeitig konstatirte eine englische Expedition unter Harrison viel weiter südlich am Stephaniensee, daß dieses früher bedeutende Wasserbecken neuerdings fast vollständig eingetrocknet ist. Alle diese Seen scheinen nichts weiter zu sein als Reste eines großen diluvialen Binnenmeeres.

Am Abassisee entstand ein längerer Aufenthalt durch das Verbot des Dejasmatsch oder Lehnsträgers dieser Provinz, weiter vorzudringen. Die Geleitsbriefe Meneliks wirkten den Reisenden endlich die Erlaubnis aus, in langsamen Märschen nach Abera zu kommen, wo der Dejasmatsch sie an einem Sonntag erwartete und ihnen einen feierlichen Empfang bereitete. Die den Galla verwandten, aber durch die Sprache und Physiognomie ganz verschiedenen Sidamo erinnern, obwohl sie keine eigentlichen Neger sind, doch an die Wandorobba. Sehr merkwürdig ist die kunstvoll geflochtene Haartracht sowohl der Männer als der Frauen. In Abera, einer theils von Hochmooren, theils von Lobelien und anderen tropischen Alpenpflanzen, theilweise auch von dichten Bambuswäldern umgebenen Stadt in 3100 Meter Höhe, erlangte der Forscher nach achttägigem Parlamentiren, während dessen der Fürst fortwährend behauptete, es gäbe in der von ihm gewünschten Richtung weder Wege noch Nahrung, alle Reisenden würden dort von Löwen gefressen u. s. w., endlich doch die Erlaubnis, längs des Margaritasees nach Süden weiter zu marschiren. Die den Galla ähnlichen Stämme am See besitzen zierliche, den venetianischen Gondeln ähnliche Kähne aus einem sehr leichten, allenthalben am Ufer wachsenden Baum; von Löwen bemerkte man nichts, aber große Elephantenherden, deren Abschießung der Kaiser indessen verboten hatte. Weiterziehend kam man zu den Gardulla, dem ersten Negerstamm, der angetroffen wurde. Die Leute wohnen in Holzhütten mit spitzen Strohdächern, die eine rothe irdene Vase als Firstverzierung tragen. Sie wohnen an steinigen Bergabhängen, welche sie für den Anbau der Baumwolle mühselig zu Terrassen umgestaltet haben. Ihre Hauptfertigkeit ist die Baumwollweberei, obwohl in der kalten Jahreszeit Felle getragen werden; bei der Feldarbeit im Sommer gehen die Männer vollständig nackt.

Die Reise ging von hier westlich durch eine große, unbewohnte Ebene, die den Wohnsitz des Adoschebai darstellt, des Geistes, der von den Abessiniern stets angerufen wird, wenn sie ein großes Wild (oder auch einen Neger der benachbarten Stämme, der anscheinend damit etwa für



gleichwerthig gehalten wird) getödtet haben. Thatsächlich wohnen auch hier Negerstämme, die sich bisher der Herrschaft der Abessinier entzogen haben, sich vergifteter Pfeile bedienen und ganz im Naturzustande hausen. Die Thiere der Karawane wurden hier zum größten Theil von der Rotzkrankheit ergriffen, so daß ein Theil der Leute nach Addis-Abeba zurückgeschickt werden mußte, um neue Maulthiere und Geld zu holen, während sich der Rest nördlich nach dem Lande Kaffa wandte, wo Neumann seine Abgesandten wieder treffen wollte. Von Kaffa aus sollte alsdann der Durchbruch durch die Sumpfwüsten des ägyptischen Sudan nach den englischen Stationen am Weißen Nil versucht werden.

Die äthiopischen Reiche Kaffa, Djimma, Gera, Ennarea sind etwa vor fünf Jahren unter die Herrschaft des Negus gekommen, was für sie, wenn sie nicht von der anderen Seite her durch die Engländer verschlungen werden wollten, entschieden das Beste war. Noch heute sind sie voneinander, wo nicht unübersteigbare Berge sie trennen, durch ein Befestigungswerk von tiefen Gräben geschieden, das nur an einer gewissen bewachten Stelle, der Kella oder Pforte, passirt werden kann. Kaffa soll früher das produktivste Land an Kaffee gewesen sein, in den letzten Jahren hat jedoch die Produktion sehr nachgelassen. Herrlicher Urwald bedeckt einen großen Theil des Landes. Durch denselben ist von der Eingangspforte bis zur Hauptstadt Anderatscha ein breiter Weg geschlagen, an welchem auf einzelnen Lichtungen die Dörfer liegen. Ohne Axt und Buschmesser ist es unmöglich, auch nur einige Meter von dieser Straße abzuweichen. Die Bewohner von Kaffa sollen zu den ältesten Stämmen von Aethiopien gehören, die dem Christenthum schon gewonnen waren, als das äthiopische Reich im XVI. Jahrhundert durch die Mohammedaner gestürzt wurde.

Nach unendlichen Schwierigkeiten mit den begleitenden Abessiniern und Somali, die sich entschieden weigerten, weiter nach Westen in den Sudan zu ziehen, und nach ebenso großen Schwierigkeiten bei der Beschaffung von Thieren konnte endlich die Reise fortgesetzt werden. Erst jetzt begann der schwere und gefahrvolle Theil des Weges. Von Anderatscha gelangte man nach achttägigem Marsch in das Land Gimirra, den letzten abessinischen Posten; von hier gegen Westen ist herrenloses Gebiet. Die Leute trugen hohe spitze Hüte, die entweder aus Bast oder aus Ziegen- und Affenfellen gemacht sind. Weiter westlich wurde es sehr schwer, mit der scheuen Bevölkerung überhaupt in Berührung zu treten. Bei den Scheko und Binescho fand man, wie bei den vorerwähnten Stämmen, Pélerinen aus Riedgras und allerhand Schmuck aus Messing, Glasperlen, Vogelfedern und den Zähnen des Klippschliefers. Ein merkwürdiges Aussehen erlangen die kräftigen und stark tätowirten Männer durch einen hornartigen Auswuchs über der Nase, den sie selbst durch senkrechte Messerschnitte hervorbringen. Jenseits des Landes der Scheko mußte man einen furchtbaren Urwald durchdringen, in dem man sich täglich bei aller Mühe nur mit Axt und Buschmesser um 3 bis 4 Kilometer vorwärts schlagen konnte. Die Bewohner dieses Waldes, ein Stamm vollkommener Waldmenschen, wurden nur selten aus der Ferne sichtbar, um so häufiger fand man ihre großen Klappfallen für Flußpferde und Wasserböcke und ihre für das kleine Wild ausgelegten Schlingen. Endlich kam man nach allen diesen Mühsalen an die letzte Gebirgskette Abessiniens, die der Gelofluß in einer Reihe großartiger Kaskaden durchbricht, und bald darauf konnte man von einem Hügel aus den Blick nach Westen auf eine gewaltige Ebene gewinnen: auf die Tiefebene des Sobat, den Beginn des ägyptischen Sudan.

Vor ihnen lag die alte Aequatorialprovinz Emin Pascha's und General Gordon's, jenes romantische Riesenreich im unbekanntesten Herzen von Afrika, das Reich des Mahdi, dessen 14jährige Mißwirthschaft unter den fanatischen Derwischbanden nun endlich durch die eiserne Faust Kitchener's beendet war, um der Möglichkeit eines neuen Auflebens unter geordneten Verhältnissen Platz zu machen. Nur 300 Kilometer vor sich wußte der Reisende den englischen Posten Faschoda am Weißen Nil, ja schon in der halben Entfernung das englische Fort Nasr am Sobat, als äußersten Grenzposten der westlichen Kultur, und er ahnte nicht, welche Mühsale seiner noch vor Erreichung dieses Ziels warteten.

Durch das Land der Schilluk- und Dinkastämme, ein äußerst sumpfiges, durch die Streitigkeiten zwischen den Abessiniern und Derwischen fast entvölkertes Gebiet, drang man westwärts, um den Tatasee zu erreichen. Schon vorher blieb die Karawane fast im Sumpf stecken und war nun zu abenteuerlichen Kreuz- und Querzügen in einem noch völlig unaufgeklärten Flußgebiete genöthigt. Die Lage verschlimmerte sich von Tag zu Tag, die Nahrung ging aus, die von Krokodilen wimmelnden Flüsse konnte man nicht überschreiten, und unter den Tragthieren griff die Seuche immer weiter um sich. Von 65 Thieren, die von Gimirra mitgenommen waren, hatte man noch 17. Es wurde ein Strom erreicht, in welchem man mit Recht den Pibor oder Rufi vermuthete, und dem man in der Hoffnung, irgendwo ein Dorf mit Booten zu finden, folgte. Die Lage wurde verzweifelt; es war kein Wild aufzufinden: das Fleisch einer erlegten Giraffe war das letzte, was sie hatten. Der Mangel an Thieren nöthigte alles irgend entbehrliche Gepäck, alle Zelte und vieles andere ins Wasser zu werfen. Aber lassen wir den Reisenden selbst über den dramatischen Augenblick der Rettung berichten:[1])

„Schon ist eine Grube gegraben, um den werthlosesten Ballast, den ich noch habe, Zähne eines in den Gurafardabergen erlegten Elephanten und meine wissenschaftliche Hilfsbibliothek, aufzunehmen, und gerade bin ich in meinem Zelt damit beschäftigt, die nothwendigen Bücher auszusuchen und Umschau zu halten, was noch wegzuwerfen ist, damit ich wenigstens meine Tagebücher und Sammlungen heil nach Nasr bringen kann.

[1]) Nach der Beilage zur „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" 1901, Nr. 259 a.

„Da ertönt plötzlich ein wüstes Geschrei unter den Leuten; ich denke, es ist ein Elephant oder eine Giraffe nahe am Lager, und will mit meinem Gewehr hinausstürzen, da wird mein Zelt aufgerissen. „Marka, Marka" ertönt es, Abessinier und Somali springen wie wahnsinnig umher und feuern ihre Flinten ab, alles deutet stromabwärts. Einem weißen Ungeheuer gleich erscheint in dem Flusse ein Dampfer, der mit seiner Breite fast den halben Strom einzunehmen scheint. Die englische Flagge ist am Mast aufgezogen und vorne am Bug stehen zwei Europäer. Der Dampfer rennt fast gegen das Ufer, und die herabstürzenden Aeste fallen auf mein Zelt.

»A very bad landing-place,« bemerkte ich. »Yes, what is your name, Sir?« bemerkt der eine der beiden Herren. »Neumann from Berlin,« sage ich. „Sie können überhaupt deutsch mit mir reden, ich bin Slatin Pascha aus Wien," erwiderte er darauf. Bald war alles andere erklärt. Slatin, jetzt Generalinspektor des Sudans, und der andere Herr, Colonel Benett, der Mudir aus Faschoda, hatten im Grenzfort Nasr zu thun gehabt und waren genöthigt gewesen, von dort bis Karadonk, wo zwei große Nuärhäuptlinge in Streit gerathen waren, den Pibor heraufzufahren. Dort hatten sie gehört, daß ein Europäer in der Nähe sei und hatten mich gerade im Augenblick der höchsten Noth gefunden."

Es war möglich, die ganze Expedition auf den Dampfer zu übernehmen, und so gelangte Neumann binnen kurzem an Faschoda vorüber nach Chartum, von wo die mitgebrachten Abessinier auf dem nächsten Wege den Blauen Nil hinauf in ihre Heimat geschickt wurden, während Neumann mit seinen Somaliträgern nach Kairo fuhr, um sie von dort zu Wasser nach Aden zu senden.

Der ägyptische Sudan.

Es gibt der Wege nach der alten, jetzt ihrer wirthschaftlichen Auferstehung harrenden Aequatorialprovinz drei. Der eine und älteste geht, wie natürlich, vom Mittelmeer nilaufwärts und ist durch die energischen Eisenbahnbauten Aegyptens oder vielmehr seiner englischen Vormünder so bequem gemacht, daß man jetzt in wenigen Wochen von Europa bis in das Herz des ägyptischen Sudan, nach Chartum und den Schlachtfeldern von Omdurman oder nach Faschoda gelangen kann.

Von Alexandria bis Chartum hat jetzt der ägyptisch-sudanesische Schienenweg eine Länge von 2000 Kilometer. Die letzte Hälfte wurde unter dem Druck der militärischen Nothwendigkeit während des Sudanfeldzuges in wenigen Jahren vorgetrieben und hat hier einen ziemlich provisorischen Karakter; seit die vollständige Niederwerfung des Chalifastaates, die übrigens infolge des südafrikanischen Krieges und der Entfernung Kitchener's schon wieder einer stillen Gährung gewichen ist, zu ruhigeren Zuständen in Oberägypten und im Sudan geführt hat, werden die vorhandenen Mängel so gut wie möglich beseitigt.

Zwischen Wadi-Halfa am zweiten Nilkatarakt und Chartum, wo der Strom seine riesige Doppelschleife in Gestalt eines 1000 Kilometer langen Fragezeichens in die nubische Wüste gemalt hat, entfernt sich die Eisenbahn, um diesen Bogen abzukürzen, auf beinahe 400 Kilometer vom Nil, und zieht durch die wasserlose Wüste in ziemlich gerader Linie auf Berber zu. Nur an zwei Stellen wurde durch tiefe Brunnen etwas Wasser erbohrt; jeder Zug muß bei der Abreise von Wadi-Halfa oder Abu-Hamed 9500 Gallonen Wasser zur Speisung der Lokomotive mitnehmen. Eine Akazienart ist fast das einzige dauernde Gewächs dieser flachen, trockenen Gegend. Nach den seltenen Regengüssen sprießt mit tropischer Geschwindigkeit ein wenig Gras auf, das man beinahe wachsen, dann aber auch ebenso schnell wieder verdorren sehen kann. Dann läuft die Eisenbahn lange Zeit dicht neben dem Nil in gut angebauten, dattelreichen Gegenden, deren Bewohner zahlreiche Schafe und Ziegen halten. In der Station Halfaja an der Einmündung des Blauen Nil in den Weißen endet die Bahn; drüben über dem Spiegel des Blauen Nil, der aus den Hochgebirgen Abessiniens kommt und den Hauptantheil an dem periodischen Schwellen des Nil hat, liegt Chartum. Jenseits des Weißen Nil liegen die Schlachtfelder von Omdurman, wo am 2. September 1898 die Herrlichkeit des Mahdi von den ägyptischen Soldaten endgiltig zertrümmert ward, und wo Kitchener nach den Erzählungen von Augenzeugen den Anfang mit jenen unnützen Grausamkeiten machte, die später in Südafrika den Ruhm seines Namens in einen Fluch verwandeln sollten.

Hier endigt das Eisenbahnnetz des Nilthales. Das Verkehrsmittel des Sudan ist außer den alten, zum Theil verlassenen, zum Theil durch schwierige Sümpfe führenden Karawanenpfaden, die meist nur eine kaum erkennbare Fährte im Grase bilden, die breite Wasserader des Nil, auf der noch etwa 800 Kilometer bis Faschoda und mehr als 1000 Kilometer bis zu den letzten englischen Grenzposten zurückzulegen sind. Daß dieser Weg von den Regierungsdampfern benützt wird, sahen wir oben, für den Handel leidet er an einer sehr störenden Erscheinung, über deren Bekämpfung sich die Engländer gegenwärtig die Köpfe zerbrechen: an einer ungeheuren Anhäufung von Sszedd. Sszedd ist eine eigenthümliche Erscheinung in der tropischen Pflanzenwelt. Wie am oberen Nil, findet sie sich im Oberlaufe des Orinoko und ist in beiden Strömen durch die gleichen Ursachen veranlaßt. Große Wassermassen bewegen sich über flaches Gelände träge in seichten Betten dahin und vertheilen beim Anschwellen der Fluth ihr Wasser in Hunderten von Kanälen über ein weites Gebiet. In diesen immer wechselnden Rinnsalen wuchert mit der verblüffenden Schnelligkeit tropischen Pflanzenwuchses eine reiche Vegetation, die sich bald im engen Raume drängt und drückt, schiebt und rückt. Neue Fluthen werfen diese Pflanzenmassen durcheinander, und sie werden in wirrer Menge dem Hauptstrom zugeführt, wo sie sich in breiten Flächen ansammeln und dichte Rasen bilden. Stellenweise erreichen sie, indem Schicht sich über Schicht legt, eine Dicke von einem Meter, und wenn sie in großen Massen den Fluß herabgekommen sind, bilden sie eine dichte,



feste Barre, unter der der eingedämmte Strom wirbelnd sich hindrängt. Auf der moosigen, grünen Fläche hat sich der Papyrus angesiedelt, das hohe Schopfgras, aus dem die alten Aegypter das Papier bereiteten, und der Ambatschbusch. Stundenweit ist der Strom von dieser dichten Pflanzendecke überbrückt, die an den meisten Stellen das Gewicht eines Menschen tragen kann. Der Dampfer, welcher vor dieser Barre anlangt, muß warten, bis das nächste Hochwasser den Wall durchbricht, oder sich Fuß um Fuß den Weg bahnen, eine Arbeit, die Tage erfordert. Um die ständige Schiffahrt auf dem Obernil zu ermöglichen, sind schon viele Vorschläge zur Bekämpfung dieser Plage gemacht, jedoch noch keiner, dessen Erfolg einigermaßen sicher erschienen wäre.

Der Weiße Nil oder Bar el Abiad, der seine Quellen im Gebiet der großen afrikanischen Seen, des Viktoria- und Albert-Njansa hat, ist die natürliche Hauptstraße durch den ganzen ägyptischen oder, wenn man die politische Sachlage nüchtern auffaßt, englischen Sudan. Sein Hauptnebenfluß auf der rechten Seite, der Sobat, dessen System erst vor wenigen Jahren als dem Nil zugehörig erkannt ist, bildet den Weg für alle die, die durch Abessinien von Osten her in den südlichen Sudan einzudringen versuchen. Dies war der Weg Neumann's, der Weg des Italieners Bottego, der als erster diese Länder genauer durchforschte und von den Abessiniern getödtet wurde, der Weg des Engländers Austin, des Franzosen Bonchamps und mehrerer anderer Forscher, die alle unter denselben, theils noch unter größeren Schwierigkeiten zu leiden hatten, wie wir sie oben bei der Reise Neumann's geschildert haben. Ein für den Handel brauchbarer Zugang vom Golf von Aden zum Sudan ist also auf dieser Route nicht zu erhoffen, obwohl die See auf diesem Wege um die Hälfte näher liegt. Noch ein anderer Weg vom Innern Abessiniens zum Sudan wäre möglich, der Lauf des Blauen Nil, an dessen oberem Ende wir mit Neumann im Herzen Abessiniens standen, während die Mündung bei Chartum gerade zur Pforte des Sudan leitet. Aber auch der Blaue Nil wird nie eine Verkehrsstraße werden. Der Amerikaner Crosby, der im Jahre 1900 von Addis-Abeba nach Chartum zog und dabei soweit als möglich dem Abai (der Name des Blauen Nil innerhalb Abessiniens) folgte, schildert ihn als einen typischen Gebirgsstrom, der allenthalben von Schnellen und Felsen durchsetzt wird und für die Schiffahrt nur an wenigen Stellen in Betracht kommen kann. Zur Trockenzeit bildet der obere Blaue Nil eigentlich nur eine Folge von stillstehenden Teichen, die durch rauschende Schnellen in Verbindung stehen. Zur Regenzeit dagegen schwillt er bis zu 12 Meter Tiefe an und wälzt sich dann mit der Wuth eines Hochgebirgsstromes durch sein felsiges Bett.

Es gibt, wie erwähnt, noch einen dritten Weg zum östlichen Sudan, schwer, langwierig und nur unter Gefahren gangbar für den Europäer, für die Eingeborenen dagegen so leicht, daß während der Periode des Mahdistaates der nach Norden gesperrte Handel des Sudan fast ausschließlich diese Straße zog und ihr auch später zum großen Aerger Englands treu geblieben ist. Das ist der Weg zum Atlantischen Ozean durch das Becken des Kongo. Der berühmteste Reisende auf dieser Straße ist zweifellos Stanley gewesen, der 1888 auf dem Befreiungszuge zu Emin Pascha als Erster die Urwälder des Kongobeckens durchzog. Nach ihm ist der berühmteste Zug vom Atlantischen Ozean zum Sudan wohl derjenige des bekannten Marchand gewesen, der im Sommer 1898 nach einer furchtbaren Reise von 16 Monaten Faschoda erreichte, um die bittere Demüthigung zu erleiden, daß man ihn diplomatisch von dem Platz wegkomplimentirte, den seine Truppe unter Anspannung der äußersten Energie errungen hatte. Zum Theil mit Hilfe von 1800 Eingeborenen hatte er es vermocht, seine Expedition mit zwei Dampfern und zehn Aluminium- und Stahlbooten auf große Strecken über Land durch Urwälder zu schaffen. Die dann folgenden Ereignisse, die maritime Rüstung Englands, die Frankreich vermochte, die Demüthigung von Faschoda auf sich zu nehmen, sind noch unvergessen. Marchand konnte es in seiner tiefen Kränkung nicht über sich gewinnen, durch das englisch-ägyptische Gebiet den Sudan zu verlassen; er zog mit seiner Truppe die Reise durch das unwegsame Sobatgebiet vor, wo er den größten Theil seiner Ausrüstung verlor und mit Mühe die Küste gewann. Im Jahre 1900 fand die englische Expedition Austin in der Sobatniederung den von Marchand hier zurückgelassenen Dampfer „Faid-Herbe", den Menelik gerade zerlegen ließ, um ihn nach Addis-Abeba zu schaffen.

Ueber die Natur und die Völker des Sudan selbst ist heute nicht viel Neues zu sagen. Der vollständig darniederliegende Handel, Landwirthschaft und Gewerbe werden lange Zeit gebrauchen, um die Folgen der Mahdiwirthschaft zu überwinden, und Aegypten wird noch lange Jahre hindurch in die Provinzen des Sudan das Zehnfache von dem hineinstecken müssen, was es herausholt. Eine 14jährige maßlose Tyrannei hat im Verein mit der Kriegsfurie ein einst blühendes Riesenreich verheert, die Städte zerstört und die Bevölkerung zum großen Theil aufgerieben, den Rest aber arbeitsunlustig, mißtrauisch und gleichgiltig gemacht.

Von der Fahrt auf dem Weißen Nil und dem Sobat schreibt Neumann freilich Erfreulicheres. „Weite Ebenen wechselten mit Busch, am Ufer überall die großen, aus Schindeln gebauten Hütten der Nuär, der Dinka, der Schilluk. Ueberall splitternackte Männer und Frauen, die Ersteren meist weiß angemalt, fröhlich dem Dampfer zuwinkend. Ueberall große Viehherden, am unteren Nil in den Distrikten der Araberstämme auch Schafe, Ziegen, Kameele, Pferde und Esel. Aber überall Zeichen des Friedens und des Wohlstandes. Das ist der ägyptische Sudan heute wieder." Leider gilt dieser günstige Bericht wohl nur für die unmittelbar am Strom gelegenen Theile. Von großer Wichtigkeit für die Zukunft des östlichen Sudan wird es sein, ob die unermeßlichen Waldgebiete im Osten des Landes einer lohnenden Verwerthung erschlossen werden können. Einer der ersten Sachverständigen, der sich neuerdings auch über die

Frage der Sszeddbildung geäußert hat, **Sir William Garstin**, theilt in einem Bericht an die englische Regierung über den ägyptischen Sudan interessante Einzelheiten mit über die ausgedehnten Urwälder, die sich am oberen Laufe des Blauen Nil erstrecken. Der Ebenholzbaum wird südlich von Karkaui am Blauen Nil gefunden und gedeiht auch am Sobatflusse, aber im allgemeinen erreichen die Stämme nur geringen Umfang, und 9 Zoll ist gewöhnlich das Maximum der Dicke. In Omdurman sind viele Häuser mit Ebenholz gedeckt, es muß dort also sehr gewöhnlich sein. Die Acacia arabica, die den weißen Klebegummi liefert, und andere Akazienarten finden sich fast überall, aber da sowohl die Akazie als auch der Ebenholzbaum so schwer sind, daß sie im Wasser untergehen, können sie nicht in Flößen transportirt werden, und jeder andere Transport ist viel zu kostspielig. Im Süden von Famakar wird auf dem hügeligen Terrain guter Bambus gefunden, und in den großen Wäldern der Provinz Bahr el Gasal, speziell in dem Bezirk Bongo, wächst der Kautschukbaum in verhältnismäßig guter Qualität. Wenn in diesen Gebieten, besonders am oberen Blauen Nil, eine eigene Verflößung von Holz zustande kommen kann, werden sich vielleicht große Vortheile erzielen lassen. **Garstin** empfiehlt der Regierung, die Waldverhältnisse des Sudan behufs zukünftiger Ausnutzung durch Forstleute studiren zu lassen.

In den Urwäldern des Kongo.

Vor **Stanley's** Reise zur Rettung **Emin Pascha's** gänzlich unbekannt, ist der den größeren Theil des Kongobeckens und damit das „dunkelste Afrika" erfüllende riesige Urwald später mehrmals und in verschiedenen Breiten durchzogen worden, wenn auch jedesmal nur auf ein kleines Stück seiner Ausdehnung, wie es etwa einen schiffbaren Flußlauf von dem anderen trennt. Am weitesten nach Norden, nördlich des Kongo selbst, war **Marchand**, der sich auf seinem Zuge nach Faschoda — wir haben früher gesehen, mit welchem Ballast von Gepäck — einen 160 Kilometer langen Weg durch die Wildnis mit Messer und Beil schlagen mußte. Fünf Breitengrade südlicher, in der Laufrichtung des Sturi-Aruwimi, der zum Kongo fließt, durchzogen **Lloyd** und **Johnston** den Urwald, von Deutsch-Ruanda durchquerte ihn Graf **Götzen**, und vom Tanganjika bis zum Lualaba, dem erst kürzlich in seinem Oberlauf erforschten Hauptquellfluß des Kongo, dessen Lauf eine fortgesetzte Reihe von Seen bildet, der leider zu früh verstorbene **Glawe**.

Die Eindrücke, welche diese Reisenden auf ihren wochen- bis monatelangen Märschen durch die Urwildnis empfingen, glichen zumeist denen **Stanley's**; nur Graf **Götzen** sah sich enttäuscht, was vielleicht an der Eigenartigkeit der von ihm berührten Gegenden lag. Ihm erschien der Wald unendlich langweilig und schrecklich, letzteres besonders wegen der endlosen versumpften Strecken, die mit den großen Menschenmassen der Karawane, mit den Lasten und Maulthieren zu passiren, furchtbare Schwierigkeiten boten. Zahllose Wasseradern kreuzten den Weg, täglich mußte man bis zu den Knien im Sumpfe marschiren. Dazu drohte die Unsicherheit über das, was vor ihnen lag, und der Hunger; letzterem fielen von den 30 Mann, die der zweimonatliche Marsch durch ununterbrochenes Waldgebiet kostete, die meisten zum Opfer, meist leichtsinnige Burschen, die trotz der strengsten Verbote aus Gleichgiltigkeit und mohammedanischem Fatalismus ihren mehrtägigen Proviant schon am ersten Tage vergeudeten. Den Eindruck majestätischer Großartigkeit haben die drei europäischen Mitglieder dieser Expedition nicht gewinnen können. „Wir fragten uns oft, ob wir denn schon in dem undurchdringlichen Urwald wären, in den kein Sonnenstrahl einzudringen vermag, wo die lange Dunkelheit dem Reisenden Grausen erregt."

Zur Untersuchung der Vegetation dieser Waldungen oder gar zur Anlage von Sammlungen, die bei der Feuchtigkeit wahrscheinlich als verschimmelte Massen ankommen würden, bleibt unter solchen Umständen weder Zeit noch Lust. Der Belgier **Glawe** schildert die von ihm durchwanderte Region des Urwaldes als eine ungeheure, dichtstehende Masse gewaltiger, von Schlingpflanzen dicht überwucherter Tropenbäume; auffallend war ein Rankengewächs mit gelben, orangenähnlichen Früchten und ein Baum mit apfelartiger Frucht. Der Weg führte auf und ab durch bergige Landschaften, in denen nur die Gipfel leichter bewaldet waren, während die Ebenen überall derselbe dichte Urwald bedeckt. Man wanderte unter einem vollständig geschlossenen Laubdach, das von massiven Stammsäulen getragen wurde, und unter dem die Träger Mühe hatten, sich mit ihren Lasten durchzuarbeiten. Hitze und Feuchtigkeit sind die vorherrschenden Erscheinungen des Klimas. Unter den Bäumen sind zu nennen: der eigentliche Wollbaum, der Affenbrotbaum, der Rothholzbaum und viele andere. Die Karawane hatte oft von dunkelbraunen und schwarzen Ameisen zu leiden, die bisweilen in Zügen von 15 Ellen Länge den Pfad bedeckten und die Reisenden mit unbarmherzigen Bissen anfielen. Acht Tage vom Tanganjika entfernt, sah **Glawe** zuerst den rothschwänzigen Graupapagei, ein Karaktertier des tropischen West- und Zentralafrika; bald darauf traf er mit dem Häuptling **Sungula** zusammen, einem hervorragenden Jäger, der schon 80 Elephanten erlegt hatte und sein Elfenbein in der nahe gelegenen belgischen Station Kabambarre gegen Stoffe eintauschte.

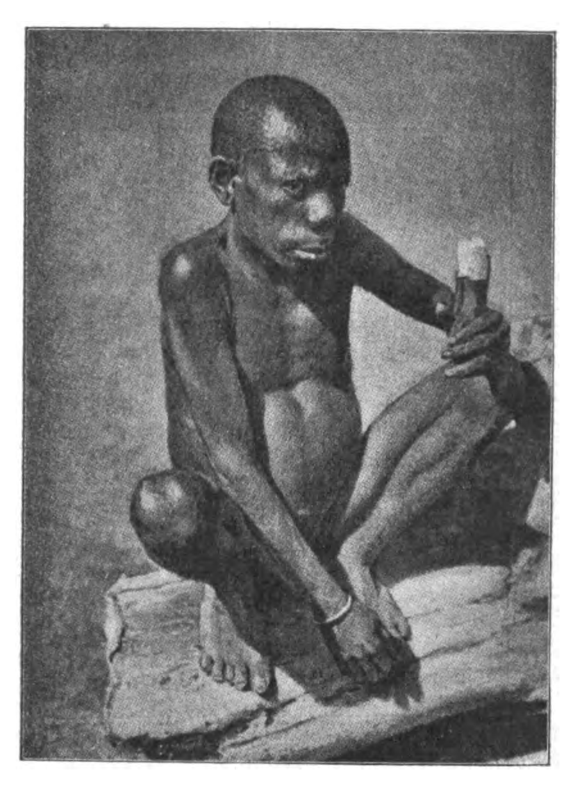
Mitten zwischen die Routen **Stanley's** und des Grafen **Götzen** fällt der Weg des Engländers **Lloyd**, der den großen Wald in 20 Tagen von der Westgrenze von Englisch-Uganda bis zum **Ituri** kreuzte. Er fand ihn nur theilweise wegsam, meist durch dichtes Schlinggewächs versperrt und in dämmeriges Zwielicht gehüllt, so daß es stellenweise selbst mittags unmöglich war zu lesen. Der Marsch war nicht nur schwierig, sondern auch gefährlich, da die uralten, morschen, noch nie gestörten Baumriesen beim Herannahen der Karawane öfter zusammenbrachen. **Lloyd** maß einen solchen über seinen Pfad gestürzten Stamm mit 20 Fuß im



Umfang. Oft wurde die Todtenstille des Waldes von dem Donner der stürzenden Bäume unterbrochen. Lloyd bemerkte auch bedeutenden Wildreichthum. Er fand den Wald stark belebt von Elephanten, Büffeln, Antilopen, Wildschweinen und Leoparden. Auch der Gorilla und vor allem der Schimpanse sind Bewohner des Urwaldes. Der Reisende traf überall Spuren der in dem großen Urwalde hausenden Zwerge, die, ohne daß er es bemerkt hatte, seinem Pfade stellenweise gefolgt waren. Sie benahmen sich außerordentlich furchtsam, so daß er nur mit Mühe eine Momentphotographie von ihnen erlangen und einige Messungen vornehmen konnte. Keiner von ihnen hatte über 4 Fuß (1·22 Meter), dabei waren aber alle gut gebaut, kräftig, mit breiter Brust und langen, auf die Brust reichenden Bärten. Ihre Augen rollten fortwährend unruhig umher, wie die der Affen; doch zeigten sie ein intelligentes Wesen und mit einem Häuptling unterhielt Lloyd ein längeres Gespräch. Ihre Kleidung beschränkt sich auf einen Rindenschurz um die Hüften, ihre Waffen bestehen aus Bogen mit vergifteten Pfeilen und aus kleinen Speeren. Der Reisende glaubt auch Spuren religiöser Regungen bei ihnen entdeckt zu haben. Mehrfach fand er am Fuß größerer Bäume kleine Bündel mit Nahrungsmitteln, die aus ein paar Waldbohnen oder einer Handvoll Reis bestanden und sauber in etwas Rindenzeug eingewickelt waren. Auch kleine Töpfe mit Honig waren am Stamme solcher Bäume niedergesetzt. Ferner sah er einige kleine, den Fetischhütten der Neger ähnliche Tempelchen von viereckiger Giebelform, während die Schlafhütten der Zwerge halbkugelförmig und kaum meterhoch sind. Danach schien es ihm, als ob die Zwerge den Geist der großen Bäume verehren, unter denen sie leben.

Später hat der britische Spezialkommissär Johnston von Uganda auf einer Reise nach dem anstoßenden Kongogebiet die Zwerge noch genauer beobachten können. Er führte sogar einige von ihnen, die auf englisches Gebiet verschleppt worden waren, ihren Wohnsitzen wieder zu. Er konnte sie photographiren und ihre Geräthe und Waffen sammeln. Ihre ganze Art erschien ihm affenartig, ohne abstoßend zu sein; mit einer abschreckenden Häßlichkeit verbinden sie Intelligenz, Lustigkeit und Lebhaftigkeit in allen ihren Bewegungen. Sie bilden kleine Sängergesellschaften und führen Tänze auf, die ausgelassen und im Gegensatz zu denjenigen der Neger von anmuthigen Bewegungen sind. Als auffallendstes Merkmal der Pygmäen erschien auch ihm die unförmliche Plattheit und Breite der Nasen, die bei ungewöhnlich großen Flügeln kaum einen ausgeprägten Rücken zeigen. Obwohl sie keine eigene Sprache mehr besitzen, sondern die Idiome der umwohnenden Neger sprechen, schieben sie in diese Sprachen doch Schnalzlaute ein, welche dieselben der Buschmann- und Hottentottensprache ähnlich machen; mit den kleinen Buschmännern Südafrikas haben sie auch körperlich die größte Aehnlichkeit. Uebrigens fand Johnston, daß die Zwerge zwei verschiedenen Typen angehörten; die einen waren schwarzhäutig, mit einer Menge harter, gekräuselter, schwarzer Haare am Körper, die anderen, von gelblicher Hautfarbe, hatten röthliche Kopf- und gelblich-graue Körperbehaarung. Einige waren am ganzen Leibe stark behaart, und die Frauen zeigten gut entwickelte Bärte.

Die wichtigste Entdeckung Johnston's, der auch hier das Vorkommen von Schimpanse und Gorilla bestätigt fand, bleibt indessen der Fund eines neuen großen Säugethiers, das man selbst hier im Innersten Afrikas nach so vielen Jahren der Erforschung nicht mehr vermuthet hätte. Schon Stanley hatte von diesem Thiere, welches die Eingeborenen Okapi nennen, sprechen hören, und Johnston fand in der Gegend des Ituri und Semliki nicht nur die Schilder vieler Krieger



Ein Zwerg aus dem Semliki-Wald.

mit seiner Haut überzogen, sondern erlangte auch Felle und Schädel des Thieres und sandte sie nebst einem wohlgelungenen Aquarell nach London. Das Okapi bewohnt paarweise die Urwälder und wird hier von den Zwergvölkern in Gruben gefangen; es ist auch sonst sehr leicht zu erlegen, so daß seine Ausrottung wie die des Quagga im Kaplande zu befürchten steht. Es hat die Größe eines starken Ochsen und vereinigt nach Johnston die Merkmale von Pferd und Antilope in sich, besitzt jedoch keine Hörner, sondern einen giraffenähnlichen Schädel. Die Grundfarbe des Felles ist einfarbig rothbraun, an den Unterschenkeln und den Hinterbacken wechseln dunkelbraune mit weißen Streifen, so daß die Zeichnung hier zebraartig ist. Die Nahrung des Thieres besteht aus Blättern und Zweigen, die es mit seiner beweglichen Giraffenzunge leicht abreißt. Der König der Belgier als Herrscher des Kongostaates hat sofort die



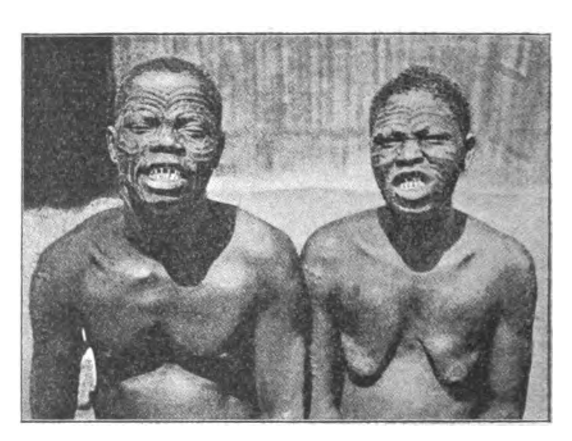
Ein Fisch aus dem Kwango.

Schonung des seltenen Wesens angeordnet, das unter den lebenden Thieren keine näheren Verwandten mehr besitzt. Die Ansicht Johnston's, daß das Okapi pferdeartig und mit dem ausgestorbenen, in Kleinasien und Griechenland gefundenen Helladotherium verwandt sei, einem Wiederkäuer der Tertiärzeit, mußte Professor Lankester nach der Untersuchung der eingesandten Theile abweisen: das Okapi ist ein Spalthufer und als eine Art kurzhalsiger Giraffe anzusehen.

Die Eingeborenen erlegen das Okapi gleich allen anderen Thieren, deren sie habhaft werden können, zweifellos in erster Linie des Fleisches wegen. P. Brielmann, der die Kongoneger in der Gegend des Kwango genauer studiren konnte, schreibt, daß dieselben in der Beschaffung ihrer Lebensmittel keineswegs wählerisch sind und daß die Zahl der »mbizi«, d. h. zur Nahrung geeigneten Thiere, bei ihnen sehr groß ist. Außer den meisten Fischen und Vögeln sind ihnen die Schlangen, Wildkatzen, Affen, Antilopen, Mäuse, Raupen, Heuschrecken und das meiste Getier des Waldes mbizi. Den Fischfang betreiben sie mit den verschiedensten Mitteln. In stehenden Gewässern, Sümpfen, Teichen wenden sie verschiedene Arten von Pflanzengiften an, die sie bwale nennen und ins Wasser werfen, um die Fische zu betäuben. Nachdem die an der Oberfläche erschienenen Fische mit der Hand gegriffen sind, werden sie oberflächlich geputzt, dann aber nebst den Eingeweiden, die auch beim großen Schlachtvieh nicht verschmäht werden, aufgegessen. Bei größeren Fischzügen sucht man ganze Teiche abzulassen oder wenn das nicht geht, so wühlen sie den Schlamm dermaßen auf, daß die Fische an die Oberfläche kommen müssen, wo man sie mit der Hand greift. Die Kwangoneger haben indessen auch gute Fanggeräthe, besonders Fischreusen und netzartige Flechtwerke, die sie geschickt zu handhaben verstehen. Die in der Regenzeit übertretenden Flüsse wühlen in ihre Ufer oft große Löcher, in welchen dann beim Fallen des Wassers Teiche zurückbleiben. Diese Pfützen trennen die Eingeborenen vom Flusse durch netzartige Schilfwände, deren Oeffnungen sämmtlich verschlossen werden, wenn das Wasser zu fallen beginnt. Die zurückbleibenden Fische werden dann mit Netzen gefangen. Die zum Theil großen Reusen werden aus Palmrippen geflochten. Zuweilen dämmt man einen Fluß regelrecht ab und legt in das Wehr eine Anzahl von trichterförmigen Reusen, in welche die Fische von der Strömung hineingetrieben werden, sich aber dann nicht gegen den Strom daraus befreien können.

Auf die Jagd ziehen die Neger nur in großen Trupps, in Begleitung von mageren Hunden, die eine Glocke unter dem Körper tragen, und mit unsäglich viel Geschrei. Letzteres mag vielleicht dazu dienen, gefährliches Wild, wie zum Beispiel Leoparden, mit denen die Neger nicht gern zu thun haben, zu verscheuchen. Die Vögel werden in Fallen gefangen. Zu den besonderen Leckerbissen gehören Heuschrecken, Raupen, die sogar gezüchtet werden, und Grillen, die sie in glühender Asche braten.

Was die Bewohner des Kongostaates betrifft, so sind sie durch die belgische Besitzergreifung ihres Landes nicht glücklicher geworden. Alle vorurtheilsfreien Besucher sind einig in der Verurtheilung der belgischen Kolonisationsart, die wohl auf äußerliche Verbreitung des Christenthums ausgeht, die Eingeborenen aber in Wirklichkeit nur als ein werthloses Werkzeug der Bereicherung benützt. Baron Maudot-Grancey fällt ein hartes Urtheil über diese Zivilisationsbestrebungen. „Die Negerrasse," sagte er, ‚die 300 Jahre Sklavenhandel ausgehalten hat, wird durch 50 Jahre Philantropie vernichtet werden. Jede Kolonisation ist unmoralisch, weil ihr Ziel die Unterjochung einer Rasse durch die andere ist. Die zu Unrecht als Barbarei verschriene Kultur der Araber ist die einzige, zu der



Kongo-Kannibalen mit gefeilten Zähnen.

die Schwarzen überhaupt gelangen können. Ein moralisirender Einfluß der Europäer auf den Neger findet nicht statt, im Gegentheil, Europäer sinken in ihrem Umgang mit dem Neger zu diesem herab."

In Uebereinstimmung mit anderen Besuchern, neuerdings auch wieder mit Thonner, der sich zwei Monate im nordwestlichen Kongostaat am Mangalla aufhielt, hält auch Maudot-Grancey den Kannibalismus im Kongostaat noch für sehr

verbreitet, und zwar in den schrecklichsten Formen. Wie Thonner mittheilt, ist selbst in den äußeren Bezirken, wo die belgischen Stationen sehr dicht liegen, das Verhältnis zwischen den Weißen und Negern das denkbar schlechteste. Entweder ließen die Neger bei der Annäherung der Weißen ihre Dörfer im Stich und flohen, oder sie versuchten bei hinreichender Uebermacht offene Feindseligkeiten. Im großen und ganzen beruht die Herrschaft der Belgier im Kongostaat lediglich auf ihren Gewehren.

Das Hauptobjekt der europäischen Thätigkeit am Kongo ist ja bis jetzt das Elfenbein, zu dessen Gewinnung der Neger lediglich das Mittel ist. Von einem ehrlichen Handel mit den Eingeborenen ist dabei keine Rede. Die weißen und schwarzen Agenten des Staates stellen jedem Elfenbeinvorrath der Negerhäuptlinge mit List oder Gewalt nach und wissen sich seiner bald genug zu bemächtigen. Gegen den Elephanten selbst wird ein mörderischer Ausrottungskrieg geführt, und das neueste Schonungsedikt des Königs der Belgier würde sicherlich nicht erlassen oder doch erfolglos sein, wenn das Okapi mit zwei Stoßzähnen auf die Welt gekommen wäre. Von den 292.000 Kilogramm Elfenbein, die 1899 auf den Antwerpener Markt kamen, waren 273.000 aus dem Kongostaat. Ein wie großer Theil davon aus den Nachbarstaaten auf Schleichwegen in die Hände der Kongohändler gelangt war, die ihre Verbindungen mit den arabischen Kaufleuten skrupellos ausnützen, läßt sich leider nicht berechnen. Sicher ist nur, daß an dem Elfenbein und dem Kautschuk des Kongo mehr unnütz und schädlich vergossenes Blut klebt als an allen anderen Produkten Afrikas — ausgenommen das fluchbeladene Gold, das künftighin seinen Weg aus den Gruben von Johannesburg auf den Weltmarkt finden wird.

Ostafrikanische Streifzüge. An den Gletschern des äquatorialen Afrika.

Afrika ist, als einer der ältesten Erdtheile, seiner meisten hochragenden Gebirge durch Verwitterung und Erosion beraubt, zu einer Zeit, in der das Klima wahrscheinlich ein anderes war als heute. Nur an wenigen Stellen ragen aus der gewaltigen Tafel, die Wind, Wetter und Wasser aus dem einstigen Relief dieses Erdtheils geschaffen haben, noch zusammenhängende Gebirgsgruppen oder gar einzelne gewaltige Berge in das Gebiet des ewigen Schnees empor.

Daß die berühmteste und bekannteste dieser Berggruppen, der Kilimandscharo, vom Fuße bis zum Gipfel deutsches Gebiet darstellt, mag wenigstens den Naturfreund und Jäger dafür entschädigen, daß Deutschland bei der Vertheilung Afrikas den vollen, ihm zukommenden Theil bis jetzt nicht erhalten hat. Es ist gleichzeitig auch der natürliche Grund dafür, daß bei der Erforschung des Kilimandscharo deutsche Thätigkeit am meisten gethan hat. Der fleißigste und berufenste unter diesen Forschern ist seit ungefähr 15 Jahren Dr. Hans Meyer,[1]) der neuerdings wieder in einem prächtigen Werke von seinem letzten Besuche und seiner Umwanderung des ganzen Gebirges berichtet hat. Der Kilimandscharo erhebt sich aus den wasserarmen Steppen zwischen der Küste und dem Seengebiete als ein vulkanisches Massengebirge von 60 Kilometer Durchmesser. Sein Fuß steigt in mehreren langen Absätzen theils mit spärlicher, theils aber auch mit tropisch üppiger Vegetation empor, die sich in der Höhe von etwa 1700 Meter zu einem prachtvollen, geschlossenen Urwaldgürtel verdichtet, der die ganze Zone bis etwa 3000 Meter Höhe auf der Südseite und 2500 Meter auf der Nordseite erfüllt. Erst oberhalb dieses Berggürtels, in der alpinen Gräserzone, beginnt das eigentliche Steigen. Hier erhebt sich der gewaltige 4600 Meter hohe Schirakamm, an dessen einem Ende als eine 800 Meter höhere, schwarze, furchtbar zerrissene Ruine der Kegel des Kimawensi (der „Dunkle") aufragt, der an seinen mauerartigen Steilwänden weder Firn noch Gletscher trägt. Gegen das andere Ende des Kammes ragt bis 6010 Meter die eisbedeckte Kratermauer des Kibo (der „Weiße") auf, der als ein Gebiet des ewigen Schnees im Jahre 1848 von dem deutschen Missionär Rebmann entdeckt wurde.

Von Jägern, Touristen und anderen Europäern, die es eilig haben, wird der Kilimandscharo zumeist mit Hilfe der englischen Ugandabahn aufgesucht, die kaum 60 Kilometer entfernt an seinem Nordostfuße vorüberführt. Vom deutschen Küstengebiet führt eine Karawanenstraße über zahlreiche Zwischenstationen zu den Ansiedelungen und Posten des Gebirgsfußes und des oberen Pangani.

Die unter dem Urwald liegende Zone ist im Gegensatz zu der Steppe, aus der sie emporsteigt, von zahlreichen Bächen bewässert, wohl bebaut und ziemlich dicht bewohnt von den Dschagga, unter deren Dörfern sich auch die Stationen Moschi und Marungu der deutschen Schutztruppe befinden. Hier gedeihen nicht allein die gewöhnlichen Anbaugewächse der Eingeborenen: Mais, Bohnen, Bananen, sondern auch europäische Gemüse, die von den Deutschen eingeführten Kartoffeln, ferner Apfelsinen, Zitronen, Eukalyptusbäume und Baumwolle. Während die Dörfer bis etwa 1500 Meter reichen, erstrecken sich die Weiden und Bananenhaine bis nahe an die untere Grenze des Urwaldes. Alles dies gilt aber nur für die geschützte Südflanke, während sich auf der Nordseite die Vegetation der Steppe: Dornen, Akazien und Kandelaber-Euphorbien, bis an den unteren Urwald ausdehnt, dessen Uebergangszone aus einer parkartigen Landschaft von niedrigem, dichtem Buschwald besteht. Einen anschaulicheren Eindruck von diesen Landschaften am Fuß des Gebirges mag uns eine Schilderung v. Schellendorff's,[1]) der mit dem Maler Kuhnert auf einem Jagdstreifzug am Mverimveri-Fluß begriffen war, verschaffen.

„Wir marschirten morgens mit Sonnenaufgang quer durch die Steppe in direkter Richtung auf Moschi zu. Es war ein prachtvoller Morgen; die aufgehende Sonne warf lange Streifen in den

[1]) Dr. Hans Meyer, der Kilimandscharo. Berlin 1900.

[1]) Thierbeobachtungen und Jagdgeschichten aus Ostafrika, Berlin 1900.



Dunstkreis am Horizont, der Boden dampfte, der schneeige Krater des Kibo glühte goldig im Morgenroth und schien über den darunter lagernden Wolken wie ein fremdartiger, riesiger Himmelskörper mit eigenem Glanz frei am Horizont zu schweben. Leider währt solch eine genußreiche Morgenstimmung in den Tropen nur allzu kurze Zeit, ebenso wie das Abendglühen; und eben diese Kürze trägt nicht wenig dazu bei, daß der Mensch sie mit umso volleren Zügen zu genießen sucht; denn bald tritt die Sonne mit ihrer verzehrenden Gluth in ihre Rechte und drückt der ganzen Landschaft das Gepräge einer trostlosen Dürre auf. Als wir kaum eine Viertelstunde unterwegs waren, erblickten wir auf ungefähr 400 Meter Entfernung ein starkes Nashorn, welches äsend langsam durch die Ebene schritt. Zwischen den hohen Uferbäumen des Flusses und dem Urwald, der den Fuß des Kilimandscharo hier umgibt, also auf eine Entfernung von drei bis vier Kilometer standen nur ab und zu vereinzelte Bäume und Sträucher, während sonst die ganze Ebene mit kaum zehn Zentimeter hohem Gras bewachsen war." Die sich anschließende Jagd können wir, da sie ergebnislos blieb, übergehen, doch seien einige Bemerkungen über den noch immer erstaunlichen Wildreichthum des Kilimandscharo und der benachbarten Gebirge gemacht. Einer der erfahrensten afrikanischen Jäger, von Eltz, erlegte am Kilimandscharo allein 40 bis 50 Nashörner. Außer von diesen sind aber Gebirge und Ebenen sehr reich belebt von den meisten großen Wildarten, die überhaupt in Afrika noch vorkommen. Von einem Streifzuge in der Umgegend der Station Mbuguni erzählt Schellendorff über den ihm auf dem Lal-Beneberg gewordenen Anblick: „Endlich waren wir oben . . . Der Anblick, der sich mir bot, war so vielseitig, so überwältigend, daß es mir schwer wird, ihn mit Worten wiederzugeben. Der erste Eindruck war eine feenhaft schöne Landschaft mit verschwommener Ferne und im Vordergrund ein fabelhafter Wildreichthum. Gleich unter uns ein Rudel von sechs Giraffen, auf kaum 400 Meter Luftlinie; drei Kudu-Antilopen, der stattliche Bock und zwei Kühe, gingen in langem Galopp den letzten Hang hinunter, daß der Sand aufwirbelte, in die Ebene zu den Giraffen hin, die ihnen erstaunt entgegen blickten und die Weichen mit ihren langen Schwänzen peitschten; ein Nashorn bummelt dicht hinter den Giraffen vorbei; überall, wohin das Auge blickte, Antilopen, einzeln und in Herden, Gazellen und Zebras, letztere theilweise in Herden bis zu 100 Stück. Einer meiner Ndoborobboführer zeigte mir auf ungefähr 500 Meter zwei Strauße und meinte, ich sollte doch mal mit dem Fernglas sehen, ob sie Küken bei sich hätten. Und richtig, mit dem Glas konnte ich eine ganze Schar winziger Küken erkennen, die auf der hellen Sandfläche geschäftig zwischen den Alten hin und her liefen; es mochten acht bis zehn Stück sein." Während die Schwarzen versuchten, die Straußküken zu fangen, konnte Schellendorff von seinem erhöhten Standpunkt stundenlang diesen Wildreichthum beobachten, zu dem sich als Störenfriede später noch ein Löwenpaar hinzugesellte.

Um zu der Vegetation des Gebirgsstockes zurückzukehren, besteht die breite Urwaldzone hauptsächlich aus riesigen Wollbäumen, Farnen und Schlingpflanzen; am interessantesten jedoch ist die Flora der alsdann zwischen 3000 und 4000 Meter sich erstreckenden alpinen Steppe. Durch ein mannshohes Dickicht von Adlerfarren gelangt man in ein Grasland, das hauptsächlich mit Eriken und Immortellen untermischt ist; bis 3700 Meter findet sich auch das Riesenkreuzkraut Senecio Johnstoni, das zwischen vier und sechs Meter Höhe erreicht, von dem Meyer jedoch beim Aufstieg zum Schirakamm mannsdicke Stämme von sieben bis acht Meter Höhe und gewiß 40 bis 50jährigem Alter fand. Von 4100 Meter an sind nur noch die Immortellen imstande, mit ihrem kompakten, verfilzten Polster der herrschenden Trockenheit und den Temperaturschwankungen zwischen 50 und 60° Sonnenhitze bei Tage und 5° Kälte bei Nacht zu widerstehen, 150 Meter höher jedoch räumen auch sie der verwitterten und geborstenen Lava, dem Schnee und den Gletschern das Feld.

Die Gipfelpartie des Kilimandscharo ist eine, über einem alten Einbruchs- und Schollengebirge entstandene vulkanische Landschaft. Nach Professor Meyer's neuesten eingehenden Forschungen ist aus einer alten Einbruchsspalte des Gebirgssockels zuerst der Schirakamm und der furchtbar zerrissene, in seiner ehemals viel höheren Gipfelpartie schon vollständig wieder zerstörte Kimawensi oder Mawensi durch Lavaergüsse entstanden; die Kraterpartie, einst vielleicht höher als der Gipfel des Kibo, ist zur Hälfte ganz vernichtet, zur anderen Hälfte durch Verwitterung in einzelne Zähne und Zacken zerfurcht. Aelter übrigens als der Mawensi selbst ist das vielleicht aus einer Vulkanreihe entstandene Schiragebirge. Als der Mawensiherd erschöpft war, kam die Lava im westlichen Theil des Schirakammes zum Ausbruch und thürmte in ziemlich später Zeit den dominirenden Gipfel des Kibo auf, dessen Spitze auch einmal bedeutend höher als heut gewesen sein dürfte. Durch ihren Einbruch ist der zwei Kilometer weite, von 200 Meter hohen Rändern umgebene Kraterzirkus entstanden, dessen Steilwände außen größtentheils, innen nur an der Nordseite, von einem Eismantel bedeckt sind. Durch einen tiefen Riß an der Westseite tritt das Eis dieses Kessels als mächtiger Gletscher ins Freie und reicht in dem großen Barranco, einer 1000 Meter tiefen, in die Westflanke des Kibo gerissenen Schlucht, etwa bis 4000 Meter hinab. Ueber der Umwallung des Kraterkessels erhebt sich am Südrande als höchste Klippe die von Hans Meyer zuerst bestiegene Kaiser Wilhelmspitze bis zu 6010 Meter, der höchste Punkt des afrikanischen Kontinents — wie bis vor kurzem als gewiß angenommen wurde. Dem Barranco gegenüber weist die Kraterumwallung einen zweiten tiefen Einschnitt auf, die Hans Meyerscharte, durch welche der Forscher, wie bei früheren Gelegenheiten, so auch diesmal wieder den Kraterboden erreichte.

Dr. Meyer bestieg bei seinem letzten Besuch mit dem Maler Platz und 38 Negern zunächst von Moschi aus den Mawensi bis zur Höhe von 4000 Meter und entdeckte an der Nord-



ostseite des zerrissenen Bergstockes eine ähnliche, tief eingeschnittene Spalte, wie sie der Kibo besitzt, und wie nur gewaltige Gebirgseinbrüche, nicht aber Verwitterungseinflüsse, sie hervorbringen können. Es muß durch den ganzen Gebirgsstock nach seiner vulkanischen Aufthürmung ein ungeheuerer Bruch mit einer Zerreißung aller Schichten hindurch gegangen sein. Durch den nördlichen Urwaldgürtel, den man von dem Colobus Guereza, dem schönsten afrikanischen Affen, bewohnt fand, erreichte man die hochgelegenen Ansiedelungen der ziemlich verkommenen Massai und näherte sich von hier aus dem Gipfel des Kibo. Im Krater desselben war die Eismasse seit der letzten Besteigung im Jahre 1889 stark vermindert, und auch die Gletscherzungen reichten an den Bergflanken nicht mehr so weit wie früher herab. Ihre Enden liegen bei 5000 bis 4700, an einer einzigen Stelle im Barranco bis 4000 Meter hinab; es wurde jedoch festgestellt, daß früher die Gletscher des Kibo etwa bis 3700 Meter reichten, was nur auf eine ehemalige, auch in Afrika vorherrschende Eiszeit mit größeren Niederschlägen und niedrigeren Temperaturen zurückgeführt werden kann. Mehrere Wochen wurden von verschiedenen Lagern aus, die in 4300 bis 4700 Meter Höhe lagen, und in denen die mitgenommenen Nansen'schen Schlafsäcke aus Pelz gute Dienste leisteten, die verschiedensten Streifzüge durch und um das Gipfelgebiet unternommen. Den Kibo von der westlichen Seite her, wo er sich nach dem Durchdringen des Urwaldes als ein unersteigbarer, 1000 Meter hoher Eisdom präsentirt, zu erklimmen, erwies sich unmöglich; Meyer, der ihn auf dieser Seite allein besuchte, entdeckte hier mehrere neue Gletscher und ein umfangreiches, mehrere Quadratkilometer großes Firngebiet.

Nachdem man über den Schirakamm und den Urwald nach 17tägigem Biwakiren im Hochgebirge wieder die Dörfer und die Bananenhaine des südlichen Gebirgsfußes erreicht und sich dort bei den Dschagga einige Zeit erholt hatte, erstieg Meyer in Begleitung des Paters Romer aus der französischen Mission der „Väter des heiligen Geistes" noch einmal die Südflanke des Kibo, die bisher noch völlig unerforscht war. Man fand auch hier zahlreiche, neuerdings stark abgeschmolzene und mit dickem Schutt bedeckte Gletscher.

Just unter dem Aequator liegt etwa 300 Kilometer nördlich unseres deutschen Kilimandscharo sein englischer Zwillingsbruder, der Kenia, nach der bisherigen Anschauung der zweithöchste der afrikanischen Bergriesen. Auch den Kenia hat, und zwar im Jahre 1849, ein deutscher Missionär mit Namen Krapf entdeckt. Aber während der südliche Gletschergipfel Kibo ziemlich früh und eingehend untersucht wurde, ist der Kenia erst in den Achtziger-Jahren zum Gegenstand der Forschung gemacht und erst in der neuesten Zeit bis auf den Gipfel bestiegen worden. Sein Bezwinger ist der englische Geograph G. J. Mackinder, der 1899 auf eigene Kosten mit einem Begleiter, einem Ausstopfer und zwei Schweizer Alpenführern dem Kenia einen gründlichen Besuch abstattete. Nachdem mit den südlich wohnenden Magombe ein Vertrag wegen der Lieferung von Nahrungsmitteln geschlossen war, brach die 170 Mann starke Karawane von der Ugandabahn nach dem Kenia auf. Drei Tage waren nöthig, um den Urwaldgürtel, der den Kenia ganz ähnlich wie den Kilimandscharo umgibt, und der nur von Elephantenpfaden durchzogen ist, mit Axt und Buschmesser zu durchbrechen. Als in der Höhe von 4200 Meter das erste alpine Standquartier errichtet war, wurde Mackinder bereits in das untere Hauptlager zurückberufen, wo schon jetzt, wahrscheinlich durch den unausrottbaren Leichtsinn der Neger, der Proviant anfing, auszugehen. Der Engländer schickte eine Karawane zum Einkauf neuer Lebensmittel fort und begann inzwischen mit den beiden Schweizern und seinem Begleiter Hausburg den Anstieg. Man erreichte den schon früher bekannten Lewisgletscher, überschritt ihn und kam am Abend bis an den Fuß der Gipfelpyramide. Hier gebot in 5130 Meter Höhe eine senkrechte Felswand dem Vordringen Halt und nöthigte zu einem wenig angenehmen Nachtlager. „Erst um 10 Uhr," erzählt der Reisende, „begann der Ostwind, der bis dahin durch die Spalten der Felswand hinter uns stöhnte und kreischte, uns zu fassen und mit Schlägen kalter Luft zu überfallen, so daß uns die Knie zitterten und wir uns enger aneinander schmiegten. Der Himmel war wolkenlos und die unbewegten Sterne verbreiteten Helle genug, um uns die kleinen Seen des Zweitarn-Col im Westen vor uns zu zeigen. Um drei Uhr ging der Mond auf, der sein kaltes Licht auf das Wolkendach von Kikuyu warf und mit seinem diffusen Schein den im Schatten 1500 Fuß unter uns liegenden Darwingletscher erhellte." Das kalte Biwak war umsonst gewesen, denn nach Ueberwindung der Felswand nöthigte am nächsten Morgen ein tiefer Spalt die Reisenden zur Umkehr. Hausberg unternahm nun einen Orientirungsmarsch um die ganze Spitze, während Mackinder nach dem Lager am Sagana zurückkehrte. Hier war inzwischen eine wahre Hungersnoth ausgebrochen, und es schien nichts weiter übrig zu bleiben, als sich auf die bewohnten Gebiete zurückzuziehen, als noch in letzter Stunde die ausgesandte Proviantkolonne mit frischen Nahrungsmitteln eintraf. Nun wurde über das Eis des Darwingletschers, wo Hunderte von Stufen gehauen werden mußten, der dritte Vorstoß auf den Gipfel gemacht, und am Mittag des 13. September stand man endlich auf der höchsten, damals schneefreien Spitze in einer Höhe von 5520 Meter. Ein Krater wie am Kibo ist nicht mehr vorhanden, der Gipfel ist in eine Menge von Graten und Spitzen aufgelöst, von denen Mackinder die beiden höchsten nach zwei sagenhaften Häuptlingen des Massaistammes Batian- und Helion-Spitze taufte. Zwischen den Graten senken sich im ganzen 15 kleine Gletscher hinab, deren Lage und Länge bei der späteren Umwanderung genauer festgestellt wurde, im Durchschnitt endigen sie etwa in 4400 Meter Höhe, ihre Länge beträgt etwas mehr oder weniger als 1 Kilometer. Daß der Kenia, der nicht höher ist als der schneelose Ostgipfel des Kilimandscharo, der Mawensi, eine verhältnismäßig starke Eisbedeckung hat, liegt wohl an seinen tieferen Thaleinschnitten, oder an seinen größeren Nieder-

schlägen. Meist ist der ganze Gipfel in ein Nebelmeer gehüllt, aus dem jedoch die Spitzen häufig hervorschauen. Das Wort Kenia selbst bedeutet in schlechtem Massaidialekt nichts weiter als Nebel. Von der Spitze sieht man dann auf ein riesiges Meer von weißem Nebel hinab, welches Mackinder als das Wolkendach von Kikuyu bezeichnet und auf dem er in einer Entfernung von 130 Kilometer die Kuppen eines anderen Gebirges wie Inseln auf dem Meere schwimmen sah. Es war übrigens, um nicht den gefährlichen Nachmittagsstürmen des Gipfelgebietes zum Opfer zu fallen, kaum eine dreiviertelstündige Rast auf der Spitze möglich.

Die Abhänge des Kenia besitzen nicht, wie die des Kilimandscharo, ständige Ansiedlungen unterhalb des Urwaldgürtels, indessen wird der Berg bis über den Urwald hinaus von dem Jägerstamm der Wandorobbo besucht, welche an diesen Abhängen dem Großwild des Urwaldes nachgehen. Die Lagerspuren dieser jagenden Stämme, Feuerstellen und Grashütten, traf man bis 3000 Meter Höhe häufiger an, einen Trupp der Jäger selbst traf Mackinder noch in 3660 Meter Höhe. Fast in derselben Höhe fand er noch Elephantenspuren, in mehr als 4000 Meter Höhe sah man einen Leopard, und Büffelspuren ließen sich bis in die Nähe der Gletscher verfolgen. Ob der Wildreichthum an den öfter von englischen Sportsleuten besuchten Abhängen des Kenia noch ebenso bedeutend oder gar bedeutender ist als am Kilimandscharo, bedarf noch näherer Untersuchungen.

Bis vor kurzem galten, wie gesagt, diese beiden Riesengipfel für die Kulminationspunkte des afrikanischen Kontinents. Wohl war jenseits des gewaltigen Viktoria-Nyansa an der Grenze von Englisch-Uganda und dem Kongostaat noch ein gewaltiger Hochgipfel bekannt, der auf einer alten, vulkanischen Einbruchsspalte stehende Ruwenzori, dem die Karten 5000 bis 5500 Meter gaben. Neben seinem Fuß fließt vom Albert Edward- zum Albertsee der linke Quellfluß des Weißen Nil, der Semliki, in dessen Wäldern Johnston die früher geschilderten Zwergvölker beobachtete. Eben derselbe Forscher nun, dessen Zuverlässigkeit kaum anzuzweifeln ist, besuchte auf der Rückkehr von jener Reise auch den Ruwenzori und unternahm zum erstenmal eine theilweise Besteigung. Dieselbe führte ihn bedeutend über die permanente Schneegrenze hinaus bis in 4500 Meter Höhe. Steile Wände, eisige Winde und Schneestürme nebst seiner ungenügenden Ausrüstung verhinderten einen weiteren Aufstieg. Jedoch bot sich von diesem Punkte der überraschende Anblick eines weit über die bisherigen Annahmen emporsteigenden Gipfels, den Johnston auf etwa 6250 Meter schätzte. Wenn in dieser Annahme nicht ein ganz bedeutender Irrthum liegt, was demnächstige genauere Untersuchungen wohl feststellen werden, so würde allerdings der Kilimandscharo seinen Rang an diesen zentralafrikanischen Bergriesen abtreten müssen. Johnston fand an dem Berge einen großen, bis etwa 4000 Meter herabreichenden Gletscher und eine Reihe von bisher unbekannten Thieren, darunter eine neue Antilope und einen neuen Affen. Den Geographen und Naturforschern ist also hier wieder ein neues Gebiet zur näheren Erforschung aufgethan.

Einen neuen Besteigungsversuch am Ruwenzori unternahmen übrigens, nach den Veröffentlichungen der Londoner Geographischen Gesellschaft, im August 1901 die Engländer Wylde und Ward. Wie Johnston und vor ihm Moore, stiegen auch sie von Osten durch das Thal des Mabuko auf. Am 8. August begann die Kletterarbeit in Begleitung eingeborner Führer. Der rauschende Strom durcheilt eine Farrenkrautwildnis in tiefen Schluchten. Auf einem Grat zwischen diesem und dem Nachbarthal, unter einem vorspringendem Fels, der steilrecht 250 Fuß über dem Mabuko hängt, wurde das erste Lager aufgeschlagen. Unter Donner, Regen und eisigen Windstößen brach der nächste Tag an. Durch Bambuswälder, durch in Nebel gehüllte Thäler voll brauender Wolken gewannen die Reisenden das zweite Biwack und am dritten Tage die Schneegrenze. Ueber schwierige Gebirgspartien wurden die Gletscherzungen erreicht und mit ihnen ein großartiger Anblick des Hochgebirges. Die Eingeborenen zurücklassend, drang Wylde über das Gletschereis noch etwas weiter aufwärts, kehrte aber bald wieder um, da es unmöglich erschien, mit dieser Ausrüstung den noch weit entfernten Gipfel zu erreichen. Wylde glaubt, über Johnstons höchsten Punkt noch etwa 150 Meter hinausgelangt zu sein; er schätzte aber die höchsten Spitzen auf nicht mehr als 5800 Meter.

Aus dem ostafrikanischen Seengebiet.

Mit dem Ruwenzori und der Gegend des Albert Edward-Sees, just da, wo die Grenzpfähle des englischen Uganda, des deutsch-ostafrikanischen Landes und des Kongostaates zusammenstoßen, betreten wir eins der merkwürdigsten, ja eigentlich neuentdeckten Gebiete des dunklen Welttheils. Erst 1894 fand Graf Götzen hier zwischen dem Albert Edward- und Tanganyikasee ein großes neues Wasserbecken von 100 Kilometer Länge und unregelmäßiger Gestalt, umgeben von hohen Gebirgen, und an den Ufern bewohnt von unbekannten Stämmen. Der neue See wurde Kivu-See genannt, in seiner Nachbarschaft befindet sich, fast das ganze Land zwischen ihm und dem Albert Edward-See bedeckend, eine umfangreiche Gebirgslandschaft von durchaus vulkanischem Karakter, und in ihr die einzigen noch thätigen Vulkane des ganzen Erdtheils.

Da sowohl der Kivu-See als das Vulkangebiet mit ihrem größten Theil Deutsch-Ruanda angehören, so sind die neueren Forschungen in dieser Gegend meist Deutschen zu verdanken. Nach Götzen und Langheld hat 1898 und 1899 der Engländer Grogan auf seiner Wanderung vom Kap nach Kairo auch die Gegend am Kivu-See und die Vulkanregionen durchwandert und einige Einzelheiten über den See berichtet, dessen Arme zu Tausenden ins Land einschneiden und mit Inseln übersäet sind. Die Höhe der größten von ihm erblickten Vulkane schätzt er auf 4000 Meter. Von Grogan's Nachrichten betraf die merkwürdigste

bis jetzt aber noch nicht kontrolirte das Vorkommen einer eigenthümlichen unbekannten Menschenrasse. „Es war," schreibt er, „ein großer Mann mit den langen Armen, dem hängenden Bauch und den kurzen Beinen des Affen, ausgesprochen mikrocephal und prognath. Gesicht, Körper und Glieder waren mit drahtartigem Haar bedeckt." Man ist stark versucht zu glauben, daß der Engländer wirklich nur einen alten Gorilla aus der Ferne gesehen hat.

Zu den neuesten Nachrichten über dieses afrikanische Vulkangebiet zählt ein interessanter Brief des kaiserlichen Grenzkommissars Hauptmann Hermann an den Professor Salomon in Heidelberg, aus dem einige Stellen hier mitgetheilt werden mögen. „Im Norden (des Kivu-Sees) sind breite Lavaströme des verschiedensten Alters in den See geflossen; die ältesten sind bereits zu schwarzer Erde zerkrümelt, auf der eine großartige tropische Vegetation gedeiht; die jüngsten sind noch ganz scharfzackig, ganz mit auskrystallisirten Augitzwillingen bedeckt und sehr olivinhaltig. Mit dem Fuß stehen sämmtliche Vulkane im Urwald, der an Ueppigkeit seinesgleichen sucht. Hoffentlich habe ich später Zeit, sie alle zu besteigen. Die Westgruppe enthält die thätigen, nämlich den etwa 3500 Meter hohen Kirunga Ysha Gongo, einen hohen, oben breit abgestumpften Kegel, der noch raucht, aber keine Lava auswirft; er ist von Götzen und dem englischen Major Gibbons bereits erstiegen. Hinter ihm liegt der niedrigere Kirunga Ysha Namlagira, der die Hauptthätigkeit entfaltet. Nach Götzen's Weitermarsch haben beide Vulkane erst einmal pausirt, so daß die Eingeborenen Götzen beschuldigten, er habe sie ausgelöscht und Hauptmann Langheld baten, er möge sie wieder anstecken. Dann ist ein furchtbarer Ausbruch des Namlagiri erfolgt, wobei riesige Urwaldareale durch Lava verbrannt wurden und der Berg sich höher aufwarf. Jetzt ist wieder etwas Sillstand, doch soll immer noch Lava fließen . . ." Die Mittelgruppe der Vulkane besteht aus zwei gewaltigen Kegeln von mindestens 4000 Meter Höhe; sie tragen, gleich allen übrigen, den bekannten Kranz von Urwäldern um ihren Fuß, der, für den Menschen fast undurchdringlich, nur von Elephanten, Schimpansen und Resten der Ureingeborenen belebt ist, die als Zwerge bezeichnet werden, aber keine sind. Sowohl am See als an den Vulkanen ist eine Menge von heißen Quellen gefunden, die zum Theil mit unseren berühmten Heilquellen eine große Aehnlichkeit besitzen.

Unsere Hauptkenntnis dieses Gebietes beruht indessen auf den Forschungen eines jungen deutschen Arztes, Dr. Richard Kandt, der seit mehreren Jahren am Kivu-See weilt und kürzlich über seine bisherigen Forschungsresultate in den „Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten" berichtet hat. Die erste Aufgabe, die sich Kandt gestellt hatte, war die, im Ruandagebiet den Quellarm des Kagera zu finden und damit die eigentliche Nilquelle, denn der Kagera bildet den größten Zufluß des Viktoria-Nyansa, der wiederum den Hauptquellarm des Weißen Nil speist. Kandt fand diese Quelle eine Tagereise östlich vom Kivu-See; der Quellarm heißt Rukarara und kommt aus einer üppigen Waldschlucht hervor, in welcher das Wasser nicht als sprudelnder Quell, wie viele Gewässer, aus dem Boden springt, sondern Tropfen nach Tropfen aus einem kleinen feuchten Kessel am Ende einer engen Klamm hervortritt. Die Ruandaleute, unter denen Kandt sich lange aufhielt, schildert er als wenig sympathisch, unfreundlich und träge, hochmüthig, aber im Grunde feig; sie der deutschen Herrschaft zu unterwerfen, hält er nicht für schwierig, da sie durch eine lange Knechtschaft entnervt seien. Wie mehrere Europäer vor ihm, so wurde auch Kandt auf seinen Wunsch zum Sultan von Ruanda geführt, er hat aber Grund zu glauben, daß weder er noch einer der anderen Reisenden den thatsächlich regierenden Sultan gesehen haben, sondern stets nur einen als Strohmann vorgeschobenen Zauberer Namens Pambarugambu. Die Scheu des Sultans vor den Fremden ist wohl auf abergläubische Bedenken zurückzuführen. Außer den großen Vulkanen Götzen's fand Kandt ganze Gruppen niedriger, erloschener Vulkane mit vielen hundert Kratern und Gipfeln, deren furchtbare Eruptionen, nach den angehäuften Lavafeldern zu schließen, vielleicht Jahrhunderte lang den nächtlichen Himmel geröthet und möglicherweise den Anlaß zu der Sage der Alten von den Mondbergen im fernen Süden Aethiopiens gegeben haben.

Im Westen von den Vulkanen entdeckte auch Kandt einen Pygmäenstamm, die Watwa, die dort zwischen den Kongonegern ein vagabundirendes Jäger- und Räuberdasein führen. Sie sollen am Wege in ihren Verstecken lauern und die vorüberkommenden Männer tödten und berauben, Weiber und Kinder jedoch mit fortschleppen, und werden deshalb von den übrigen Stämmen ebenso gefürchtet wie gehaßt. Am Westufer des Kivu fand der Forscher mehrere wohlangebaute und reich bevölkerte Landschaften, doch kann die Fruchtbarkeit der Gegend mit der Bevölkerungsvermehrung nicht mehr Schritt halten. Streckenweise drängen sich die Bewohner in riesigen Dörfern mit mehr als 1000 Hütten zusammen, und in Nyungu wird alljährlich, obwohl die Leute Landwirthschaft betreiben, der Nahrungsmangel so groß, daß Scharen von Weibern und Kindern über den See hinweg nach Ruanda verkauft werden. Auch Kannibalismus soll hier, wie überall im Kongostaat, noch stark getrieben werden. Zuletzt kehrte Kandt wieder an das Südufer des Kivu zurück und baute sich auf einer schön bewaldeten, fast durch den halben See reichenden Landzunge die Station Bergfrieden, um sie für längere Zeit als Wohnort zu benützen. Von Ruanda, der äußersten Provinz der deutschen ostafrikanischen Kolonie, spricht Kandt eine nicht übertriebene, aber doch im ganzen günstige Meinung aus. Trotz der Malaria hält er größere Theile, besonders die Gebirgslandschaften mit ihrem Reichthum an Quellen, Hochthälern und schönen Wäldern zur Besiedelung durch Europäer für geeignet. Das Klima ist in etwa 2000 Meter Höhe trotz der Nähe des Aequators angenehm. Einmal sah Kandt am Morgen nach einer kühlen Nacht sogar Eis, und die höchsten Vulkanspitzen tragen zuweilen in der Frühe eine leichte, weiße Schneehaube. Die

geistige und körperliche Spannkraft bleibt dem Kolonisten jedenfalls in diesen Höhen wie auch am Kilimandscharo länger gesichert als an der Küste. „Diese Arbeitsfähigkeit," sagt Kandt, „scheint mir für den Ansiedler das Wichtigste; ob er daneben ein paarmal im Jahre sein Fieber hat, das scheint mir umsoweniger ein Abschreckungsgrund zu sein, als die Fieber in den hohen Lagen zweifellos seltener sind und leichter überwunden werden als in der Ebene."

Es ist erklärlich, daß sich in dem ungeheuren Gebiete der deutschen ostafrikanischen Kolonie der unmittelbare Einfluß der Behörden auf die Küstengebiete und einige wichtige Punkte des Innern beschränkt: besonders auf dem großen Areal des Innern zwischen dem Viktoria-Nyansa und Tanganyika bleibt es den einzelnen Stämmen, Reichen und Herrschern bisher noch ziemlich überlassen, sich ihr Dasein nach ihrem Gefallen einzurichten.



Sudanesische Soldaten mit einem deutschen Offizier.

Man vermeidet sogar, sich in die niemals ganz aufhörenden Kämpfe und Streitigkeiten der einzelnen Sultane einzumischen und überläßt es ihnen selbst, so lange es irgend geht, miteinander fertig zu werden. Kommt einmal eine Abtheilung der Schutztruppen auf dem Marsch von der Küste ins Innere oder nach den Seen durch eines dieser Sultanate, so werden die Herrscher derselben je nachdem, ob sie von den Europäern Unterstützung gegen ihre Nebenbuhler erhoffen, oder aber selbst etwas auf dem Kerbholz haben, sie entweder mit dem Schein der Freundschaft und Unterwürfigkeit empfangen, oder aber sich für die Zeit des Durchmarsches möglichst unsichtbar machen. Ein anschauliches Bild dieser inneren Verhältnisse sowie der Gebräuche und Sitten des Landes gibt ein ausführlicher Bericht des früheren Kolonialhauptmanns A. Leue über seinen Zug von Unyamwesi nach Udjidji am Tanganyika („Globus" 1901, Juli).

Nachdem Leue mit seiner kleinen Askaritruppe den rebellischen Häuptling Tagaralla bei Limueme in Ugalla geschlagen hatte, marschirte er gegen das Reich Uwinsa weiter, an dessen Grenze er von zwei Abgesandten des Landesfürsten, des Sultans Kassanula, feierlich empfangen wurde. Der Sultan, der mit einem seiner Häuptlinge, Msoma, im Kriege lag, ohne daß es ihm gelingen wollte, sich dieses unbotmäßigen Vasallen, der sich für unabhängig erklärt hatte, wieder zu bemächtigen, hoffte hiefür auf die Hilfe des deutschen Hauptmanns. Er schickte noch in der Nacht Boten in das Lager der Schutztruppe und sandte dem Hauptmann einige große Elfenbeinzähne mit der Bitte, den Sultan am nächsten Morgen in dem benachbarten Orte Limusana zu erwarten.

An demselben Abend traf in dem Lager eine herumreisende Sängergesellschaft ein, an deren Spitze ein alter, im ganzen Lande berühmter Musiker stand. Leue ersuchte die Leute, ihre Künste ihm vorzuführen, und war von der Vollendung ihrer musikalischen Leistungen überrascht. Während der Alte auf einem vielsaitigen, kastenartigen Zitherinstrument sich selbst begleitete, unterstützten ihn vier junge Leute durch ihren zeitweilig einfallenden Chorgesang. Die Melodien waren, abweichend von der gewöhnlichen Musik der Neger, zart und weich, ja sentimental. „Gern hätte ich," schreibt Leue, „das merkwürdige Saiteninstrument in meinen Besitz gebracht, um es einem deutschen Museum zu überweisen. Ich bot daher dem Alten ein gutes Stück Geld dafür, der Mann war indessen so erschrocken und zeigte sich um sein Handwerkzeug so besorgt, daß ich anstandshalber von meinem Vorhaben Abstand nehmen mußte. Reich beschenkt zog der Troubadour mit seinen Jüngern von dannen."

In der Frühe des nächsten Morgens marschirte der Hauptmann mit seinen festlich geschmückten dunklen Truppen, mit entfalteter Fahne und unter Trommeln und Hörnern, der Feste Limusana zu, die seit längerer Zeit als der Sitz des aufständischen Häuptlings Msoma von Kassanula belagert wurde. Leue glaubte, daß zwischen den beiden Parteien ein Waffenstillstand verabredet sei, um die Sache unter seinem Beistand zur Vermittelung zu bringen, war deshalb einigermaßen erstaunt, als bei seinem Anzuge eine geschlossene Kolonne von Kriegern den Ort auf der anderen Seite verließ und im Walde verschwand. Vom Sultan Kassanula war keine Spur zu sehen, die ausgesandten Kundschafter kamen mit der Meldung zurück, der ganze Ort sei leer und offenbar in äußerster Bestürzung geräumt; die Herdfeuer brannten noch, die Morgensuppe stünde am Feuer, aber vor den Häusern säßen nur noch einige alte Weiber. Die Abziehenden waren in der That die Leute des unbotmäßigen Häuptlings gewesen, der in dem Glauben, die deutsche Regierung käme dem Sultan zu Hilfe, in überstürzter Flucht den Platz geräumt hatte, den er gegen Kassanula allein ohne Schwierigkeit gehalten.

Aergerlich ließ sich der Hauptmann unter einer Baumgruppe zwischen den beiden Befestigungsthürmen des Dorfes nieder, um wenigstens den Sultan zu erwarten, aber er hatte bereits sein Frühstück eingenommen und noch ließ sich kein Kassanula blicken. „Ich fing schon an," schreibt er selbst, „ungeduldig zu werden, als endlich gegen neun



Uhr ein mit Schellen behängter Läufer heraneilte, um mir anzukündigen, daß der Mtemi nahe. „Höchste Zeit," antwortete ich, und alsbald wandte sich der Mann um und trabte von dannen. Alles aber blieb still wie zuvor. Nach etwa einer halben Stunde kam ein zweiter Läufer heran und schrie schon von weitem: „Der Mtemi kommt!" — „Schön," erwiderte ich, „sag' aber deinem Mtemi, er sollte sich beeilen, ich marschirte sonst ab." — Im selben Augenblick war der Mann wieder verschwunden ... Schon war ich, des Wartens müde, im Begriff, das Zeichen zum Aufbruch zu geben, als ein dritter Läufer anzeigte, daß der Sultan ganz in der Nähe sei. Wirklich hörte man auch in der Ferne das dumpfe Getöse der Kriegspauken. Gleich darauf bog der Zug in unsere Straße ein; ihm voran wurde eine Heerde von sechs Rindern und etwa 60 Ziegen und Schafen getrieben, die zur Verproviantirung meiner Karawane dienen sollte.

„Den eigentlichen Aufzug eröffneten zwei Männer, die zwei werthvolle Elfenbeinzähne, ein Geschenk für mich, auf den Schultern trugen. Sodann kamen mehrere buntgekleidete Medizinmänner und Paukenschläger, sowie eine Schar von etwa 50 hübschen Frauen, welch' letztere in Reih und Glied einhertänzelten und Stäbe in der Hand schwangen. Im ersten Augenblick hielt ich diese schmuckbehängten jugendlichen Weiber für eine Art von weiblicher Leibgarde, indessen wurde ich bedeutet, daß sie den Harem des Sultans bildeten. Endlich erschien, umgeben von seinen Veziren, Wanyampara und Läufern, der Mtemi selbst, auf einem herkulischen Manne reitend. Angethan war er mit einem rothen Gewande von Goldbrokat. Den Beschluß der Kolonne machten einige Kriegerabtheilungen ...

„Während ich meine Soldaten ins Gewehr treten ließ, blieb ich selbst ruhig sitzen und ließ die bunte Gesellschaft defiliren. Als der Sultan auf 20 Schritt Entfernung bei mir angelangt war, wurde er von den Seinen sorgsam und langsam zu Boden gelassen. Die Augen gesenkt, blieb er, ohne sich zu rühren, stehen. — „Wenn der Berg nicht zu Mohammed kommt, geht Mohammed zum Berge," dachte ich und ging auf den Sultan zu, um ihn zu begrüßen. Kassanula, ein Mann von etwa 45 Jahren, war von hellbraunem Teint und angenehmen Zügen. Als ich ihm ins Gesicht sah, bemerkte ich, daß er krank und einer Ohnmacht nahe war. Sofort ließ ich eine Kitanda herbeischaffen und ihn im Schatten der Bäume darauf niederlegen. Da er, wie ein straff ums Haupt gelegtes und tief ins Fleisch einschneidendes gelbes Band andeutete, an heftigen Kopfschmerzen litt, so ließ ich ihm naßkalte Umschläge auf den Kopf machen. Außerdem versuchte ich mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln, seine Lebensgeister wieder anzuregen. Es dauerte auch nicht lange, bis der Sultan sich so weit erholt hatte, daß er sich wenigstens mit mir unterhalten konnte."

Leider kam bei dieser Unterhaltung nicht viel heraus, obwohl es dem Hauptmann gelang, durch Boten, wenn auch nicht den aufständischen Msoma, so doch seinen Bruder und einige andere Bevollmächtigte zu einem Friedens-Schauri herbeizuschaffen. Auf die Forderung des Sultans, der unbedingte Unterwerfung verlangte, konnte Msoma natürlich nicht eingehen. Aergerlich brach Leue das Schauri ab und ordnete an, daß die Leute des Häuptlings unter sicherem Geleit wieder zu Msoma gebracht würden. Aber jetzt zeigte sich die ganze Hinterlist und Niederträchtigkeit des Negerkarakters. Leue hatte sich mit den Leuten kaum entfernt, als ein Bote Kassanula's ihm nachkam und meldete, daß der Mtemi sich besonnen habe und den Bruder Msoma's noch einmal sprechen möchte. Arglos ließ er den Mann noch einmal hinführen und erschrak nicht wenig, als gleich darauf der begleitende Soldat zu ihm gestürzt kam und rief: „Bana Mkuba, der Mtemi will den Bruder Msoma's tödten lassen." Sofort stürzte der Hauptmann zu Kassanula und rief ihm zu, er solle es nicht wagen, dem Abgesandten, der unter seinem Schutze stehe, ein Haar zu krümmen. Der Sultan aber, der ruhig auf seiner Kitanda lag, blickte ihn kalt an und erwiderte lächelnd: „Kuischa!" [Erledigt]. Man hatte den Bruder Msoma's bereits mit Keulen erschlagen.

Was war zu thun? „Der Zorn," schreibt Leue, „erstickte mich fast. Ich hatte nicht übel Lust, zu alarmiren und für den Tod des armen Teufels blutige Vergeltung zu üben." — Nach reiflicher Erwägung mußte Leue indessen sein persönliches Empfinden seiner amtlichen Stellung unterordnen und sich begnügen, mit dem Sultan, der übrigens noch in der Nacht kränker wurde und wenige Tage später starb, jede weitere Verhandlung abzulehnen, dem Msoma dagegen seinen Schutz zuzusagen, wenn er der Uebermacht weichen und sich in der Nähe der Station Tabora ansiedeln wolle. Die Leute des Sultans, die Mawinsa, warteten trotz Leue's ausdrücklichem Verbot, die Ortschaft des Msoma zu schädigen, nur seinen Abmarsch ab, um das ganze Nest in Brand zu stecken. Die Schutztruppe marschirte zum Tanganyika weiter, und in der That lösten sich die politischen Fragen von Uwinsa, auch der nach dem Tode des Sultans ausbrechende Erbfolgestreit, binnen kurzem von selbst.

Jagdgeschichten und Naturbeobachtungen aus Deutsch-Afrika.

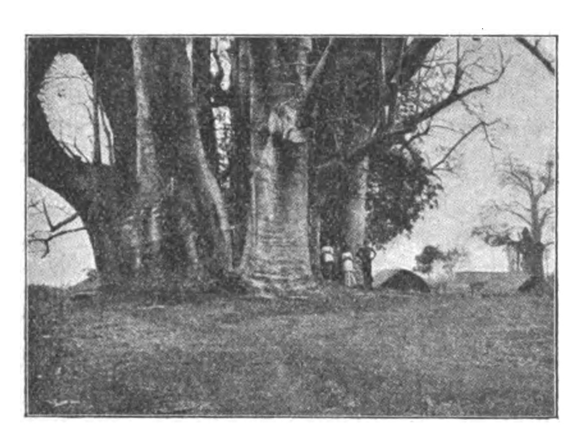
Zu den Gegenden des schwarzen Erdtheils, in denen sich das Thierleben der Wildnis noch heute in voller Ueppigkeit entwickeln kann, gehören glücklicherweise auch noch größere Theile unserer Kolonien. Wenn auch leider in den wissenschaftlichen Reiseberichten die unbefangene Wiedergabe der Thierbeobachtung meist zu kurz kommt, so stehen doch dafür hin und wieder erfreulicherweise andere Berichte zur Verfügung. Als eine der besten und interessantesten unter diesen neueren Schilderungen ist zweifellos die von F. Bronsart v. Schellendorff[1]) zu bezeichnen, aus der nachfolgend einiges wiedergegeben werden soll. Der Autor ist neuerdings durch seine ausgezeichneten Vorschläge zum Schutz und zur Pflege des Thierlebens in den

[1]) Thierbeobachtungen und Jagdgeschichten aus Ostafrika, Berlin 1900.



deutschen Kolonien weiten Kreisen bekannt geworden, und sicherlich ist niemand zur Aufstellung derartiger Vorschläge befähigter, als Schellendorf, der sich aus dem eifrigen, unermüdlichen Jäger erfolgreich zum feinen Beobachter und ausgezeichneten Kenner dieser Thierwelt entwickelt hat. Hören wir zunächst (mit erheblichen Kürzungen) seine lebendig anschauliche Schilderung des Treibens der großen und kleinen Wildnisbewohner, wenn sie sich unbeobachtet glaubten und doch tagelang von ihm aus einem Versteck, wie nur die Neger es erfinden und herrichten konnten, belauscht wurden.

Im Gebiete des oberen Pangani in der Kilimandscharoebene wurde Schellendorff von einigen Kahe-Negern benachrichtigt, daß zwei Nashörner mit einem Jungen seit geraumer Zeit ihr tägliches Lager an einem schmalen Flußlaufe in der Nähe eines Wasserfalles hätten und dort leicht geschossen werden könnten. Die Leute hatten in den Nachmittagsstunden nach der Entfernung der Thiere eine ihrer von unten umsichtbaren Baumhütten dicht beim Lagerplatz hergestellt, von wo man das Wild unbemerkt beobachten konnte. Schon am nächsten Tage führten die Leute ihn durch ein furchtbar verwachsenes Urwaldgestrüpp an einen mächtigen Baum, der durch das Eintreiben spitzer Hölzer bis zu 15 Meter Höhe leicht zu besteigen war. Dann öffnete sich oben zwischen den Lianen und den Baumzweigen ein Laubgang von beträchtlicher Länge, durch den man schließlich nach einigen Minuten in die Hütte gelangte. „Trotzdem ich wußte, daß ich mich in der Höhe bewegte, so war doch die Täuschung eines Laubganges so vollkommen, daß ich erstaunt war, als ich aus der anderen Thür der Hütte hinaus und tief in das Bett des Flusses hinabsah. Unmittelbar unter uns rauschte das Wasser — ganz wie in einem Gebirgsbach in Thüringen oder im Harz, halb schräg über uns blickte freundlich ein Stückchen blauer Himmel durch die ernsten, ehrwürdigen Baumriesen hindurch ... Die Schwarzen begannen nun eine Art Brüstung herzustellen und mit Laub zu verkleiden. Mit meinem Glas sah ich deutlich Nashornspuren unten im Sand, der ganze Boden schien zertrampelt. Ueberall lag die Losung der Thiere umher, und tiefe Spuren bewiesen, daß die Dickhäuter hier regelmäßig hausten. Das schwarze Nashorn pflegt an solchen Plätzen,



Riesenbaobab von Kiaschassa. Größter Affenbrotbaum des Kongostaats.

welche es regelmäßig aufsucht, mit den Hörnern und den Füßen den Boden aufzuwühlen, nachdem es seine Losung abgeworfen hat." Man mußte an diesem Tage den Rückweg antreten, da es dunkelte, aber um neun Uhr am nächsten Morgen saß unser Jäger mit Notizbuch und Zeichenpapier zum großen Erstaunen seiner Schwarzen, die 20 Meter hinter ihm Tabak kauend im Laubgang harrten, wieder in seiner luftigen Loge. Sein Diener Farey lag hinter ihm auf dem Bodengeflecht und konnte durch ein Loch desselben einen Theil des Flußbettes und den Tümpel, in welchem die Nashörner zu baden pflegten, übersehen. Es war, wie der Beobachter schreibt, „wie im Theater" und es sollte auch gar nicht lange dauern, bis die Vorstellung begann.

Ein fürchterlicher, näherkommender Lärm, ein Schreien, Schnalzen und Quieken kündigte eine herannahende Affengesellschaft an, und gleich darauf trat der Patriarch, ein alter ehrwürdiger Pavian, nickend mit kurzen Schritten aus dem Urwald auf den Ufersand hinaus. Unter kurzen, bellenden Lauten setzte er sich nieder, um Grimassen zu schneiden, und als gleich darauf seine Genossen erschienen, erhob er sich und blinzelte sie vergnügt von hinten zwischen seinen langen Beinen hindurch an. Er hielt auch Ordnung, fuhr bei Streitigkeiten zwischen die kleinere Gesellschaft, bellte sie an und zauste sie, wenn es Noth that. Als nach einer halben Stunde die Affen weiter gewandert waren, belebte sich der Platz am Wasser mit zwei kleinen, zierlichen Zwergantilopen und zahlreichen anderem Kleinvieh. „Kleine marderartige Thiere kamen aus den Büschen und trippelten zu dem Wasser, um ihren Durst zu stillen; ein Hase machte seine Männchen, Feldhühner trippelten hin und her, und ein riesiger Marabu kam langsam und bedächtig mit einer vornehmen Zurückhaltung im Wasser anstolzirt. Zwei kleine Marder spielten Nachlaufen und rannten mit blitzartiger Geschwindigkeit um die eine Zwergantilope herum, die mit dem Kopf den Bewegungen der kleinen Freunde folgte. Flußabwärts hörte ich das Schnarren der Perlhühner, jedoch kamen sie nicht zum Vorschein ... Der Marabu, welcher schon seit langer Zeit auf einem Bein dastand, erhob plötzlich seinen häßlichen Kopf, um forschend flußabwärts zu blicken; dann schüttelte er sich, setzte bedächtig das andere Bein nieder und flatterte ungeschickt aus dem Wasser hinweg und nach dem Sandplatz hinauf; auch die kleinen Antilopen hatten sich erhoben und waren etwas zurückgetrippelt, blieben jedoch am Waldrand stehen und äugten unverwandt flußabwärts.

„Im nächsten Augenblick spritzt das Wasser hoch auf, und ein junges Nashorn kommt in tollen Sprüngen um die Biegung, legt sich mit einem Ruck, wie ein Hund, regungslos nieder, um dann wieder aufzuspringen und die unglaublichsten Bewegungen auszuführen ... Nun kamen dicht hintereinander zwei alte Nashörner daher; das hintere, das Männchen, trug ein enormes Vorderhorn und schien nach seinen Bewegungen und Aussehen ein steinaltes Thier zu sein, das weibliche hatte zwei ziemlich kleine Hörner, war jedoch weit umfangreicher und massiger als das männliche

Der Alte schien etwas mürrisch zu sein, denn bei jedem Schritt grunzte er und blieb ab und zu wie rathlos stehen, was er nun eigentlich machen solle. Das weibliche ging schnurstracks nach dem Tümpel hinauf und that sich langsam darin nieder." Stundenlang ließen sich so die Thiere, ohne von der Anwesenheit eines Menschen das Geringste zu ahnen, beobachten. Das männliche Nashorn hatte sich bedächtig im Schatten des Waldrandes niedergelegt und lag bis zur dritten Nachtmittagsstunde „wie erstarrt". Der kleine Uebermuth dagegen tollte noch lange unter stetem Knurren und Quieken umher und mußte selbst, wenn es hinfiel und eine Weile wie todt liegen blieb, durch das unausgesetzt peitschende Schwänzchen seiner Unrast Ausdruck geben. Schließlich bearbeitete es mit seinem kleinen stumpfen Hörnchen die auf dem Rücken im Wasser liegende Mutter so lange, bis sie resignirt sich erhob, um es trinken zu lassen. Dabei sank ihr vor Müdigkeit der Kopf herab. Als endlich das Kleine sie zum Dank für die Mahlzeit über und über mit Wasser und Schlamm bespritzte, hatte sie genug, schüttelte sich und ging „anscheinend höchst unangenehm berührt" an den Waldrand, um sich neben ihrem Ehegatten im Schatten niederzuthun. Das Kleine machte noch einige verzweifelte Anstrengungen, sich des Schlafs zu erwehren, versank aber schließlich neben den Eltern gleichfalls in Lethargie.

Die ganze Natur war in brütenden Schlaf verfallen, selbst Farey, der Diener, war zu den Füßen seines Herrn eingeschlafen, und ein leises, leises Schnarchen aus dem dunklen Laubgang verrieth den Zustand der übrigen Neger. Zwei Riesen-eidechsen krochen noch im Sande umher, aber bald lagen auch sie mit plattgedrückten Leibern still. Obwohl man oben jeden Laut hatte vernehmen können, selbst wenn auch nur der Marabu sein Gefieder schüttelte, so war es Schellendorf doch nicht möglich gewesen, bei gespannter Aufmerksamkeit den Tritt der alten Nashörner zu hören; gleich den meisten großen Thieren der Wildnis bewegen sich auch diese Kolosse geradezu lautlos. Der Beobachter hatte sich endlich selbst zum Schlummer niedergelegt, nachdem Farey seinen Platz eingenommen hatte, um ihn bei der geringsten Veränderung des lebenden Bildes zu wecken. Unter dem Rauschen des Falles träumte er von Marabus und sprechenden Nashörnern und von tiefen Stürzen durch geheimnisvolle Löcher der Baumhütte, bis ihn endlich der Neger am Arm zupfte.

Die großen Thiere hatten sich erhoben. Nach schwerem Entschluß ging zuerst die Alte mit dem Jungen ins Wasser, und endlich wurde auch der alte Herr, der lange traumversunken dagestanden hatte, mobil. Mit ein paar plumpen Sprüngen, zwischen denen er regungslos stehen blieb, stürzte er sich in den Fluß und begann unter Prusten und Grunzen und einem Höllenlärm tolle Sprünge auszuführen, so daß die beiden Anderen es vorzogen, sich dieses Spektakel vom Ufer anzusehen. Während Schellendorf noch gespannt diesem Treiben zusah, sprang plötzlich der Alte auf, und im Galopp verschwand die ganze Familie.

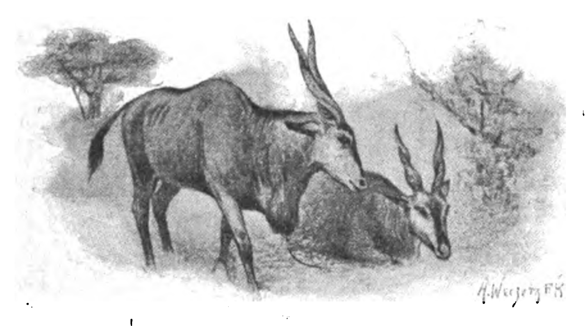
Unser Gewährsmann hatte mehrere Tage Gelegenheit, die Thiere stundenlang von diesem Versteck aus zu beobachten, ohne daß er sich entschließen konnte, ihr harmloses Familienleben zu stören. Wir haben von seinen Begegnungen mit Nashörnern, deren er viele erlegte, schon früher gesprochen. Ueber die äußere Erscheinung des Thieres urtheilt er günstiger, als man nach dem plumpen Aussehen des Nashorns in der Gefangenschaft geneigt ist, zu thun. „Wenn ich," schreibt er, „am Uguenogebirge solch einen mächtigen Dickhäuter mit stolz erhobenen Hörnern durch das wild umher liegende Felsgeröll und zwischen den riesigen Affenbrotbäumen dahin trotten sah, so fand ich diesen Anblick gerade durch die ungefügen und mächtigen Bewegungen schön. Wie die verwitterten felsigen Höhen der Nashornberge, wie Denkmäler längst vergangener Jahrtausende in den Himmel ragen, so schienen diese riesenhaften Geschöpfe noch vorsintfluthliche lebende Ueberbleibsel aus jenen Zeiten."

Auf eben diesem Terrain, dem kleinen Nashornberge am Jipe-See, hatte Schellendorff Gelegenheit, sich zu überzeugen, wie leicht sich die großen Thiere in dem zerklüfteten Gestein, dessen Farbe sie tragen, dem menschlichen Auge entziehen. Auf der Nashornbirsch begriffen, kam er bis auf die Spitze, ohne eine Spur von den Dickhäutern zu sehen, während er von oben mit seinem Glas drei Nashörner gerade auf dem Theil des Hanges sah, den er heraufgestiegen war. Sie befanden sich beim Abstieg, der ihnen weit schwerer wird als das Erklettern selbst steiler Berge. Während der Jäger mit seinen Schwarzen ihnen langsam nachschlich, kam ein starkes Gewitter auf, und die Wildheit der Natur wurde durch heftige Windstöße und grelle Blitze noch erhöht. „Es war ein wundervolles Bild, wenn in dieser wilden Landschaft ein greller Blitz aufleuchtete und den vorsintfluthlichen Dickhäuter in der romantischen Felsen umgebung hell beschien. Jedoch das Krachen des Donners schien ihm gar keinen Eindruck zu machen, denn er schritt ruhig seinen Weg bergab. Jetzt kam ein anhaltender Wind den Berg herab. Das Nashorn stutzte, hob die Hörner, wendete den Kopf ein wenig und windete; dann warf es sich, ohne mich eines Blickes zu würdigen, links herum und kletterte mit der größten Geschwindigkeit, halb trabend und halb springend und fallend, den Berg hinab und verschwand unseren Blicken hinter Felsen und Euphorbien." Der Geruchssinn hatte ihm die Nähe des Menschen sicher verrathen.

Uebrigens wäre unser Jäger ohne einen glücklichen Zufall am Mveri-mveri-Fluß im Kilimandscharogebiet sicherlich das Opfer eines Nashorns geworden, welches, angeschossen, den Jäger fast immer annimmt, wenn es ihn überhaupt erblickt. Ein angeschossenes Thier, welches ihn schon vor dem Schuß gesehen hatte, ging erst ganz langsam mit hocherhobenen Hörnern, dann aber während des zweiten Schusses in wüthendem Galopp auf ihn los. Beim Laden versagte das Gewehr, und es blieb nichts übrig als eine eilige Flucht, bei welcher der Jäger nach wenigen Schritten eingeholt war und sich dann stets nur durch einen

Seitensprung und abermaliges Laufen retten konnte. Schneller als das angeschossene Thier verließen ihn die Kräfte, mit einer letzten Anstrengung erreichte er das Flußufer, blieb beim Sprung in einem Dorngebüsch hängen und stürzte bewußtlos nieder. Fast über ihn hinweg stürmte das wüthende Nashorn an den Fluß, galoppirte hindurch und verschwand am anderen Ufer. Der Jäger litt an den Folgen dieses Unfalls lange Zeit.

Ein anderesmal beobachtete er ein nächtliches Zusammentreffen zwischen einem Nashorn, dessen lautlosen Schritten er schon eine ganze Weile folgte, und zwei Flußpferden, die jenem plötzlich in den Weg kamen. Eins der Flußpferde hob mit leisem Schnauben den Kopf und gähnte das Nashorn wohl zehn Sekunden lang mit seinem riesenhaften aufgesperrten Rachen an. Als das Nashorn, ohne sie überhaupt zu beachten, äsend an ihnen vorüberging, sahen sie es stumm an, bis es, wie im Uebermuth, plötzlich den Kopf mit einem Ruck zur Seite warf und sie laut anprustete. Jetzt sprangen



Elen-Antilope.

sie mit großer Behendigkeit zur Seite, machten aber sofort beide Front, um das Nashorn furchtbar anzubrüllen, welches seinerseits, ohne sich daran zu kehren oder überhaupt nach ihnen hinzublicken, weiter äste.

Auch mit fast allen übrigen Wildarten des Landes gerieth der Erzähler zusammen, und bei allen machte er dieselbe Bemerkung, daß sie mit ihrem den Naturfarben angepaßten und überdies durch den Staub farblos werdenden Aeußeren für den Europäer selbst aus größter Nähe schwer zu finden sind, während die an stete Naturbeobachtung gewohnten Schwarzen ihrer weit eher ansichtig werden. Eines Tages auf der Jagd nach der Elenantilope, der stolzesten und größten Antilopenart Afrikas begriffen, war es ihm lange Zeit unmöglich, eine ganze Herde zu entdecken, welche, wie sein Neger immer wieder vorwurfsvoll betheuerte, ganz nahe! ganz nahe! vor ihm stand. Erst als er das Schnauben eines der Thiere hörte, fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, er erblickte zuerst auf höchstens 100 Meter Entfernung einen mächtigen Elenbullen, der längst auf sie aufmerksam geworden war und, mit dem Schwanz die Weichen peitschend, herübersah. Nun tauchten rechts und links die Köpfe und Rücken von mindestens 20 bis 30 Stück auf. So ging es ihm mit einer Giraffe am Kilimandscharo, die er erst auf 50 Meter erblickte, obgleich die Neger sie schon lange gesehen hatten. Die Thiere flohen nicht einmal, sondern richteten sich, als der Jäger ein Lied zu pfeifen begann, ganz allmählig mit offenbarer Neugierde auf, bis er sich einen der riesigsten Bullen zum Schuß ausgesucht hatte, dessen Gewicht später unter 20 Leute zum Tragen vertheilt werden mußte, da der Bulle seine 16 Zentner wiegen mochte. — Ebenso wurde es den Negern sehr schwer, von einem Hügel am Jipe-See ihren Herrn und den ihn begleitenden arabischen Elephantenjäger Mohamadi auf eine große Elephantenherde aufmerksam zu machen, welche sie ihrerseits schon lange durch die ferne Steppe hatten marschiren sehen. Erst auf etwa 2000 Meter Entfernung konnte Schellendorff den langen Zug der riesigen Thiere, dann allerdings frappirend deutlich, erblicken.

Um von dem afrikanischen Elephanten ausführlicher zu sprechen, erzählen wir nach Oberlieutenant Dominik (Kamerun, Sechs Kriegs- und Friedensjahre in deutschen Tropen, Berlin, 1901) die Geschichte des vor zwei Jahren nach Berlin gebrachten Elephantenbabys Kata-Kata. Als Dominik nach einem Urlaub in der Heimat wieder nach Kamerun zurückkehrte, bat ihn Direktor Heck vom Zoologischen Garten, ihm doch einmal einen jungen deutschen Elephanten mitzubringen. Man würde ihn dafür auch mit Pauken und Schalmeien einholen, wenn er wiederkäme. Der Fang von lebendigen Elephanten gilt nun bei den Negern, die sich natürlich dessen nicht mehr entsinnen, daß im Alterthum afrikanische Elephanten zu Hunderten eingefangen und gezähmt wurden, für eine Unmöglichkeit. Immerhin wurde Dominik im Oktober 1898 in seiner Station benachrichtigt, daß eine Tagereise entfernt der Häuptling vom Mwelleland eine Herde von 13 alten und jungen Elephanten für ihn umkreist halte, ihn aber bitten lasse, möglichst schnell zu kommen.

Schon am nächsten Nachmittag war Dominik mit seinem Diener Zampa und seinen Begleitmannschaften zur Stelle. Leider kommt ein solcher Elephantenfang im Grunde auf ein großes, mit dem Zweck kaum zu entschuldigendes Schlachten hinaus. Sollte man, wie in Indien, dahin gelangen, die alten Thiere zu fangen und zu zähmen, so wäre das sicher ein sehr erstrebenswerthes Ziel. Ein Morden dagegen, wie es hier stattfand, wird durch den nur sehr kümmerlich erreichten Zweck nicht entschuldigt. In dem 3 bis 4 Morgen großen Kessel, den die Neger eifrig beschäftigt waren, mit einem Zaun aus Stämmen, Lianen und Sträuchern einzufassen, stand ein Rudel Elephanten, große, alte und junge durcheinander, die zunächst noch ruhig das Laub der Bäume fraßen und durch den Lärm rings um sie her nur wenig beunruhigt schienen. Die ganze Nacht wurde gearbeitet, um den Zaun fertigzustellen; den Elephanten blieb als Ausweg nur eine sumpfige, den Waldkessel durchschneidende Schlucht. Es war nicht möglich, sich den jungen Thieren überhaupt zu nahen, bevor die großen, vor allem die gefährlichen alten Bullen abgeschossen waren. Es gelang auch gleich, zwei der größten Bullen bei ihrem Versuch, durchzubrechen, zu erlegen, und kurz darauf eine nicht sehr große Elephantenkuh, bei der ein etwa vier Fuß hohes

Junges war. Da das letztere sich nicht von der niedergeschossenen Mutter trennte, und die übrigen Thiere weiter entfernt waren, so machte Dominik sofort einen Versuch, den Kleinen zu fangen. Das hatte indes seine Schwierigkeiten. „Es sah uns aus den kleinen, blutunterlaufenen Augen boshaft an, schrie laut und wollte uns attackiren; wir sprangen hinter die Alte zurück. Das junge Thier griff uns energisch an. Rechts und links stieß es mit den kurzen Zähnen gegen die Bäume, schlug mit dem Rüssel und nahm seinen Weg gerade auf uns zu. Der Angriff galt Balla, der (obwohl ein großer Elephantenjäger) laut brüllend ausriß. Brummend kehrte der kleine Bursche zu der verendeten Mutter zurück." Die übrigen Leute hatten inzwischen mit den großen Elephanten bis auf zwei aufgeräumt und diese mit den übrigen Jungen in die entfernteren Winkel des Kessels gejagt; man wollte also versuchen, auf jeden Fall erst das kleine Thier zu fangen. Der Oberlieutenant setzte seinen Soldaten und den Mwelleleuten seinen Plan auseinander, aber sie waren zu ängstlich, um sich auf eine entschiedene Attacke einzulassen. Sie umstellten den kleinen Kerl, aber jedesmal, wenn er kopfschüttelnd mit erhobenem Rüssel auf den nächststehenden Mann losstürmte, stob alles auseinander wie Spreu. Einmal ließ sie der Kleine näher herankommen und zwei beherzte Soldaten schlichen von hinten so dicht heran, daß der Gefreite Jonny ihn am Schwanz packen konnte. „Als das Thier sich aber umdrehte und mit seinen Rüssel wie mit einer Peitsche nach Jonny schlug, rettete sich der erschreckte Gefreite mit einem mächtigen Satz auf die Alte und verschwand dann im Walde. Der Kleine aber, wüthend geworden, fegte mitten unter uns durch. Diesmal lief ein Mwellemann nicht schnell genug, erhielt einen Stoß mit dem Kopf und stürzte der Länge nach in den Busch. Der Elephant blieb erstaunt stehen, sah dann einen anderen Mann und jagte diesem nach. Als auf 30 Schritt kein Mensch mehr zu sehen war, trollte er, sich rechts und links mißtrauisch umsehend, zur Alten zurück." Dominik versuchte nun, da er überzeugt war, daß das kleine Thier noch ungefährlich sei, es selbst zu fassen. Er ließ den augenscheinlich schon etwas ermüdeten Elephanten auf einen starken, ihm entgegengestreckten Ast auflaufen und packte ihn sofort mit beiden Armen fest um den Rüssel. „Sofort flog ich mit solcher Wucht auf den Rücken, daß mir Hören und Sehen verging. Aber ich hielt fest und wurde geschleift. Vor meiner Brust standen die beiden kurzen, daumendicken Zähne wie die Gewehre eines alten Keilers, und wild wie ein solcher war der junge Elephant, der brummend rechts und links mit dem Kopf schlug und mich abzuschütteln versuchte. Ich schrie aus Leibeskräften um Hilfe, lange konnte ich nicht mehr festhalten. Da höre ich über mir: »Hold fast, hold fast, Massa!« Zampa und mein Koch haben das Thier an den Ohren gepackt. Es konnte nicht weiter, lag über mir auf den Knien und stöhnte vor Wuth. Mit lautem Hae, hae kamen nun von allen Seiten die Jaundes herbeigestürzt . . . Mit Nägeln und Zähnen hielten sie fest, wie die Meute den Eber deckt. Ich hatte Angst, die schwarze Masse von Menschenleibern könne das Thier erdrücken."

Der Oberlieutenant, den der wüthende Dickhäuter ziemlich arg zugerichtet hatte, fesselte ihn mit den Hinterbeinen an einen starken Baum, aber erst nach einem langen, furchtbaren Tobsuchtsanfall, während dessen es nach allem schlug und trotz seines Durstes selbst die hingestellten Wassergefäße zertrümmerte, gab sich das kleine Thier zufrieden. Später bequemte es sich, aus einer mit Wasser gefüllten Grube zu trinken und sich zu übergießen, auch etwas zu fressen. Inzwischen aber gab es immer noch einen neuen Wuthanfall, während dessen das Thier an den Tauen riß, mit dem Kopf gegen die Bäume lief und die Bananen und Pisangbündel in die Luft feuerte.

An einer anderen Stelle war inzwischen der letzte Elephantenbulle glücklich durchgebrochen und hatte nur eine Kuh mit drei Jungen zurückgelassen. Es gab eine erregte Nacht. Im Lager trompetete kläglich der kleine Gefangene, unten aus dem Kessel am Bache antwortete die Stimme der Alten, die zeitweilig zum Entsetzen der Wächter näher kam und mit Feuerbränden zurückgescheucht werden mußte. Am Morgen mußte auch sie daran glauben, und es gelang, die übrigen drei Jungen theils mit Stricken, theils in einer Grube zu fangen. Man ging leider schlecht mit ihnen um, so daß die große Jagd mit dem Ueberleben von zwei kleinen Thieren ein Ende nahm. Dominik fing später im Banegebiet noch drei junge Elephanten dazu, die sich ziemlich schnell zähmen ließen, aber zum Theil in der Gefangenschaft eingingen. Mit den zwei Ueberlebenden trat er im nächsten Sommer den Weg zur Küste und nach Europa an, verlor unterwegs durch einen unglücklichen Flußübergang noch eins von den Thieren, und so blieb der kleine „Kata-Kata" („unangenehmer Kerl"), der von ihm selbst zuerst gefangene Elephant, der einzige Erfolg des großen Mordens.

Kamerun ist nebst dem deutschen Schutzgebiet in Südwestafrika noch heute sehr reich an Wild aller Art. Eben in Kamerun wurde, und zwar im Yaundegebiet, im Jahre 1900 durch Herrn Paschen aus Schwerin der größte bis jetzt erlegte Gorilla geschossen. Die eigentliche Heimat des Gorilla ist der sumpfige Urwald des Kongo, von wo er jeweilig in einzelnen Exemplaren in das Hinterland der benachbarten Kolonien auswandert. Selbst die Neger bekommen ihn selten zu Gesicht, da er meist einzeln im undurchdringlichen Urwald lebt und allen anderen Wesen ausweicht. Sie haben um ihn einen wahren Sagenkreis gesponnen, obwohl die Schilderungen seiner unbändigen Wildheit und Bösartigkeit wohl übertrieben sein mögen oder sich doch nur auf angegriffene Thiere beziehen. Daß ein alter ausgewachsener Gorilla eine furchtbare Kraft entfalten und es mit allen anderen Vertretern der Thierwelt aufnehmen kann, wird man allerdings nicht mehr bezweifeln, wenn man das ungeheure, von Paschen erlegte Thier betrachtet, welches sich jetzt im Museum Umlauff in Hamburg befindet und von dem Konservator Umlauff selbst unter Benützung aller möglichen Hilfsmittel so lebenswahr wie möglich wieder her-

gestellt ist. Ueber die Erlegung dieses Riesenthieres, wobei der Zufall eine große Rolle spielte, berichtet der Jäger: „Es war am Morgen des 13. April, da kam eine Anzahl Eingeborene aus dem benachbarten Tsonu-town zu mir auf die Faktorei und meldeten, ein big monkey — ein mächtig großer Affe — halte sich nicht gar weit von meiner Behausung auf. Da ich nur zu oft die Erfahrung gemacht hatte, daß die Schwarzen ins Ungemessene übertreiben, schenkte ich zunächst der Meldung keine Beachtung. Ich ließ mich also in meiner Arbeit nicht stören und hieß die Leute gehen.

„Ich sollte aber bald aus meiner Gleichgiltigkeit aufgerüttelt werden. Es währte nicht lange, da erschien ein zweiter, größerer Haufen von ungefähr 30 Eingeborenen. Sie waren alle bewaffnet, die einen mit alten Steinschloßflinten, die anderen mit Speeren, Aexten u. dgl. Ihre Aufgeregtheit und ihre lauten Reden, aus denen immer wieder der big monkey herausklang, mußten mich endlich überzeugen, daß es sich um etwas Außergewöhnliches handelte. Ich langte also meinen Karabiner, Modell 71, herab und folgte der Gesellschaft. Ein Marsch von kaum 15 Minuten brachte uns an einen dichten Busch mit sumpfigem Untergrund, der sich längs eines kleinen Flußlaufes hinzog. Da drinnen sollte sich das Ungethüm aufhalten. Nachdem ich mich rasch schußfertig gemacht, hieß ich die Schwarzen das kleine Terrain umzingeln; durch Abgabe blinder Schüsse sollten sie dann versuchen, den Affen aus seinem Versteck herauszutreiben. Eine Zeitlang blieb alles ruhig im Busch, erst als das Knallen der Gewehre immer toller, das Geschrei der Eingeborenen immer ohrenbetäubender wurde, mochte ihm die Geschichte unheimlich werden. Plötzlich tauchte eine Riesengestalt auf, um wie ein Schatten rasch wieder zu verschwinden. Ich konnte nur bemerken, wie er einen alleinstehenden mächtigen Baumwollbaum zu gewinnen suchte und denselben blitzschnell erkletterte. In der dichten Krone desselben schien er sich vor jeder Verfolgung sicher zu wähnen. Der Lärm verstummte nun, dann bahnte ich mir mit meinem Buschmesser einen Weg bis dicht an den Stamm des Baumes. Neugierig gemacht, lugte der Gorilla durch eine Lücke in dem schützenden Laubdache. Dies war sein Verderben, denn im selben Augenblicke erhielt er auch schon meine Kugel. Der Affe stürzte kopfüber herab, klammerte sich aber im Fallen nochmals an den Aesten fest. Nach dem sofort abgegebenen zweiten Schusse hatte ich jedoch kaum Zeit, auf die Seite zu springen, als auch schon unter dem Brechen und Krachen der Aeste die schwere Masse zu meinen Füßen niedersauste. Vor mir lag ein gefällter Riese, noch im Tode furchtbar!"

Es war in der That wohl das größte bisher erlegte Thier dieser Art, ein vielleicht uralter Einsiedler, der aus dem unbewohnten Urwald zu seinem Verderben in die Nähe der menschlichen Niederlassungen gekommen war. Die Messung ergab vom Scheitel bis zur mittelsten Zehe 2·07 Meter, dagegen eine Spannweite der ungeheuren Arme von 2·80 Meter; zwölf Mann transportirten die werthvolle Jagdbeute nach der Faktorei, wo nach mehreren photographischen Aufnahmen der Gorilla abgebalgt und skelettirt wurde. Da trotz aller Sorgfalt die in dem tropischen Klima sehr schnell auszuführende Arbeit keine Gewähr für die dauernde Erhaltung des werthvollen Balges gab, so wurde das Thier nach Paschen's Rückkehr aus Afrika dem genannten Museum in Hamburg überlassen, wo der Gorilla, von Meisterhand in der Angriffsstellung hergerichtet, eine wahre Auferstehung erlebte und jetzt zu den größten Sehenswürdigkeiten des Museums gehört.

Auch nach einer anderen, neueren Nachricht aus Kamerun ist dort vor kurzem, und zwar nicht weit von der Soko-Station, ein ungeheurer Gorilla geschossen worden, der eine Länge von 2·17 Meter hatte. Daß es sich in beiden Fällen um dasselbe Thier handeln sollte, ist nicht anzunehmen, da im letzteren Fall auffallend viele Gorilla gesehen worden sind, während Paschen erzählt, daß er in seinem Bezirk noch nie von dem Vorkommen eines Gorilla gehört hatte. Es scheinen also doch von diesem fabelhaften „Waldmenschen" noch mehr derartig alte und kolossale Männchen zu existiren, als man bisher geglaubt hatte.

Madagascar.

Seit die Franzosen die das deutsche Reich wie Frankreich selbst an Größe übertreffende Rieseninsel Madagascar ihrem Kolonialbesitz einverleibt haben, sind sie eifrig bedacht, die Insel allseitig zu durchforschen und zu erschließen. Von Antananarivo, der ehemaligen Residenz der Hova-Herrscher, die in gewissen Aeußerlichkeiten schon ein französisches Gepräge annimmt, brach als einer der letzten Reisenden Durny nach der von den negerartigen Sakalaven bewohnten Westhälfte der Insel auf. Da Fuhrwerk- und Reitwege noch unbekannte Dinge sind, so bediente man sich zunächst der einheimischen Tragstühle, von denen jeder vier Träger und vier Ersatzleute erfordert, so daß ein Europäer mit zwei Weißen und etlichen farbigen Soldaten und den nöthigen Trägern für Gepäck und Lebensmittel mindestens 30 Transportleute braucht. Ausgedehnte, weithin überschwemmte Reisfelder nöthigten aber bald zum Wechsel des Transportmittels. Der Reisende miethete eine Anzahl der landesüblichen Boote, mächtige, aus Urwaldstämmen geschnitzte Einbäume von zehn Meter Länge mit fünf oder sechs Sitzbänken für die Passagiere und die Schiffer, welche das Boot unter melodischen Gesängen mit geschickten Schlägen der spatelförmigen Ruder schnell vorwärts treiben. Selbst Stromschnellen geht es ungefährdet hinauf und hinab, und nur jähere Wasserfälle, an denen umgeladen werden muß, oder das Erscheinen eines Krokodils, dessen gefahrdrohende Nähe mit dem scharfen Ruf „Maff, Maff!" angezeigt wird, bringen Abwechselung in die eintönige Fahrt.

Am vierten Reisetage gelangte man in das Gebiet der Sakalaven, welche vorwiegend von der Viehzucht leben, während die Hova hauptsächlich Ackerbau treiben. Große Ebenen zwischen den nach Nordwest strömenden Flüssen sind in der trockenen Jahreszeit mit einer reichen Grasvegetation bedeckt, aus der sich die schlanken Stämme der



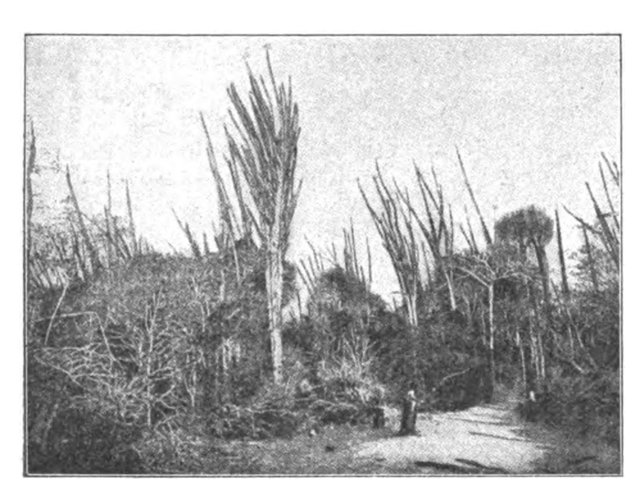
schönen madagassischen Dumpalme mit ihrer breiten Krone, und die Riesenmassen des Baobab, des Elephanten der Pflanzenwelt, erheben. An den feuchteren Stellen liefern Schilf und Binsen das Material für allerlei Flechtarbeit, vor allem für die Matten, in deren Herstellung die Bevölkerung sehr geschickt ist. Zur Regenzeit verwandeln sich dieselben Ebenen in ausgedehnte, seichte Sümpfe. Die Gehöfte werden mit starken, oft undurchdringlichen Hecken von fünf bis sechs Meter Dicke eingeschlossen; indische Akazien, Agaven oder die kaktusähnlichen stachlichen Euphorbien liefern das Material für diese lebendigen Festungswälle. Der französische Reisende bemerkte den hohen, stattlichen Wuchs der Sakalaven-Bevölkerung; bei beiden Geschlechtern fiel ihm das unter echten Negern seltene Ebenmaß der Glieder auf. Die tiefschwarze Farbe und das dunkle, wollige Kraushaar, das oft zu kleinen Zöpfen ausgeflochten wird, störten ihn nur anfangs, und hindern ihn nicht, die Frauen dieses Völkchens mit ihren hübschen Zügen, ihrem heiteren Wesen und ihrer malerisch geschmackvollen Kleidung zum Theil für Schönheiten zu erklären.

An der Nordgrenze des Sakalaven-Gebiets passirten die Reisenden mehrmals das enge Felsenbett des Sofiaflusses, der prachtvolle Wasserfälle bildet und zur Regenzeit das beiderseitige Felsplateau überschwemmt. Soweit das Auge reicht, stürzt dem Wanderer dann mit furchtbarem Donner eine wilde, weißschäumende Masse entgegen, die in rasendem Wirbel schwere Steinblöcke, Buschwerk und Aeste, entwurzelte Bäume, Thierleichen, Hütten und Geräth mitführt. In den Uferwaldungen, deren Vegetation ziemlich dürftig ist, kommen verschiedene Kautschukpflanzen vor; ein graues, häßliches Wildschwein mit riesigem Kopf, der mehr als ein ganzes Drittel des Körpers ausmacht, belebt den Wald, während auf den Sandbänken große Schildkröten sich sonnen, deren Fleisch ein vortreffliches Mahl abgibt.

Nach Ueberschreitung eines schroffen Gebirgsmassivs, dessen 1400 Meter hohe Kämme von der Karawane auf einem schmalen Engpaß überwunden wurden, gelangte man auf die Ebene am Bealanana, einem der kleinen Flüsse im Norden Madagascars. Hier findet man das ganze Jahr hindurch die üppigsten Weiden und infolgedessen ein Dorado für die Viehzucht. Für Stücke von zwei bis drei Zentner Fleisch zahlte man 15 bis 20 Franks. In dem sehr fruchtbaren Boden werden aber auch ausgedehnte Kulturen von Reis, Kaffee und Zuckerrohr angelegt, welch' letzteres übrigens auf Madagascar auch wild vorkommt. In der Bevölkerung der Nordspitze von Madagascar, wo die Hova's vertrieben sind, lassen sich heute noch vier verschiedene Rassen nachweisen, deren Herkunft jedoch ziemlich dunkel ist. In den Dörfern lassen sich diese Stämme an der Bauart der Hütten erkennen. So ruhen zum Beispiel die ziemlich großen Wohnungen der Sakalaven auf einem niedrigen Pfahlgerüst, damit zur Regenzeit das Wasser schnell und ohne Schaden ablaufen kann. Licht fällt nur durch die breite Eingangsthür hinein, die sich in zwei aus Stricken gefertigten Angeln bewegt. Ist der Besitzer nicht daheim, so lehnt außen an der Thür ein Stab, zum Zeichen daß der Eintritt verboten ist. Ueberall herrscht Ordnung, Sauberkeit, ein gewisser Wohlstand und Freude an Schmuck und Zier, die sich im Behängen der Wände mit bunten Tüchern und billigen arabischen Fächern, Ausschmückung der Wandbretter mit Gläsern, Tassen und Flaschen zeigt. Die Sauberkeit erstreckt sich selbst auf die abgeschlossenen Hofräume. Weit unbekannter und gefährlicher zu bereisen als die Mitte und der Norden ist das südliche Viertel Madagascars, das jüngst von Bastard besucht ist. Es gelang ihm als erster in den bis dahin ganz unbekannten Südwesten des Landes einzudringen, in das Gebiet der noch ganz unabhängigen Mahafali und Antandroy, die für tapfer, aber auch für mißtrauisch und fremdenfeindlich gelten. Der Ort des Aufbruchs war Tullear, ein fast unter dem Wendekreis liegendes Städtchen der Westküste, das als Ausfuhrhafen für den Handel mit Kautschuk, Harzen, Schlachtvieh und anderen Produkte des Hinterlandes und als Verkehrshafen mit dem gegenüberliegenden portugiesischen Ostafrika eine Zukunft zu haben scheint. Bastard gelangte von hier am Onilahyfluß 100 Kilometer landeinwärts und erhielt dann nach langen Verhandlungen mit einem Mahavalihäuptling die Erlaubnis, sein Gebiet zu besuchen. Es gelang ihm auch, nach Süden marschirend, mehrere ganz unbekannte Theile des Landes zu bereisen und festzustellen, daß dieselben, entgegen der früheren Ansicht, gut bewässert und angebaut sind. Seinem weiteren Vordringen setzten jedoch die südlichen Häuptlinge so energischen Widerstand entgegen, daß er sich zur Rückkehr genöthigt sah. Die Ufer des Ilinta, der das Land durchfließt, wiesen eine reiche Thier- und Pflanzenwelt auf.

Von ganz anderem Karakter als die Bewohner des nördlichen Madagascar sind die an der Südostküste in der Gegend von Port Dauphin wohnenden Antanossi, ebenfalls ein Negertypus mit starker Beimischung fremden, hauptsächlich semitischen Blutes. Sie sind friedfertig und sanft, neigen aber zur Trägheit und lieben den berauschenden, aus Zuckerrohr gegohrenen Sika-Trank mehr, als ihnen gut ist. In ihrem Gebiete ist die Heimat des berüchtigten Tangenbaumes (Tanghinia venenifera), der in der Geschichte Madagascars eine Rolle spielt. Sein aus röthlichen Knospen sich entwickelnder anmuthiger Blüthenflor, seine kugligen, apfelgroßen Früchte verrathen nichts von seiner gefährlichen Natur. Aber das saftige Fruchtfleisch birgt einen mandelgroßen Kern, der ein heftig wirkendes Gift enthält. In geringen Dosen erzeugt es Erbrechen, in stärkeren lähmt es die wichtigsten Nervenzentren des vegetativen Lebens. Unter der Hova-Regierung wurde dieses Gift zur Anstellung eines Gottesgerichtes benützt: der vermeintliche Uebelthäter mußte vor den Augen der Richter und Zeugen die ihm gereichte Frucht essen. Das unschädliche Erbrechen erwies seine Unschuld; starb er dagegen, so büßte er nur seine dadurch erwiesene Schuld.

Von größerem Nutzen ist der im Süden der Insel heimische Kautschukbaum Intisy, dessen werthvolle Eigenschaft erst 1891 entdeckt wurde. Die



Intisybäume.

Wilden, und besonders ihre Kinder, wußten allerdings schon früher damit umzugehen. Die in Adams Kostüm herumlaufenden Jungen überzogen sich z. B. mit dem leicht gerinnenden Saft den ganzen Bauch, um nach einiger Zeit das angetrocknete Kautschukhäutchen wie ein Fell herunterzuziehen und sich ihre kleinen Trommeln damit zu bespannen. Der 4 bis 6 Meter hohe, spärlich belaubte Baum gedeiht ohne Pflege auf steinigem Waldboden an schattigen Stellen. Die 6jährigen Bäume werden durch Einschnitte längs des Stammes angezapft, und der hervortretende, sofort gerinnende Saft wird in faustgroßen Klumpen an die Faktoreien abgeliefert. Leider hat der Intisy, wie die meisten Kautschukpflanzen, in den letzten 10 Jahren durch unverständigen Raubbau sehr gelitten, so daß jetzt sorgfältige Schonung und Anbau neuer Plantagen angeordnet sind. Madagascar besitzt übrigens noch mehrere kautschukhaltige Lianenarten, deren Saft allerdings erst durch chemische Behandlung oder Verdampfen zum Gerinnen gebracht wird.

Die Thierwelt der Insel entspricht ihrer Größe nicht ganz. Das größte Säugethier ist das schon früher erwähnte madagassische Flußschwein; die Karakterthiere der Insel sind dagegen die Halbaffen, die hier in mehr als dreißig Arten leben. Ihnen feindliche größere Raubthiere gibt es nicht, von den Eingeborenen, denen sie verdächtig und gespenstisch vorkommen, werden sie ebenso wenig belästigt, und so hat sich ihre Zahl ins Unermeßliche vermehrt, und fast überall, wo Bäume stehen, sind auch Affen darin. Einige Arten sind als ausgeprägte Nachtthiere wenig bekannt. Die meisten nähren sich von Früchten, Blättern und jungen Schößlingen; einige zeichnen sich durch ihre grelle Pelzfärbung, die beim Vari das reinste Weiß neben sattem Schwarz enthält, aus; andere, wie die Rattenmakis, bauen sich vogelnestartige, kugelrunde Schlafnester, in denen sie während der heißen Jahreszeit in einen Sommerschlaf verfallen. Der merkwürdigste Halbaffe ist das kürzlich in den Berliner Zoologischen Garten eingeführte Fingerthier oder Ay-Ay, das auf einen bestimmten Theil des Hochlandes beschränkt zu sein scheint, in mancher Hinsicht den Nagethieren gleicht und etwa die Größe der Hauskatze hat. Seinen Namen verdankt es den unverhältnismäßig langen und dünnen Fingern, unter denen namentlich der vielleicht zum Hervorziehen der Insekten aus Löchern und Baumritzen dienende Mittelfinger der Hand knochenhaft dürr erscheint. Die Eingeborenen geben sich nicht gern mit ihm ab und sind nur durch hohe Belohnungen und wenn sie das es entwaffnende Zauberwort kennen, zu bewegen, ein Ay-Ay zu fangen. Sie glauben nämlich, daß es sie durch übernatürliche Kräfte verderben kann, wenn sie es fangen oder verwunden. Fängt einer das Thier zufällig in der Falle, so beschmiert er es, um seine Vergebung zu erlangen, mit Fett und läßt es laufen. Es ist ein von Pflanzennahrung lebendes Nachtthier. — Die wenigen kleinen Raubthiere der Insel gehören den Katzenarten an. Von den Riesenvögeln, welche früher die Insel bewohnt haben und vielleicht der Ursprung der morgenländischen Sage vom Vogel Rock sind, sind nur einige Knochenfunde gemacht und einige wenige Eier gefunden, die einen ungeheuren Preis haben und zu den größten Seltenheiten der Eiersammlungen gehören. Ein solches Ei faßt den Inhalt von 6 Straußeneiern.

Australien und seine Inselwelt.

Australien.

Der erste Anblick Australiens stimmt den, der, vom Suez-Kanal kommend, nach langer Seereise ein freundliches Bild erhofft hat, gewöhnlich nicht heiter. Kap Leeuwin, an der Südwestecke des Kontinents, erinnert mit seinen von niederer Buschvegetation bedeckten Ufern etwa an die dürren Abhänge entholzter Schwarzwaldberge oder an die einförmigen Hochebenen Schwedens. Gerade hier aber ist der Landeplatz für die meisten Einwanderer, die nach Australien nur der rothe Schein des Goldes gelockt hat; ein trügerischer Schein, der Wenigen Reichthum und Glück, Vielen harte Entbehrungen, bittere Enttäuschungen, Noth und vielleicht den Hungertod einbringt. Eine sichere Ausnahme bilden nur die Chinesen, die in großen Massen, nur von den Skandinaviern übertroffen, nach Westaustralien kommen und es fast alle zu etwas bringen. Dabei arbeiten sie häufig an Stellen, die von den weißen Goldgräbern als erschöpft verlassen sind. Ihre Bedürfnislosigkeit ist allerdings kaum zu schildern. Es gibt nur eins, was sie nicht



Uebersichtskarte von Australien und Polynesien.

entbehren können: ihre heimischen Religionsgebräuche und, wenn sie sterben, die heimische Erde. Ihre Niederlassungen, nur von Männern bewohnt, bestehen aus rindengedeckten Holzhütten; in der Mitte des Dorfes steht der Tempel des Foh oder Buddha, in dessen Umhegung sich gewöhnlich eine Pfütze mit „heiligem", nichtsdestoweniger aber sehr unsauberem Wasser befindet. Auf einem Sockel steht das kleine Bild des Heiligen. Beim Besuch von Fremden läutet der Bonze ein kleines Glöckchen und versucht dann, den Gästen einen Willkommenstrunk aus der erwähnten Pfütze aufzu-

nöthigen; wer sich diese Höflichkeit verbittet, den erfreut er wenigstens mit ein paar rothen Gebetszetteln und macht ihm mit einigen angezündeten Sandelholzstäbchen ein wenig Weihrauch vor.

Die Entdeckung des Goldes hat die Bevölkerung der Kolonie Westaustraliens seit 1882 verdreifacht. Trotzdem besitzt das Deutschland an Größe fünfmal übertreffende Land selbst heute noch keine 100.000 Einwohner, da es weitaus zum größten Theil eine schreckliche, wasserlose Wüste ist. Das Gold scheint ihm nur vorübergehend einen gewissen Glanz verleihen zu sollen. Das älteste Goldfeld, die Kimberleyminen im tropischen Theil von Westaustralien, wird bereits wieder verlassen und zählt vielleicht noch 300 Goldgräber; übrigens ist es für die Viehzucht geeignet und einer dauernden Besiedelung gewiß. Von hier auf der Karte südwestlich wandernd, kommt man zu den Pilbarrafeldern, dann zu dem Ashburtongoldfeld und in südöstlicher Richtung zu den Murchison-, Yilgarn- und Coolgardie-Minen; die letzteren wurden erst 1892 entdeckt. Von diesen Goldfeldern landeinwärts wandernd, steht man bald am Rande der großen australischen Wüste, die sich nach Norden und Osten auf mehr als 1000 Kilometer erstreckt, und deren Erforschung schon manchem Reisenden das Leben gekostet hat.

Die Küstengebiete Westaustraliens, zum Theil noch völlig unbekannt, werden neuerdings durch die Einführung des europäischen Hunds- und des amerikanischen Büffelgrases für die Viehzucht geeignet gemacht. Die Flüsse existiren nur während der Regenzeit, ihre Ränder begleiten die der Riesengattung Eucalyptus angehörigen hochstämmigen Jarra- und Kaoribäume, während an den trockenen Stellen, wo sich das Vieh mit dem Laub der Sträucher begnügen muß, die merkwürdigen Grasbäume und Melaleucaarten mit birkenähnlichen Stämmen wachsen. Ueber die Beschaffenheit des Innern wird uns den besten Aufschluß der Verfolg einer der neuerdings unternommenen Expeditionen gewähren.

Mr. Dr. Carnegie rüstete eine Expedition zur Durchquerung und Erforschung des in die Kolonie Westaustraliens fallenden Theiles der großen Viktoriawüste aus und machte sich zu Anfang Juli 1886 in Begleitung dreier Weißen und eines schwarzen Knaben von der Goldminenstadt Coolgardie auf den Weg. Es war für sechs Monate Proviant vorgesehen und zum Transport und als Reitthiere waren acht Kamele bestimmt. Die sehr eintönige Reise bewegte sich im ganzen in nordöstlicher Richtung und erreichte thatsächlich die Kimberleygoldfelder, welche ungefähr ebensoweit — rund 400 Kilometer — von der Nordküste Australiens entfernt liegen wie die Coolgardiefelder von der Südküste.

Nachdem 450 Kilometer zurückgelegt waren, gelangte die kleine Karawane in einen von Weißen noch nicht betretenen Theil der Viktoriawüste. Sandhügel reihten sich aneinander, von Akazien, dem berüchtigten Spinifexgrase und verkümmertem Gestrüpp bedeckt, welches nicht einmal den Kamelen ausreichende Nahrung bot. Nach 14 Tagen begann die Wassernoth, der tägliche Verbrauch wurde immer mehr eingeschränkt, und endlich, als man nur noch zwei Gallonen Wasser besaß, stieß man auf Eingeborene. Einer derselben wurde festgenommen und gezwungen, die Reisenden zum nächsten, sechs Kilometer entfernten Wasserloch zu führen, das höchst merkwürdiger Art war. Durch eine etwa meterbreite Oeffnung betrat man eine, in Kalkgestein liegende Höhle, von der aus man auf von den Eingeborenen eingerammten Pfählen sechs Meter abwärts steigen mußte, um eine große Kammer zu erreichen. Von dieser aus gelangte man, auf Händen und Knien kriechend, bis zu einem kleinen Teich mit schönem Wasser, welches von Carnegie »Empress Soak« getauft wurde. Da in der Umgebung auch Futter für die Thiere vorhanden war, so verweilte man drei Tage und füllte die Wassertonnen.

Auf der Weiterreise stieß man in der Nähe des Mount Worsnop auf eine Süßwasserlagune, welche von zahlreichen wilden Enten und anderem Wassergeflügel belebt war. Sie hatte beträchtlichen Umfang, aber nur 1 bis $1^1/_2$ Meter Tiefe, war von Bäumen, Mulga-, Akacia- und Bloodwoodarten umsäumt und von grasreichen Weiden umgeben. Nach mehrtägigem Aufenthalt begab sich die Expedition zu den Alexanderquellen und schlug dann über eisenkieshaltigem, mit Mulga bewachsenem Boden eine nördliche Richtung ein. Acht Tage blieb man ohne Wasser, bis man einen Brunnen der Eingeborenen mit reichlichem Kamelfutter fand.

Nun erreichte man die schon im Gebiet der Großen Sandwüste, der nördlichen Fortsetzung der Viktoriawüste, gelegenen Maria- und Alfredberge. Die Eingeborenen, welche die Karawane augenscheinlich, obwohl unsichtbar, unausgesetzt beobachteten, hatten hier ein kleines Wasserloch unbrauchbar gemacht. Eine wellige Wüste mit Eisensteinkies, Spinifex und verkümmertem Gestrüpp wurde etwa zwei Wochen lang ohne Ereignis durchzogen, als die Erschöpfung des Wasservorrathes die Reisenden zum Bohren zwang. Die schwierige Arbeit einer Brunnensenkung durch Triebsand, die man mit Zeitverlust von drei Tagen bis zu neun Meter Tiefe ausführte, lieferte nur zehn Gallonen reinen Wassers, und ebensoviel brachte Carnegie selbst von einer unterdeß unternommenen Suche zurück. Er hatte eine Anzahl Eingeborene getroffen und von ihnen eine alte Frau festgenommen, die sich aber hartnäckig geweigert hatte, Wasser zu zeigen, so daß man sie wieder laufen ließ. Ueber hohe Sandhügel gings dann unter außerordentlichen Schwierigkeiten wieder nach Nordosten weiter, und erst nördlich vom 20. Breitengrade trat ein Wechsel zum Besseren ein. Man kam durch eine mit Gebüsch bestandene Gegend, wo aber durch Genuß giftiger Pflanzen drei Kamele krepirten. Leider verlor Carnegie auch bald darauf einen seiner Gefährten, der sich auf der Kängaruhjagd unvorsichtigerweise selbst erschoß. Von hier bis zum Endziel der Reise gab es reichlich Wasser und Futter.

Im April 1897 trat Carnegie von den Kimberleygoldfeldern die Rückkehr nach Coolgardie an, in der Absicht, eine Marschroute für



das Vieh, aus dem Kimberleydistrikt nach den fleischbedürftigen, mitten in der Wüste gelegenen südlichen Goldfeldern, zu finden. Bis zum kleinen Lake White, reichlich 300 Kilometer südlich von Kimberley, ging die Sache vortrefflich, das Land war theils mit vorzüglichem Weidegras bestanden, theils längs des Sturt Creek mit sumpfigem blue bush bedeckt. Dann aber gab es zwei Breitengrade hindurch, bis zum großen Macdonaldsee, nur Wüste, fast schlimmer als auf der Hinreise, indem nicht nur die Noth an Futter und Wasser sich aufs neue einstellte, sondern die meist von Ost nach West streichenden hohen und steilen Sandhügel sich hier so dicht aneinander reihten, daß das Vorwärtskommen ungeheuer verlangsamt wurde. An einem Tage hatte man auf einem Marsch von 16 Kilometer 86 solcher Hügel zu überschreiten.

Auch die südlich vom Macdonaldsee gelegenen Theile der Wüste sind schreckenerregend, und als die Expedition im August Coolgardie erreichte, mußte **Carnegie** sich sagen, daß ein sehr beträchtlicher Theil des zentralen Westaustralien keine Aussicht auf gutes Weideland oder werthvolle Mineralien, überhaupt auf Kultivirung irgend welcher Art bietet. Inmitten des schlimmsten Wüstenlandes fand **Carnegie** einen Theil eines Reitsattels und einen eisernen Zeltpflock, wie er jetzt schon seit Jahren nicht mehr im Gebrauch ist, und stellt die Vermuthung auf, daß es sich um Ueberreste der Expedition des deutschen Forschungsreisenden Dr. **Leichhardt**, der im Jahre 1847 im Innern Australiens spurlos verschwand und seitdem verschollen ist, handle.

Wenngleich Wüsten von so gewaltiger Ausdehnung, wie sie das Innere von West- und Südaustralien erfüllen, in den drei östlichen Kolonien fehlen, so gibt es doch auch hier viele Gegenden, in denen der Wassermangel nicht nur den Landbau unmöglich macht, sondern auch gewaltige Verluste an Schafen und Rindvieh hervorgerufen hat. Man hat sich deshalb hier nach dem Vorgange der Franzosen in Algerien und der Amerikaner in Dakota endlich entschlossen, Tiefbohrungen nach Wasser vorzunehmen. Als im Jahre 1885 in Queensland das Vieh zu Hunderttausenden erlag und selbst Ansiedlungen infolge der Dürre vor dem Ruin standen, begann man mit der Anlage artesischer Brunnen. Heute ist die Bohrtechnik ein lohnendes Gewerbe in Australien, obwohl die Preise beträchtlich sind: bis 300 Meter Tiefe kostet jeder Fuß Bohrung 27 Mark, bis zu 450 Meter 35 Mark, alsdann bis 600 Meter 40 Mark für den Fuß Tiefe und so fort. Großartig allerdings sind auch die Erfolge. So lieferte zum Beispiel der artesische Brunnen Cambridge Downs-Bor in Nordqueensland bei 165 Meter Tiefe täglich über drei Millionen Liter Wasser.

Bei Charleville, dem westlichen Endpunkt der von der Hauptstadt Brisbane landeinwärts führenden Bahnlinie, legte man auf dem Kamm eines Sandrückens zwischen Bahnhof und Stadt ein Bohrloch an. Bereits bei 55 und dann wieder bei 400 Meter Tiefe hatte man gutes, klares Wasser erreicht, bohrte aber noch 20 Meter tiefer, da das Wasser nicht Druck genug hatte. Nun sprudelte es in 10 Meter hohem Strahle hervor und lieferte seitdem täglich $12^1/_2$ Millionen Liter klares, sehr weiches, farbloses Wasser. Die Kosten der Anlage beliefen sich auf nahezu 50.000 Mark. Ist durch die Bohrung eine reichhaltige Wasserader erschlossen, so wird dafür gesorgt, daß das Wasser nach der gewünschten Richtung hinläuft. Man bildet einen künstlichen, oft meilenlangen Strom, dessen Lauf in kurzer Zeit von grünen Binsen und Blaugummibäumen eingefaßt ist.

Das westliche Queensland, das gleich dem benachbarten Zentrum des Erdtheils stellenweise sehr unter der Dürre schmachtete, besitzt gegenwärtig gegen 700 artesische Brunnen, mit deren Hilfe Weideländereien von mehr als 1,200.000 Quadratkilometer eröffnet und reichtragende Orangen-, Ananas- und Oelbaumplantagen bewässert werden konnten. Auch wird Queensland das tiefste und wahrscheinlich auch kostbarste Bohrloch der Erde erhalten, welches das berühmte schlesische in Schladebach noch übertreffen wird.

Zu Anfang des Jahres 1898 gab man in Bimerah ein Bohrloch auf, welches bei 1220 Fuß noch kein Wasser ergeben hatte. Als man jedoch bald darauf in Warbreccon in ungefähr derselben Tiefe Wasser erreichte, beschloß man, die Bohrung wieder aufzunehmen und das Bohrloch bis auf 1500 Meter Tiefe zu bringen. Auch in Neusüdwales wird mit der Anlage artesischer Brunnen kräftig vorgegangen. Welchen Nutzen sie stiften, dafür nur ein Beispiel. Der Brunnen bei Youngerina in Irrara County liefert bei nur 50 Meter Tiefe täglich $^3/_4$ Millionen Liter und erhält das ganze Jahr hindurch 600 Pferde, 90.000 Stück Rindvieh und 115.000 Schafe.

Die Hirten und zum Theil auch die Besitzer dieser riesigen Herden führen meistens ein sehr einsames und einförmiges Leben. Am Westfuß der goldreichen australischen Alpen und der Blauen Berge, die sich zwar mit denen Schwedens und der Schweiz nicht vergleichen lassen, aber im Winter völlig den Anblick einer schneebedeckten Alpenlandschaft bieten, liegen die einsamen Behausungen dieser weltverlassenen Kinder der Wildnis. Ein roh gezimmertes, mit einer Veranda versehenes Bretterhaus empfängt den Besucher. Statt der Decke ein Rindendach, den Fußboden bildet das nackte Erdreich. Holzläden vertreten die Stelle der Glasfenster. Wie ein Alkoven ist der Feuerplatz an einer Wand nach außen hin aufgebaut, der Kaminmantel besteht aus Rinde. In dem über dem Feuer an einer Kette aufgehängten Eisenkessel sprudelt das Wasser zum Thee. Der Hausvater, von einem ermüdenden Ritt zu den Schafherden heimgekehrt, sitzt an dem großen, mit rother Decke verzierten Tisch; der Sattel liegt mitten im Wohnraum am Boden. Die Hausfrau führt den Strickstrumpf, ein Zeichen, daß die Leute keine Engländer sind, deren Frauen niemals stricken. Da kann man schon den deutschen Gruß anwenden. Und richtig; er kommt in Württemberger Mundart zurück. Die Familie stammt aus Schwaben und hat sich einem Squatter im australischen Busch für 2 Pfund Sterling

(40 Mark) wöchentlich und den nöthigen Vorrath an Reis, Mehl, Thee, Zucker und Kartoffeln verdungen. Nun sparen sie so lange, jeden Shilling beiseitelegend, bis sie etwas Eigenes kaufen können. Hier in der Wildnis wachsen ohne Unterricht, mit den Eltern schwer arbeitend, die australischen Kinder deutscher Eltern auf, meistens ohne die englische Sprache zu lernen und von der deutschen auch nur die elterliche Mundart sprechend. Haben sie es weiter gebracht, vielleicht gar das jetzt nur beaufsichtigte Besitzthum erworben, so bleibt die alte Hütte, von Reben und Passionsblumen überwölbt, als Gesindehaus stehen, und ein neues, zweistöckiges, freilich auch nur aus gehobelten Brettern gezimmertes Wohnhaus mit Glasfenstern und verzierter Veranda erhebt sich daneben: unter letzterer ruht nun der Hausvater, das Pfeifchen im Munde, im Dufte der Blüten des japanischen Bibasbaumes, welche die Luft weithin mit Wohlgeruch erfüllen. Tagsüber muß der Schäferknecht zu Roß meilenweit im Busch umherstreifen, um die Herde zusammenzuhalten und etwa verloren gegangene Thiere wieder aufzusuchen. Nur ein in der Wildnis aufgewachsenes Pferd — sie streifen in halbwildem Zustande in kleinen Herden, jede menschliche Annäherung scheu zurückweisend, im Busch umher — vermag die pfadlose Wildnis bergauf und bergab, über Stock und Stein, bald durch den Urwald, bald durch brückenlose Bäche und Sümpfe, ohne Hufeisen zu durchstreifen.

Von den Höhen aus zeigt sich die Ebene stellenweise von Baumreihen durchzogen, so daß der Unkundige bepflanzte Straßen dort unten vermuthet; doch sind es nur halb eingetrocknete Wasserläufe, an deren Rand sich die Vegetation des Flachlandes zusammendrängt. Hierher kommen die Schafe zur Tränke, während sie zur Weide die besseren Gräser der Hügelregion vorziehen. Zur Mittagszeit, wenn die Hitze dem Menschen die leichteste Kleidung zur Last macht, lagern sie wiederkäuend im spärlichen Schatten der Gummibäume. Auf den flachen, bewaldeten Bergen steigen hier und da Rauchwolken empor, traurige Zeichen der unbedachtsam fortgesetzten Entwaldung des Landes, das doch für seine ohnehin schon wasserarmen Flüsse der quellennährenden Walddecke so dringend bedarf.

Der australische Wald gleicht nur von Ferne dem deutschen Bergforst. Die hohen, in weiten Abständen aufragenden Bäume mit den schlanken, erst weit oben verästelten Stämmen und der spärlichen, graugrünen Belaubung sind keine deutschen Laubbäume. Ihre 90 bis 120 Meter emporragenden Gipfel bilden die oberste Etage der Bergwälder, unter der sich, besonders in den Waldschluchten der Kolonie Viktoria ein zweites Stockwerk, bestehend aus den 12 bis 15 Meter hohen Baumfarnen und anderen kleinen Laubhölzern, erhebt.

Unter den Waldriesen sind die kolossalen Blaugummibäume (Eucalyptus) und die prachtvollen, immergrünen australischen Buchen die hervorstechendsten Typen, während im unteren Stockwerk und auf dem Boden Farne, darunter auch unser Adlerfarn, sowie baumartige Korbblütler eine große Rolle spielen. Ein an die Rankpflanzen der Tropenwälder erinnernder Kletterfarn (Polypodium scandens) umstrickt stellenweise in üppiger Fülle die Riesenstämme der Buchen, an die er merkwürdig streng gebunden erscheint. In Form der Schlingpflanze tritt hier auch ein Gras, die rankende Tetrarena auf, eines der merkwürdigsten Erzeugnisse der Wälder Viktorias; es überkleidet oft ganze Wegstrecken, umhüllt die mächtigen Stämme in das Waldlabyrinth hineingestürzter Eucalyptusbäume, überstrickt die aus den vermoderten Baumstämmen hervorwachsenden Pflanzengruppen, bildet hie und da hohe, dicht verfilzte, an den Eucalyptusstämmen oder den Laubkronen anderer Bäume und Sträucher herabhängende grüne Wände, unzerreißliche, von Stamm zu Stamm und über Risse und Schluchten hinwegziehende Hängebrücken, unter denen sich zur Regenzeit brausend die Wildbäche ergießen.

Eucalyptusarten, von denen Australien 130 verschiedene besitzt, bilden in den trockenen Gegenden auch die australischen Savannenwälder, deren dürftiger Boden außerdem die merkwürdigen, anscheinend blattlosen Kasuarinen — die Blätter sind zu braunen Schüppchen verkümmert — gummiliefernde Akazien und den wegen seiner Gerbsäure geschätzten Wattlebaum trägt. In abgemessenen, oft sehr regelmäßigen Entfernungen, einzeln oder in kleinen Gruppen, stehen, wie vom Kunstgärtner gepflanzt, die glatten Stämme der Eucalypten in dem lichten, parkartigen Walde, nie berührt eine Krone die benachbarte.

Blaugummibäume bilden auch einen hervorragenden Bestandtheil des berüchtigten australischen Scrub (Busch), der besonders aus der Kolonie Südaustralien bekannt ist und dem Reisenden infolge der Undurchdringlichkeit seines starrenden, formen- und farbenreichen Gestrüpps Schrecken einflößt. Wiederum ein ganz anderes Bild gewähren die innerhalb der Tropen gelegenen Theile Nordaustraliens und das nördliche Queensland. Die Flora nimmt hier indisches Aussehen an, Palmen und hoch an den Bäumen des Urgestrüpps emporklimmendes spanisches Rohr geben der Landschaft ihr Gepräge; dem feuchten Boden der Ebenen entragen vereinzelte Affenbrotbäume oder Baobabs, Gruppen von Grasbäumen, und die das australische Zedernholz liefernde Zederntanne, die jedoch nicht zu den Nadelhölzern gehört. Dem Baobab hat seine gewaltige, bis zu 20 bis 23 Meter Umfang betragende Dicke bei verhältnismäßig geringer Höhe den Namen der „Elephanten des Pflanzenreichs" eingetragen. Merkwürdige Pflanzen Australiens sind die allerdings außerhalb der Tropen vorkommenden Flaschenbäume (Sterculia), den Malven und Linden nahestehende Bäume mit faßförmig aufgeschwollenen Stämmen.

Die eigenthümliche Flora Australiens ist natürlich eine Folge des Klimas — wie einige glauben, aber auch der furchtbaren Brände, die das Innere des Landes häufig und in ungeheuerem Umfang verwüsten. Viel haben dazu ohne Zweifel die Eingeborenen beigetragen, die nicht allein auf Jagden und bei Kriegen, sondern auch ohne Grund in ihrem Leichtsinn oftmals Feuer anlegen und dies-

zweifellos schon in vorhistorischer Zeit gethan haben. Beim australischen Klima aber will ein solcher Waldbrand mehr bedeuten als irgendwo in der Welt. Man nimmt an, daß das Innere von Australien im Durchschnitt alle fünf Jahre bald hier bald dort durch gewaltige Buschfeuer verheert wird. Diesen Bränden ist an vielen Stellen die schwarze, eingeäscherte Beschaffenheit des Bodens zu verdanken. Sie sind die Ursache der vielen, halbverkohlten Baumriesen, der Waldvernichtung und der immer zunehmenden Trockenheit, da der entblößte Boden die zuweilen fallenden gewaltigen Regengüsse nicht festzuhalten vermag. Selbst das Vorherrschen der Eucalyptusarten kann man den Feuern zuschreiben, denen gerade diese Bäume infolge ihrer dicken Rinde den größten Widerstand entgegensetzen können.

Heute wird sich an dem schrecklichen, durch die Entwaldung eines ganzen Erdtheils herbeigeführten Trockenklima schwerlich etwas ändern lassen, wenn auch durch die Anlage artesischer Brunnen tausende von Oasen geschaffen würden. Wie es in der wasserlosen Wüste im heißen Sommer aussieht, schilderte mit den schrecklichsten Farben der Forscher Sturt, der bei seiner Durchkreuzung des australischen Kontinents durch Wassermangel gezwungen wurde, bei einem Wasserloch in Glen-Depot einen ganzen Sommer zuzubringen. Um sich vor der Hitze und dem Gluthwind ein wenig zu schützen, grub er mit seinen Begleitern ein tiefes Loch in die Erde, und der Aufenthalt in dieser Höhle ist vielleicht schrecklicher gewesen, als je der Winter eines höhlenbewohnenden Polarforschers in der arktischen Eiswüste. Das Thermometer zeigte 130° Fahrenheit im Schatten, die Nägel der Finger brachen wie Glas, die Haut schrumpfte ein, und die Zunge bedeckte sich mit blutigen Rissen. Zuweilen stiegen Wolken am Himmel auf, und man hörte in der Ferne das Rollen des Donners, aber monatelang wurde die Hoffnung getäuscht und es kam zu keinem Regentropfen. Sturt's Gefährte, Mr. Pool, unterlag schließlich den Schrecken dieses Wüstenlagers, während die Uebrigen mit dem Anbruch des Winters bei Darling bewohnte Gegenden erreichten.

Selbst die trockensten Gegenden besitzen nach der Karte 5 bis 10 Zoll Regenhöhe im Jahr, aber leider kehrt sich der Himmel nicht an die Karten und spendet mitunter nach mehreren regenlosen Jahren die ganze schuldige Regenmenge mit einemmal. Gegen das Ende einer solchen Dürre bietet ein regenloser Distrikt einen schrecklichen Anblick. Der Wind fegt über den geborstenen Boden und hüllt die verkrüppelten Bäume in dunkle Staubsäulen, der Boden ist mit Gerippen und Kadavern verschmachteter Thiere bedeckt, und am wolkenlosen Himmel steigt die Sonne wie ein rother Feuerball auf und nieder.

Uebrigens ist nicht allein die Pflanzen-, sondern auch die Thierwelt durch die klimatischen Verhältnisse, sicherlich auch durch die ungeheuren Waldbrände, beeinflußt worden. Durch die Nothwendigkeit, bei der eiligen Flucht vor dem Feuer, bei den weiten Wanderungen nach Wasser die noch unerwachsenen Jungen mit sich zu führen, erklärt sich vielleicht am ungezwungensten das Vorherrschen der Beutelthiere in Australien, möglicherweise auch noch manches anderen Typus in der Fauna dieses merkwürdigen Landes. Die australische Thierwelt enthält unter den Säugethieren in der That nur ein einziges, welches mit den uns aus der Anschauung geläufigen Formen übereinstimmt, den oft genannten australischen Dingo, den einzigen echten Wildhund der Erde. Uebrigens wird von ihm vielfach angenommen, daß er nur der verwilderte Nachkomme eines ehemaligen ostasiatischen Haushundes ist, der auf einer inzwischen längst zerstörten, einst aber bestandenen Landbrücke (vergl. Spalte 120) nach Australien den Weg gefunden hat. Den Ansiedlern ist er als Schafräuber äußerst verhaßt und macht thatsächlich in Gegenden, wo er stark überwiegt, die Schafzucht unmöglich.

Unter den Beutelthieren, deren Urheimat Australien ist, gibt es Nachahmungen fast aller anderen Säugethierordnungen. So ist der dem europäischen Wolf sehr ähnliche Beutelwolf der Typus eines blutdürstigen Raubthieres, die Beutelmarder vertreten die Stelle unserer Marder und Iltisse. Die Beutelspitzhörnchen erinnern durch ihre Lebensweise auf Bäumen, den Nestbau und die Nahrung an unsere Eichhörnchen. Der erst seit zehn Jahren bekannt gewordene Beutelmull ist der australische Maulwurf, er gleicht demselben durch das Fehlen der Ohrmuscheln, die kleinen, in der Haut versteckten Augen und die Grabfüße. Die weiten Ebenen des Innern, wie die Berg- und Küstenwaldungen belebt das Heer der Springbeutler, ein Ersatz für die Hirsche, Rehe und Hasen anderer Erdtheile. Das mächtige graue Riesenkänguruh erreicht ein Gewicht von 100 Kilogramm, wobei es gewiß erstaunlich, aber aus den oben angedeuteten Ursachen nicht weniger zweckmäßig ist, daß das einzige Junge dieses mannshohen Thieres bei der Geburt nicht länger als höchstens 3 Zentimeter ist; erst gegen das Ende seines ersten Lebensalters ist es soweit erwachsen, daß es seines Zufluchtsortes, des Beutels der Mutter, ganz entbehren kann. Die Büchse der Ansiedler hat die Zahl dieser Riesen, die man früher in Herden von 100 Stück und darüber sah, bereits stark gelichtet.

Stehen schon die Beutler unter den Säugethieren auf sehr niedriger Stufe, so gelangen wir mit dem Schnabelthier und dem Ameisenigel an das unterste Ende der Leiter, zu Wesen, die bereits den Vögeln und Kriechthieren sehr nahe stehen. Legen doch beide Eier, die vom Ameisenigel im Beutel ausgebrütet werden, während das Schnabelthier sich dem Brutgeschäft in einer unterirdischen Nestkammer in aller Muße hingibt. Der Ameisenigel, beiläufig ein anderthalb Fuß langes Thier, hat nicht einmal einen beweglichen, ausgebildeten Mund, weder selbständige Kiefer, noch Zähne; er steckt nur seine lange klebrige Zunge aus der Hornröhre seines Schnabels heraus und überläßt dem Magensaft alles übrige. Das Schnabelthier anderseits, mit seinen Schwimmfüßen, seinem Entenschnabel, seinen Eiern statt Jungen, ist auch halb Vogel, halb Fisch. Die ausgebrüteten Jungen ernährt es auf die primitivste Art mit Milch, die an gewissen siebartigen Hautstellen ohne Zitzen herausquillt und von den Jungen aufgeleckt wird.

Auch die Vogelwelt Australiens weist seltsame Formen und Gebräuche auf. Erwähnen wir nur die Gepflogenheit der Laubenvögel, sich im Waldgebüsch auf dem Erdboden laubenartige Nester zu bauen, die sie mit allerhand Zierat, Federn, Muschel- und Schneckenschalen, mit Blumen, Steinchen und Knochen umgeben, so daß bisweilen förmliche Gärten entstehen. Dieselben dienen aber nicht zur Brutpflege, sondern zu Hochzeitsspielen. Unter den Papageien befinden sich zwei Nachtthiere, der in Erdhöhlen lebende dunkelschwänzige Erdpapagei und der seine Eier auf den nackten Boden legende und dort auch ausbrütende Erdsittich. Der Riese unter den australischen Vögeln ist jedoch der ehemals über den ganzen Erdtheil verbreitete gemeine Emu, ein sechs Fuß hoher Kurzflügler mit braunem, grobem Gefieder, der sich von Gras, Kräutern, Wurzeln und Früchten nährt. Durch die von englischen Sportsmen mit Hunden betriebene Jagd ist das scharfsichtige, scheue Thier, das mit dem Känguruh an Schnelligkeit wetteifert, schon tief in das Innere zurückgedrängt. Wie beim Strauß brütet auch beim Emu, der die Gefangenschaft und das europäische Klima gut verträgt, das kleinere Männchen.

Endlich treten auch unter den Kriechthieren und Insekten Australiens die merkwürdigsten Arten und Gestalten auf, wie die lebende Junge zur Welt bringende Stummelechse, an der man erst bei sehr genauer Betrachtung Kopf- und Schwanzende unterscheidet, oder der Moloch, der seinen Namen durch allerlei dornförmige Hornauswüchse seiner Haut verdient, aber ein sehr harmloses Geschöpf ist. Unter den Insekten befindet sich die giftigste Spinne der Welt (Lathrodectus scelio), ein kleines schwarzes Thier mit leuchtend rothem Rücken, das ziemlich häufig ist und dessen Biß, neben furchtbaren Schmerzen, langandauernde Lähmung des getroffenen Gliedes, ja des ganzen Körpers hervorrufen kann. Selbst der Tod kann im Gefolge dieser Vergiftung auftreten (vergl. Spalte 64).

Das höchste Interesse in Australien erregen natürlich die Ureinwohner, deren Sitten- und Kulturerforschung noch keineswegs als vollendet zu bezeichnen ist. Vor der rücksichtslosen Ausrottung durch die Engländer, der die Tasmanier z. B. in kaum 50 Jahren völlig zum Opfer gefallen sind, haben sich die Australier einstweilen noch durch ihren Rückzug ins Innere gerettet, aber wie bald wird ihnen der Europäer, trotz aller Schrecken der Wüste, trotz Wasserlosigkeit und Sonnengluth, auch dahin nachfolgen! Außer den artesischen Brunnen sind die Waffe des weißen Mannes bei diesem Eroberungszug die Eisenbahnen.

Der Plan, den ebenso wasser- als bevölkerungs- und verkehrsarmen Westen Australiens mit dem verhältnismäßig stark besiedelten und reichen Ostaustralien, vor allem mit Neu-Südwales durch eine Eisenbahn zu verbinden, ist bereits gefaßt. Er wird ebenso gewiß zur Thatsache werden, wie der Telegraph, der seit mehreren Jahren quer durch den ganzen Erdtheil, freilich von Norden nach Süden, läuft. Die Hindernisse sind allerdings keine kleinen, und auch in dieser Richtung bildet wieder die große Victoriawüste das bedeutendste unter ihnen. A. Macdonald hat im Jahre 1899 die Wüste in westöstlicher Richtung durchwandert und dabei die Schrecken des Inneren nicht geringer gefunden als Carnegie und seine Vorgänger, die sich in nordsüdlicher Richtung bewegten. Der Zweck der Reise, der indessen nicht erfüllt wurde, war die Auffindung neuer goldführender Gebiete.

Von M. J. Macrae, einem erfahrenen Buschbewohner und Miner, und zwei zuverlässigen Schotten, außerdem von vier Pferden und zwei Kamelen begleitet, gelangte Macdonald durch den goldführenden Peak Hill-Distrikt nach der gleichnamigen Bergwerksstadt. Erst als man auf dem letzten Hügel vor der von grünen Bergen umgebenen Stadt stand, bemerkte man ihre Anwesenheit und blickte von oben in die Straßen des schmucken, jungen Ortes hinein, dessen Goldfelder zu den reichsten von ganz Australien zu gehören scheinen. Das Gold findet sich hier nicht im anstehenden Gestein, sondern in einem Gemenge von Zement mit Quarz und anderen Gesteinen, also im Schwemmland, allerdings von solchem Alter und solcher Härte, daß die Bearbeitung genau wie bei altem Fels mit Goldadern vor sich geht.

Am 19. August trat man die Reise in die Wüste an, wobei sich die Pferde so wenig bewährten, daß man sie ganz zurücklassen, und sich ausschließlich auf „Beelzebub" und „Sklaverei", die beiden Kamele, verlassen mußte. Ihnen widmeten nunmehr die beiden Schotten ihre Sorge, so daß Macdonald und Macrae sich ganz den Zwecken der Reise zuwenden konnten. So zog die Karawane fünf Tage durch eine von Eisenstein und Quarz bedeckte Gegend, bevor man die eigentliche Sandwüste erreichte. Jetzt gelangten die Reisenden nur noch äußerst langsam vorwärts, und besonders die Kamele verwandelten ihren langsamen Schritt in ein förmliches Kriechen. Während der Fuß tief einsank, wurde das Gesicht beim leisesten Windhauche von dem feinen Sand belästigt, der in Nase und Ohren drang, für die Augen furchtbar und für alle Nerven höchst aufreizend war. Bald gelangte man in das Gebiet der Dünen, die das Fortkommen noch mehr erschwerten. Dieselben wuchsen in endloser Folge 3 bis 5 Meter hoch an; eine dürftige Spinifervegetation bedeckte ihren Rücken. Am Mittag des 25. betrat die kleine Karawane einen Strich buschreichen Landes und wand sich eine zeitlang durch Miniaturwälder zwergartiger Eucalypten. Da Macrae die Gegenwart von Wasser vermuthete, beschloß man, ein Lager aufzuschlagen. Aber schon während des Abladens der Kamele kam der Schotte Stewart mit der leisen, hastigen Meldung: „Neger!" — Mit Speeren und Wurfkeulen bewaffnet, sah man eine augenscheinlich auf der Jagd befindliche Schaar in kaum 200 Ellen Entfernung vorüberziehen. Jetzt entdeckten auch die Schwarzen die Karawane; sie stießen ein schrilles Pfeifen der Ueberraschung aus und schienen einen Augenblick unentschlossen. Dann aber schwirrte ein Hagel von Speeren durch die Luft. Schnell entschlossen antwortete Macdonald mit einer Schrotladung. Das war offenbar mehr, als die Neger erwartet hatten, in wilder Flucht stoben sie durch den Scrub davon und krachend schlug hinter ihnen das dürre Gesträuch zusammen.



Wieder gelangte man an die Steinwüste, deren Thierleben auf einiges Wasser schließen ließ. Schwarze Schlangen krochen über den Weg, zahlreiche Eidechsen flohen erschreckt in das Wurzelwerk der Bäume, und dichte schwarze Fliegenwolken griffen die Reisenden an. Länger als einen Monat zog man durch dieses Gebiet. „Den ganzen Tag über," schreibt Macdonald, „wanderten wir mühsam unter den sengenden Strahlen der Sonne dahin. Man kann sich kein trostloseres Land als dieses vorstellen. Das starre Mulga- und Mallengestrüpp, die gleißende, perlende Sandfläche, über die wir unsere Füße schleppten, der zitternde heiße Dunst, der unsere Augen so quälte, und das tödtliche Schweigen, das erhabene Schweigen des Grabes, alles war dazu angethan, uns geistig zu überwältigen. Ich wundere mich nicht, daß so viele Reisende in dieser elenden Wüste ihr Leben gelassen haben. Die Wassernoth ist nicht die einzige Gefahr, mit der man rechnen muß. Der entnervende Einfluß des schweigenden Buschlandes ist sicherlich ein ebenso grausamer Feind."

Vom 124. Längengrad sich nordöstlich wendend, erreichte Macdonald unter 125 Grad Länge, wo die Karte noch ganz in blendendes Weiß gehüllt ist, eine Gebirgskette, die er einige Wochen hindurch geologisch untersuchte, anscheinend aber ohne den gehofften Erfolg. Eingeborene waren dort häufig, ihre Scheu vor den Weißen jedoch zu groß, um mit ihnen in Beziehung treten zu können. Vier Wochen später erreichte der Reisende die bewohnten Gegenden Nordaustraliens. Einige seiner Thierbeobachtungen sind nützlich, insofern sie sich damit beschäftigen, aus dem Vorkommen gewisser Thierarten auf das Vorhandensein von Wasser zu schließen. Die meisten Vögel sind imstande, ungeheure Strecken ohne Wasser zurückzulegen; nur die Papageien, die die Gewohnheit haben, morgens und abends zu trinken, sind brauchbare Führer. Auch Tauben lassen den Schluß auf benachbarte Quellen oder Wasserlöcher zu. Die Känguruhs können, wenn es nöthig ist, lange das Wasser entbehren. Wo sie jedoch in Herden angetroffen werden, ist Wasser in geringer Entfernung zu erwarten. Den australischen Hund trifft man auch wohl gelegentlich in der Wüste, doch soll er weniger die Anwesenheit von Wasser, als von Eingeborenen anzeigen. Das Schlimmste ist wohl, daß, selbst wenn thatsächlich Wasser in der Nähe ist, es doch oft große Findigkeit erfordert, die zum Theil unterirdischen Quellen zu entdecken.

Inselbewohner der Südsee.

Das australische Festland ist in einem, von keinem anderen Kontinent erreichten Maße von einem Kranz kleiner und großer Inseln umgeben; ihre Zahl mag in die Tausende gehen. Ihrer Entstehung liegen alle nur erdenkbaren Ursachen zugrunde. Theils Reste älterer, dem Meer theilweise schon wieder zurückgegebener Erdtheile, theils Aufthürmungen plötzlicher vulkanischer Gewalten, theils Bauten der Korallen, die 1000 Meter und höher über den Grund des Meeres emporgewachsen sind, bilden diese Inseln und Inselgruppen, sozusagen eine Brücke der Thier- und Pflanzenwelt von Ostasien über den Stillen Ozean nach Amerika. Besonders im südlichen Theile, in der eigentlichen Südsee, reicht diese Brücke über die Molukken, Neu-Guinea und den Bismarck-Archipel, über die Salomoninseln, die neuen Hebriden und Fidschiinseln, über die Schiffer- (Samoa-), Freundschafts- und Kookinseln, die Gesellschaftsinseln, Tahiti und das riesige Gebiet der französischen Südseeinseln. Dann hört das dichte Gewirr der Gruppen auf, aber einzelne kleine Eilande, Oeno und Pitcairn, Elisabeth und Ducie, die Osterinsel und Sala y Gomez, endlich Juan Fernandez (die Robinsoninsel) und Mas a fuera setzen die Kette, theilweise durch Entfernungen von mehr als 1000 Seemeilen getrennt, bis an die einsamen Gestade Patagoniens fort.

Nur von einigen wenigen dieser meist recht weltfernen und weltfremden Inseln soll hier die Rede sein, und zwar von solchen, die sich durch ihre Bewohner oder auch durch die bloße Thatsache ihrer Bewohntheit einen Namen oder Ruf erworben haben. Die interessanteste, gewissermaßen eine dramatische Vergangenheit kommt unter diesen Eilanden vor allem der kleinen Insel Pitcairn unter dem 130. Längengrad zu. Das völlig einsame, von unaufhörlicher Brandung umtobte Inselchen wurde 1767 von Carteret entdeckt und war damals unbewohnt. Daß es indessen zu früheren Zeiten Bewohner gehabt hat und zwar sogar solche mit einer eigenthümlichen, nicht unentwickelten Kultur, ist später und durch besonders interessante Funde in der jüngsten Zeit festgestellt worden. Lieutenant Pike, der die Insel kürzlich auf dem Schiffe „Comas" besuchte, hat von da zunächst eine Reihe von Steinfunden, Beile, Meißel und Keulen aus Basalt mitgebracht, die in ihren Formen denen von Tahiti gleichen, und deren Alter weit über die neuere, gleich zu erwähnende Besiedelung der Insel zurückreicht. Der Geistliche Murray fand 1854 ähnliche Steingeräthe in der Begleitung alter menschlicher Schädel, vor allem jedoch eine Anzahl von Skulpturen, wie sie sonst, mit einer später zu erwähnenden Ausnahme, auf den Südseeinseln nicht bekannt sind. Es waren das große, in den Fels geritzte Vogel- und Menschenfiguren, besonders vier große, aus der Lava in rohen Formen ausgehauene Steinbilder.

Wer hat diese steinernen Bildsäulen geschaffen? Eine mehr als 100jährige Bewohnung der Insel, von der wir nunmehr sprechen wollen, hat von diesem Räthsel nichts gelüftet, sondern nur gedient, Pitcairn noch dichter als früher mit dem Schleier des Geheimnisvollen zu umkleiden. Was diese neue Besiedelung der Insel anlangt, so hat kürzlich R. A. Hermann in „Petermann's Mittheilungen" darüber ausführliche und zuverlässige Nachrichten gegeben und gleichzeitig darauf aufmerksam gemacht, daß es augenblicklich hoch an der Zeit ist, gründliche wissenschaftliche Untersuchungen an den Bewohnern der Insel anzustellen, die leider gegenwärtig einem traurigen, anscheinend unvermeidlichen Ende entgegensehen.

Die Besiedelung der Insel Pitcairn geht auf das Jahr 1789 zurück, als gelegentlich einer

Meuterei auf dem englischen Schiffe „Bonty" mehrere Matrosen nebst einigen Polynesiern und einer Anzahl von Tahitierinnen auf Pitcairn Zuflucht suchten. Es waren 27 Personen, welche das kleine, von jetzt an unter dem Namen der „Meutererinsel" bekannte Eiland besiedelten. Neun davon waren Weiße, meist englische Matrosen unter der Führung Fletcher Christians, sechs farbige Männer und zwölf Weiber von Tahiti gelangten mit ihnen zugleich ans Land.

Es waren rohe, jeder Zucht und am meisten der Selbstzucht entbehrende Gesellen, die das Schicksal hier zusammengewürfelt hatte. Jähzorn, Eifersucht und Neid mochten nicht selten unter ihnen



Eine Südsee-Insulanerin.

zum Streit und Kampf führen, und das Messer saß bei diesen Ausgestoßenen so lose, wie ein Schimpfwort oder Fluch. Das Ende war, daß in kaum zehn Jahren 15 von den 16 Männern theils dem Mord, theils auch wohl dem Trunk erlagen. Auch drei von den Tahitierinnen waren gestorben. Ein alter weißer Matrose, John Adams, nebst neun farbigen Weibern waren die Ueberlebenden. Neben ihnen freilich hatte sich eine Mischlingsnachkommenschaft von 19 kleinen Köpfen entwickelt. War es der Anblick dieser kleinen verwaisten Herde, war es eine Selbsteinkehr nach dem blutigen Schrecken der gegenseitigen Vernichtung — jedenfalls wurde Adams von dem Tage an, da er als einziger Weißer zwischen diesen Weibern und Kindern stand, ein anderer Mensch. Er erzog Alte und Junge zum Christenthum, führte eine Art patriarchalischen milden Regiments auf Pitcairn ein und schuf allmählig mitten im einsamen Meere eine kleine englische Kolonie von der Sitteneinfalt und Lebenseinfachheit der Südseeinsulaner. Pitcairn war für diese Rolle gar nicht übel beschaffen. Wenn auch der Fischfang, ja schon der Abstieg von dem Plateau der Insel wegen der Steilküsten und der Brandung gefahrvoll war, so gab es doch Hühner, Tauben, Ziegen und – Schweine, die verwilderten Ueberbleibsel irgend einer früheren Besiedelung. Die Natur spendete ihrerseits Kokosnüsse und Bananen, Orangen, die wilde Yamswurzel und andere Beihilfen zum Lebensunterhalt.

Während dieser Zeit der Ungestörtheit waren die Zustände auf Pitcairn von wahrhaft idealer, patriarchalischer Einfachheit und Harmonie. Die Häuser glichen einfachen Schuppen, das Geräth war annähernd das der Eingeborenen auf anderen Südseeinseln. Die Gewänder bestanden aus Stoffen, die mühsam aus der Rinde des Maulbeerbaumes gewonnen wurden. Fleisch wurde höchstens einmal in der Woche genossen, außerdem nur bei besonderen Gelegenheiten oder zu Zeiten anstrengender Arbeit, zum Beispiel während der Yamsernte. Die Kleidung wurde nach europäischer Art geschnitten, doch behielten die Frauen und Mädchen die reizvolle Gewohnheit der Südseebewohnerinnen bei, frische Blumen ins Haar zu flechten.

Festgefügte Regeln bestanden über die Arbeitstheilung. Der Unterhalt auf der kleinen Insel mit ihren schroffen Steilufern erforderte an sich Arbeit genug; sowohl der Feldbau, als die Wasserbesorgung, die Stoffbereitung für Kleidungszwecke stießen auf Schwierigkeiten. Der Patriarch, John Adams, genoß unbedingte Achtung, und er hatte das ganze Gemeinwesen auf eine Art alttestamentlicher Ordnung begründet, deren Stützen Arbeit und Gebet waren. Alle Kinder lernten Englisch und mit der ersten Generation starb die tahitische Sprache bereits aus. Dies war der Zustand auf Pitcairn, als im Jahre 1808, dann in längeren Zwischenräumen bis 1825 noch mehrmals Schiffe in die Gegend kamen, und das Eiland wieder von Engländern aus der Heimat betreten wurde. Unter den 66 Bewohnern, welche 1825 bereits vorgefunden wurden (zwei Jahre vorher hatten sich zwei englische Matrosen hinzugesellt und mit Töchtern des Landes verheiratet), herrschte seltsamerweise durchaus der englische Typus vor. Die bräunliche Farbe, die glänzenden Augen und das schwarze Haar freilich waren geblieben als Erbtheil der Mütter. Die Gestalten waren groß, gewandt und kraftvoll, mit Staunen betrachteten die fremden Besucher die Fertigkeit, mit der sich schon die kleinen Kinder im Wasser und in der Brandung bewegten. An den Steilabhängen, wo die Fremden schwindelnd stehen blieben, eilten die Wasser tragenden Knaben fröhlich auf und ab. Am meisten Erstaunen rief die strenge Sittenreinheit, die Frömmigkeit, die kindliche Vertrauensseligkeit gegenüber fremden Besuchern hervor, welche dieses ursprüngliche und doch auf hoher Kulturstufe stehende Völkchen zeigte. Im Jahre 1828 ließ sich bei den Insulanern ein hochgebildeter Mann nieder, Mr. G. H. Nobbs, der seit 1829, als Adams starb, ihr Leiter und bald auch ihr dauernder Seelsorger wurde. Leider trat bald eine schwere Störung im Gedeihen der Bewohner

ein. Ihre Zahl, die 1831 schon bis 87 gewachsen war, flößte ihnen schwere Bedenken ein, ob es möglich sein würde, sich dauernd mit Wasser zu versorgen. Bald wurde diese Sorge zur fixen Idee, und die Insulaner ruhten nicht, bis sie mit Hilfe der englischen Regierung von Pitcairn nach Tahiti gebracht wurden. Diese Uebersiedelung bekam ihnen schlecht. Krankheiten und Heimweh brachen bei ihnen aus, gleich verpflanzten Gewächsen gingen sie zurück und nach kaum einem halben Jahr hatten sie keinen anderen Wunsch, als in ihre Heimat zurückgebracht zu werden. Diese Bitte wurde ihnen erfüllt, aber fünf ihres Stammes waren bereits in fremder Erde bestattet.



Ein Reitpfad auf Tahiti.

Auch nach der Rückkehr nach Pitcairn hielten die ungünstigen Folgen dieser versuchten Uebersiedelung an. Die Sitten der Insulaner waren inmitten des fremden, verderbten Volks erschüttert. Man hatte den Branntwein wieder kennen gelernt, den Adams vor 20 Jahren streng unterdrückt hatte, man hatte üble Gewohnheiten angenommen und Krankheiten eingeschleppt. Von jetzt an lauten auch die Berichte über das Leben der Insulaner ungünstiger als vordem. Zum ersten Male kam es vor, daß ein Mädchen von Pitcairn der Verführung eines fremden Matrosen unterlag. Aber die Insulaner arbeiteten selbst redlich an ihrer Wiedergenesung, und als 1838 die Insel förmlich unter englischen Schutz gestellt wurde, war das Urtheil über ihre Bewohner wieder das alte. Allerdings war gleichzeitig die Zeit ihres Urzustandes vorbei. Die Schiffahrt führte allmählig eine Art Handel herbei, europäische Kleidung wurde eingeführt, Nobbs ließ Bücher kommen, die Feldarbeit und Viehzucht wurde intensiver, und europäische Sitten zogen ein. Aber mit ihnen auch europäische Uebel, Krankheit und Armuth. Allmählig schien Pitcairn wirklich zu klein zu werden für die wachsende Zahl der Ansiedler. Seit 1853 wurden neue Verhandlungen geführt, die die Uebersiedelung der ganzen Gemeinde nach einer größeren Insel betrafen, wo sie indessen ebenso wie bisher vor dem unbeschränkten Zuzug Fremder geschützt zu sein wünschten. Im Jahre 1856 fand dieser zweite Auszug statt. Alle 194 Bewohner verließen Pitcairn, viele wohl mit heißen Thränen, und wurden nach der unbewohnten Insel Norfolk, zwischen Neu-Seeland und Neu-Kaledonien, überführt.

Die kleine Felseninsel im Stillen Meer war entvölkert, aber nicht auf lange. Nicht alle Pitcairner, und zwar am wenigsten die jüngeren auf der Insel Geborenen waren imstande, sich in die neuen Verhältnisse zu finden. Drei Jahre nach der Uebersiedelung kehrten die ersten zwei Familien mit zwölf Kindern in ihre alte Heimat zurück, und 1864 folgte ein weiterer Nachschub von 24 Personen. Wieder entwickelte sich dasselbe Bild eines friedlichen, stillen, von der Welt unbemerkten Zusammenlebens, nur daß jetzt noch seltener als früher Schiffe das kleine Eiland anliefen. Was gelegentliche Besucher meldeten, glich im wesentlichen den früheren Nachrichten. Durch die Hühner, die sich in den Jahren der Verlassenheit ins ungemessene vermehrt hatten, wurde etwas mehr Fleischnahrung als früher gewonnen. Bis in die Achtziger-Jahre hörte man selten und nur Gutes von dieser kleinen Robinsonsinsel, und doch standen ihre Bewohner schon damals vor dem Anfang eines sicheren, unabwendbaren Endes ihrer Existenz. Die Gemeinde, die fast ein Jahrhundert in stetiger Vermehrung und blühender Gesundheit auf ihrem Felsen gelebt hatte, war zum Untergang bestimmt und zum Untergang nicht durch eine Katastrophe, sondern durch traurige, häßliche Degeneration. Es war zuerst ein Bericht des Kapitäns Doughty im Jahre 1884, der auf den Beginn dieses Umschwunges aufmerksam machte, und seitdem haben fast alle Besucher ein weniger und weniger anziehendes Bild von der heutigen Bewohnerschaft Pitcairns entrollt.

Aeußerlich erscheinen die Epigonen, die nun hauptsächlich schon wieder aus den verheirateten Kindern

der zuletzt Zurückgekehrten und aus ihrer Nachkommenschaft bestehen, wenig verändert. Beide Geschlechter zeigen dieselbe hohe, kraftvolle Gestalt, nur bei den Männern ist eine nachlässigere Haltung unverkennbar. Der Südseetypus ist vollständig dem angelsächsischen gewichen. Aber völlig verändert ist das Benehmen, die Gemüthsart, das ganze geistige Wesen dieser Leute. Nichts mehr von der lebhaften neugierigen Freude und Zuvorkommenheit, die früher den fremden Ankömmling begrüßt hatten; ein gedrücktes, theilnahmsloses Wesen statt dessen; in den Fremden sah man weniger willkommene Gäste, als Gegenstände des Geschäftes, bei dem einige Vortheile herausgeschlagen werden mußten. Die frühere Arbeitslust war einer gleichgiltigen Zuversicht auf die Geschenke der Natur und der Fremden gewichen. Die Landwirthschaft, die Hausindustrie lag darnieder. Man webte und fertigte nicht mehr eigene Gewänder, sondern ging in den billigsten importirten Stoffen und endlich in Lumpen.

Aber auch die moralischen Eigenschaften hatten gelitten. Die ehemalige Frömmigkeit hatte einer äußerlichen Religionsausübung, die Einigkeit dem Neid und Streit platzgemacht. Verlockungen fremder Seeleute, die früher von den Pitcairner Mädchen stolz zurückgewiesen worden waren, fielen jetzt auf fruchtbaren Boden. Die älteren Leute sahen mit Trauer den Verfall der Sitten, ohne ihm Einhalt thun zu können.

Nur zum Theil ist dieser unheilvolle Umschwung dem Einfluß der Außenwelt zuzuschreiben, wenn auch europäische Ansiedelung und Kultur auf weltfremde Naturkinder selten anders als verderblich wirkt. Zum größten Theil wird dagegen die Umwandlung der Pitcairner einer langsamen Degeneration durch die fortgesetzten Heiraten unter Verwandten zugeschrieben. Die jetzt abermals auf 120 bis 140 Köpfe sich belaufende Bewohnerzahl besteht lediglich aus den Nachkommen von vier oder fünf Ehepaaren, die schon ihrerseits von der ersten Besiedelung her in entfernten Graden der Blutsverwandtschaft standen. Nachdem diese fortgesetzte Blutmischung derselben Familien zuerst Geist und Gemüth der Nachkommenschaft angegriffen hat, ist neuerdings auch ein Sinken der körperlichen Eigenschaften nicht mehr zu leugnen, und einsichtsvolle Beurtheiler glauben, daß die Bevölkerung von Pitcairn schon in den nächsten Generationen dem völligen Verfall, sei es durch Kretinismus oder Aussterben, entgegengeht. Ein Hilfsmittel dagegen würde nur durch eine Vermischung mit anderen Bevölkerungselementen, und zwar, da Pitcairn zu klein für eine abermalige Einwanderung ist, durch die Uebersiedelung der Einwohner in andere, bewohnte Gegenden gefunden werden können. Allein die Leute sträuben sich gegen diesen dritten Versuch einer Auswanderung, obwohl den intelligenteren unter ihnen die kritische Lage der Gegenwart recht wohl zum Bewußtsein kommt. Als ein drohendes Zeichen des Sittenverfalls wurde vor einigen Jahren der erste Mord auf der Insel, seit der anfänglichen Schlächterei unter den eingewanderten rohen Meuterern, gemeldet. So mag denn wohl die Robinsonade von Pitcairn, die sich drei Menschenalter hindurch so blühend entwickelte, in weiteren zwei Menschenaltern oder noch früher in sich selbst zu Ende kommen, ein mißlungenes Experiment der Natur, dem die Gelehrten mit Interesse, wenn auch mitleidigem Interesse, zusehen.

Etwa auf dem halben Wege zwischen Pitcairn und dem amerikanischen Festlande liegt, nicht weit von dem durch Chamisso's schönstes Gedicht berühmt gewordenen Salas y Gomez, die „Osterinsel", von ihren Bewohnern Waihu genannt. Ist der Gegenstand von Chamisso's wundervoller Schilderung in der That nur ein schroff aus der Brandung steigendes Felsenriff, so hat die Osterinsel, wenn auch wie ein Sandkorn in der unendlichen Meereswüste, doch eine gewisse Flächenerstreckung. Größer freilich als eines der kleinen Randanhängsel von Rügen, Wittow oder Jasmund dürfen wir uns auch die Osterinsel nicht vorstellen. Vor 40 Jahren hatte das Inselchen nicht weniger als 3000 Bewohner, aber durch Auswanderung und gewaltsame Entführung, besonders nach den Guanolagern von Peru, endlich durch Aussterben infolge der herrschenden Vielmännerei sind dieselben heute auf 100 bis 150 reduzirt. Früher soll, der »Illustration« zufolge, Kindermord, aus dem Grunde, die Bewohnerschaft nicht über eine gewisse Zahl wachsen zu lassen, geherrscht haben. Wurde die Ziffer, für welche man die Ernährungsfähigkeit der Insel ausreichend hielt, überschritten, so verfiel ein Greis über 70 Jahre oder ein neugeborenes Kind dem Tode. Aber es sind weniger die Lebenden der Osterinsel, welche dieselbe unter die offenen Fragen der Südseeforschung reihen, als vielmehr die Werke der Todten, die auf irgend eine frühere Generation zurückzuführenden Kolossalstatuen. In großer Zahl, es sollen über 500 Bildwerke vorhanden sein, mit dem Antlitz der See zugekehrt, stehen diese aus dem vulkanischen Tuff gemeißelten, bis zu 15 Fuß hohen Gestalten wie ein Räthsel vor dem Besucher. Sie sind, wie so viele ähnliche Werke früh- oder vorgeschichtlicher Zeit, nicht vollendet und schwerlich auf die Vorfahren der heutigen Bewohner zurückzuführen. Wie oben erwähnt wurde, hat man auch auf Pitcairn einige ähnliche Statuen gefunden. Eine vulkanische Eruption oder ein zeitweiliges Versinken der Insel mag die Vollendung der Bildwerke verhindert und ihre Schöpfer dem Untergange geweiht haben.

Daß ein solches Verschwinden und Wiederauftauchen keine große Seltenheit ist, haben schon mehrfache Beobachtungen erwiesen. So ist ganz kürzlich die im Jahre 1898 ins Meer versunkene Falconinsel wieder erschienen. Sie lag in der Südsee südwestlich von den Freundschaftsinseln und ist jetzt durch das englische Kriegsschiff „Porpoise" wieder aufgefunden. Die Insel taucht jetzt wie ein flacher, riesiger Walfischrücken aus dem Meere empor, wird bei starker Brandung wahrscheinlich ganz von den Wellen überlaufen und bildet für die Schiffahrt ein sehr gefährliches Hindernis.

Lagen alle bisher betrachteten Inseln östlich Australiens in der Südsee, so mögen uns jetzt noch zwei kleine Eilande des Indischen Ozeans, südlich vom Sunda-Archipel, einen Augenblick beschäftigen.[1])

---

[1]) Nach La Géographie, 1900, Nr. 11.



Die Keeling- oder Kokosinseln sind ein paar winzige Korallenriffe, die sich im Südosten von Sumatra aus dem Blau des Indischen Meeres erheben und deren humusbedeckter Korallenkranz je eine kleine Lagune umschließt. Seit 75 Jahren befinden sie sich im Besitz der Familie Roß, welche dort zuerst schottische Ansiedler und später Malayen eingeführt hat. Jetzt zählt die Einwohnerschaft 655 Köpfe und wächst trotz starker Kindersterblichkeit um etwa 8% im Jahre, wobei die weiblichen Geburten stark überwiegen. Die Farbigen, etwas kleiner als die übrigen Inselmalayen, leben mehr auf europäische als asiatische Art. Sie sitzen sogar auf Stühlen, essen von Tischtüchern u. s. w. Die Gesundheit der Erwachsenen ist gut, die Bari-bari-Krankheit insbesondere, eine Art Schlafsucht, die man dem Genuß verdorbenen Reises zuschreibt, tritt weniger als in anderen Reisgegenden auf, häufiger dagegen der Starrkrampf. Auch Rheumatismus ist häufig.

Trotz der zahlreichen Kokosbäume, unter denen mehr als 600 Personen arbeiten, ruhen, essen und schlafen, und von denen jährlich mehr als vier Millionen Nüsse fallen, kommen Kopfschäden infolge Herabfallens nicht vor, obwohl Körperverletzungen durch die schweren Nüsse beobachtet werden. Nicht umsonst, sagen die Eingeborenen, hat die Kokosnuß Augen. Der Baum gedeiht unter ihrer Pflege, wie überall, wo der Mensch sich seiner annimmt, vorzüglich und trägt mehr Nüsse als auf den unbewohnten Inseln. Auch behaupten die Eingeborenen im ganzen malayischen Archipel, daß die Früchte der Kokospalme nur in der Gesellschaft des Menschen und wenn sie seine Stimme hören, gedeihen.

Der Besitzer der Kokosinseln zieht aus dieser Kultur so beträchtlichen Nutzen, daß er gar nicht versucht, noch mit anderen Gewächsen zu experimentiren. Die Nüsse sind zwar klein, enthalten aber mehr nutzbare Kopra als die anderer Herkunft. Die Inseln sollen jährlich fast 1000 Tonnen Kopra (die an der Sonne getrockneten, in Europa auf Kokosöl verarbeiteten Nußkerne) erzeugen, im Werthe von 360 Franks die Tonne. Zu ihrer Herstellung sind etwa 4½ Millionen Nüsse nöthig. An der Bearbeitung der Ernte betheiligen sich auch die Weiber, die — übrigens gegen gute Bezahlung — die Nüsse von der Bastrinde befreien. Die Männer verdienen in der Woche durchschnittlich 10½ Franks, wovon sie höchstens vier Franks für ihren Lebensunterhalt benöthigen. Es ist eine allerdings von den Eingeborenen ängstlich gemiedene Schule eingerichtet; der Religion nach sind die Insulaner Anhänger des Islam, sie haben indessen keine Idee von seiner Bedeutung oder irgend welchem religiösen Inhalt. Trotzdem sind ihre Sitten, ihre Ehrlichkeit u. s. w. vorzüglich und bedarf es weder des Gefängnisses noch der Polizei.

Die Insulaner sind ausgezeichnete Schiffsbauer und sie wissen das auch. Sie wundern sich gelegentlich, daß ihnen die englische Admiralität keine Aufträge zukommen läßt. Ihre Verbindungen mit der Außenwelt besorgt der Dampfer „Tweed", den Mr. Roß alle drei Monate nach Batavia fahren läßt, und der von dort bei seiner Rückkehr regelmäßig eine tüchtige Influenzaepidemie als Rückfracht mitbringt. Die Lebensbedürfnisse der Inselmenschen werden übrigens zum großen Theile durch die Kokospalme selbst bestritten. Sie liefert Speise- und Brennöl, sogar Maschinenöl, Essig, Milch, Seife und manche andere Produkte. Das Klima ist trotz der Nähe des Aequators nicht schlecht, da die fast beständig herrschenden Winde die Hitze mildern. Vom Dezember bis Februar wüthen oft furchtbare Wirbelstürme, die zuweilen starke Verheerungen unter dem Baumbestand anrichten.

Wir beschließen diese Inselbilder mit einem Blick auf die östlich der Kokosinseln in der Richtung auf Java liegende Weihnachtsinsel, die ebenfalls, aber zu ganz anderen Zwecken als die eben geschilderte, neuerdings besiedelt worden ist. Die Weihnachtsinsel ist sehr bergig, wie die meisten dieser vulkanisch entstandenen Inselchen. Das 100 französische Quadratmeilen große Eiland ist stark bewaldet und erhebt sich bis zu 300 Meter. Sein Hauptreichthum ist eins der gehaltreichsten Phosphatlager der Erde. Der Hügel soll 2½ Millionen Tonnen des werthvollen Düngesalzes umfassen und wird von einer Gesellschaft ausgebeutet, die auf der bis vor zwölf Jahren unbewohnten Insel etwa 250 Leute, fast nur Chinesen, ansiedelte.

Der werthvollste Baum der Waldungen ist ein hartes Teakholz, das leider nicht in genügender Menge vorkommt, um ein Gegenstand des Exportes zu werden. Den größten Theil der Insel nehmen weichholzige Bäume ein, die den Nistplatz zahlloser Taubenschwärme bilden. Die kleinen Thiere sollen trotz der unvermeidlichen rohen Eingriffe des Menschen in ihr Dasein noch immer erstaunlich harmlos und zutraulich sein. Vorzügliche Flieger, denken sie gar nicht an Flucht, wenn auch geschossen wird. Man kann, wie erzählt wird, einen Baum voll wilder Tauben buchstäblich leer schießen, es wird kaum einer einzigen von ihnen einfallen, aufzufliegen. Diejenigen sogar, die angeschossen werden, ohne sofort zu fallen, begnügen sich in der Regel, ihren Nachbar vorwurfsvoll anzublicken, als hätte er sie verletzt. Die Wirkungen einer ferntragenden Kraft gehen offenbar über ihren Verstand hinaus.

Wie um alle die einsamen Inseln des Indischen Ozeans und der Südsee, so geht auch um die Weihnachts- und die Kokosinseln eine ungemein starke, selbst im Sommer nicht aussetzende Brandung, die das Anlegen und Betreten dieser weltverlassenen Eilande sehr erschwert. Welche uralte Vergangenheit mögen manche, ja viele unter ihnen haben? Wie oft mag eins der kleinen palmenumsäumten und wogenumbrandeten Eilande der Schauplatz einer mehr oder weniger tragischen Robinsonade gewesen sein? Der Ozean allein vermag diese Fragen zu beantworten, dessen Schoß die Inseln, manche zu langem, manche zu kurzem Dasein und einige in doppelter und dreifacher Wiedergeburt, entstiegen sind.

Polarforschungen.

Nordpolfahrten.

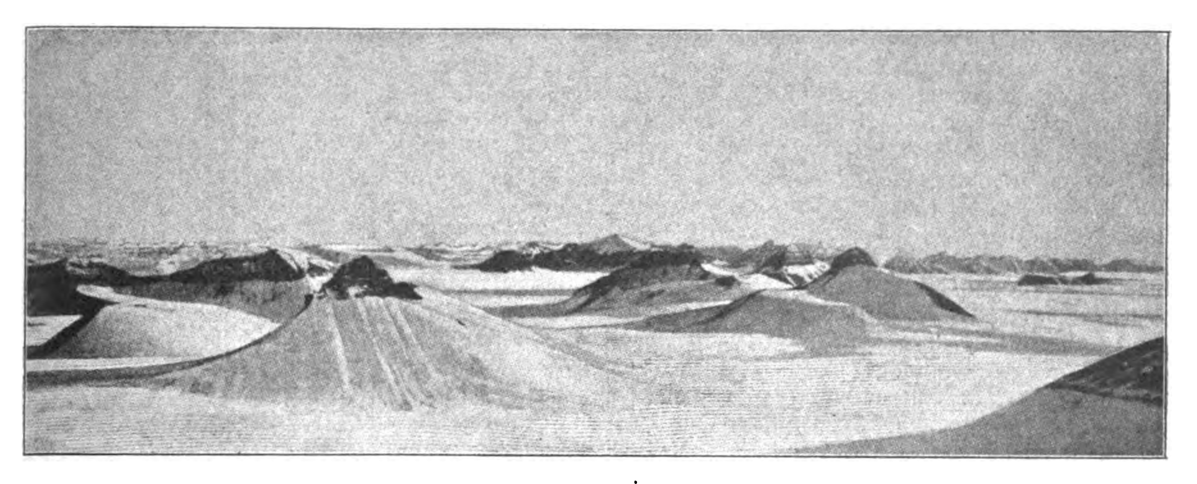
Im Pall Mall Magazine hat kürzlich Nansen selbst, und zwar unter dem augenblicklich nahe liegenden Titel „Der Wettlauf zu den Polen", die Ziele der arktischen Entdeckungsreisen zusammengefaßt. Wer der Ansicht ist, daß die zahllosen Versuche, tiefere Vorstöße in der Richtung auf den Nordpol zu machen, nur den Zweck haben, das Banner irgend einer Nation auf dem Pol aufzupflanzen, muß wohl zu dem Gedanken kommen, daß dies Ziel der bisherigen und künftigen Opfer an Menschenleben und Mitteln nicht werth ist. Nansen weist aber im Gegentheil darauf hin, daß die gesuchten Ziele wesentlich anderer Art sind. Wir wollen wissen, schreibt er, ob das ungeheure Areal zwischen dem arktischen Amerika und Grönland nebst Grinnelland ein zusammenhängendes Meer ist, oder ob es theilweise aus Festland, und von welcher Gestalt, besteht. Wir wollen und müssen das Klima und die physikalischen Bedingungen in dem großen arktischen Meere kennen lernen, wir müssen die Temperatur, die Luftbewegungen in diesen Gegenden kennen, um sie mit denen des übrigen Erdballes gemeinsam zu betrachten. Wir müssen magnetische, zoologische, geologische Forschungen in diesen Gebieten anstellen, um aus ihnen einen tieferen Einblick in die Natur und Geschichte unseres Erdballs zu gewinnen.

Daß ein Theil dieser Forderungen schon heute erfüllt ist, liefert den Beweis, daß die bisherige Polarforschung, daß die bisherigen Opfer nicht vergebliche gewesen sind. Wir wissen durch geologische Untersuchungen der nördlichsten bekannten Landmassen von Franz Josephsland, Spitzbergen und anderen Stellen, daß auch diese Gebiete einmal eine wärmere Vergangenheit, ein regeres Pflanzenleben besaßen, und daß sie abwechselnd zu mehreren Malen sich über und unter dem Wasser befunden haben. Wir wissen ferner seit den letzten Reisen und Forschungen mit Bestimmtheit, daß jenseits der erreichten Breiten vielleicht noch weitere Inselkomplexe vorhanden sind, aber keine große Landfläche; der Glaube an ein nördliches Polarfestland rechnet heute unter die Mythen.

Unter den ausgeführten Nordpolarexpeditionen der letzten Jahre ist diejenige des Herzogs der Abruzzen, wenn auch nicht nach ihren Resultaten, so doch nach ihrer Eigenart und ihren Gefahren und weil sie selbst über den Erfolg Nansen's hinaus die höchste Breite erreichte, zuerst zu nennen. Auf dem norwegischen Walroßfänger „Jason", der Nansen auf seiner ersten Grönlandfahrt getragen und den der erfahrenste Polarschiffsbaumeister der Gegenwart, Colin Archer, der Erbauer des „Fram", vorher verstärkte und umbaute, trat der Herzog im Sommer 1899 seine Fahrt an. Er traf am Kap Flora im südlichen Theil von Franz Josephsland das nördliche Packeis, das die „Stella Polare" — so war das Schiff getauft, nach achttägigem hartem Kampfe im Nightingalsund zu durchbrechen vermochte. Unter 81° nördlicher Breite traf man am 6. August die eben nach schwerer Winterkampagne im hohen Norden des Archipels zurückkehrende Expedition des Amerikaners Wellmann und konnte ihr die letzten Grüße in die Heimat übergeben, mit welcher der Herzog nunmehr 13 Monate ohne Verbindung blieb, um als erste Nachricht am 5. September 1900 in Hammerfest die Botschaft von der Ermordung seines königlichen Oheims zu erhalten.

In der Teplitzbai an der Westküste des Kronprinz Rudolflandes wurden, da ein weiteres Vordringen nicht mehr möglich war, Winterquartiere bezogen, was nichts weiter sagen will, als daß man die „Stella Polare" in möglichst geschützter Lage zwischen den Treibeismassen der Bucht einfrieren ließ. Leider erwies sich das Schiff nicht so widerstandsfähig gegen die furchtbaren Eispressungen, wie Nansen's „Fram", der ihnen drei Winter hindurch widerstanden hatte. Schon nach einer Woche erfolgte eine so harte Probe des Eisdruckes, daß am Steuerbord die Schiffswand trotz ihrer ungeheuren Dicke und Verstrebungen um einen halben Meter eingedrückt wurde; nur eine neue Pressung von unten, die das Polarschiff auf eine große Eisscholle warf, rettete es vor dem Versinken. Glücklicherweise war das Land nur 200 Meter entfernt. Man baute ein aus drei Schichten bestehendes Ueberwinterungszelt. Innen wurden zunächst zwei sechs Meter lange Zelte aufgeschlagen, über sie beide hinweg spannte man ein größeres und endlich wurden darüber mit Hilfe von Pfosten und Seilen die Schiffssegel zu einem dritten großen Zelt ausgebreitet. In der Mitte dieses dreifach überdachten Raumes stand die Kabüse mit einem Abzugsrohr ins Freie zum Erwärmen und zum Kochen. Jeder Mann erhielt ein Bett mit zwei Schlafsäcken aus Wolfsfell und Eiderdaunen. Auch Essen war reichlich und mit Abwechselung vorhanden.

Den Winter über war man natürlich darauf beschränkt, sich durch Uebungsschlittenfahrten und Skilaufen für die Thätigkeit des nächsten Sommers zu schulen, sich durch Bewegung gesund zu halten und durch Jagdausflüge für die 120 sibirischen Hunde, die in einem großen Holzstall untergebracht waren, Futter zu beschaffen. An Bewegung fehlte es den 32 Personen, aus denen die Expedition bestand, nicht; fast täglich mußte man Zelt und Hundestall aufs neue ausgraben, um in der nächsten Nacht sie wieder metertief einschneien zu lassen. Den Herzog selbst traf gerade am Heiligabend des Weihnachtsfestes ein unglücklicher Zufall. Er hatte mit dem Korvettenkapitän Umberto Cagni eine Uebungsfahrt mit Hundeschlitten unternommen, als er von einem furchtbaren, schneidenden Schneesturm über-



Die Dolomiten des Diadems auf Spitzbergen.

rascht wurde. Bevor man im Dunkel der Polarnacht das Zelt wiederfand, erlitten Beide so schwere Frostwunden, daß dem Herzog einige Fingerglieder amputirt werden mußten. Die Ausheilung gestaltete sich alsdann bei der furchtbaren Winterkälte so langwierig, daß der Patient sich bis April ans Zelt gebannt sah und seinen Lieblingsgedanken, die im Frühjahr geplante Schlittenexpedition über das Treibeis nach Norden selbst zu leiten, aufgeben mußte.

Am 11. März wurde dieser Vorstoß zum Pol unter Kapitän Cagni mit 10 Leuten, 13 Schlitten und fast sämmtlichen Hunden begonnen. Er war, wie bisher jeder Versuch, über das Eis vorzudringen, ein Unternehmen auf Leben und Tod. Cagni selbst schreibt darüber:

„Wir fanden nichts als Eis, und immer so schlechtes und aufgehäuftes, daß wir uns den Weg mühsam mit der Eisaxt bahnen mußten. Die Lebensmittel nahmen weit rascher ab, als wir geglaubt hatten, und nach zehn Tagen schickte ich deshalb den armen Querini (Schiffslieutenant der Stella Polare) mit dem Führer Ollier und dem Maschinisten Stökken ins Lager zurück. Nach abermals zehn Tagen sandte ich, da der Weg immer schlechter wurde, den Dr. Cavalli mit einem Führer und einem Matrosen zurück. Diese zweite Abtheilung erreichte das Lager, die erste dagegen kehrte niemals zurück. Das Polarmeer wird sie mit einer seiner gierigen Spalten verschlungen haben. Wir fuhren (nunmehr nur noch Cagni, sein Diener und zwei Alpenführer aus Courmayeur) weiter gen Norden. Meine braven Italiener waren ganz begeistert, nichts war ihnen zu schwer. Vorwärts, nur Vorwärts! war ihre Losung. Wir waren bis zum 85. Breitengrade gekommen, als die Lebensmittel zu fehlen begannen. Es wäre nun klug gewesen, sofort zurückzukehren. Aber umkehren, ohne wenigstens zum Theil den Zweck erreicht zu haben? Niemals! Auch das Eis lud uns jetzt ein, vorzudringen. Es war gut geworden, und die Schlitten glitten rasch dahin. Manchmal fuhren wir 24 Stunden ohne jede Unterbrechung. Schon seit langer Zeit war unsere Nahrung Hundefleisch, in etwas Fett am Feuer gekocht. Es war entsetzlich, aber in der Noth schmeckte es köstlich. Meine Leute wollten immer noch nichts, als vorwärts. Ihr Muth war nicht gesunken. Am 24. April (also in 45 Tagen) erreichten wir 86° 33′ nördliche Breite; wir hatten 37 Kilometer mehr zurückgelegt als Nansen und waren rund 520 Kilometer vom Lager entfernt. Meiner Verantwortlichkeit gedenkend, mußte ich die Rückkehr anordnen. Am 25. April begann sie, am 23. Juni erreichten wir das Ziel! Welch' eine schreckliche Rückfahrt! Wir waren eine Beute der schwimmenden Eismassen, wir gingen und fuhren nicht mehr, wir mußten schwimmen. Von 108 Hunden waren uns noch sieben geblieben. Wir hatten bereits jede Hoffnung, den Herzog noch zu erreichen, verloren, als wir von den Eismassen, die sich nach Kap Fligely bewegten, vorwärts geschleudert wurden. Am Kap war die Rettung, dort war das Lager .... Die Expedition hatte gethan, was sie thun konnte, deshalb wurde die Rückkehr beschlossen. Festes Land haben wir nicht gefunden, nur Eis und Wasser, Wasser und Eis und nichts weiter."

Es wird dem Herzog zum Vorwurf gemacht, daß er nicht anstatt des als fruchtlos schon oft erkannten Versuches, polwärts über das Eis zu dringen, die günstige Gelegenheit benützt hat, vom Lager bei Kap Fligely die noch sehr unvollständige Karte des nördlichen Franz Josephslandes zu verbessern, von dessen Inseln und Kanälen wir durch Nansen, Jackson und Payer drei Darstellungen besitzen, die sich gar nicht vereinigen lassen. Die italienische Expedition war wohl für gelehrte Forschungen kaum vorbereitet, immerhin hat man aber vor einem Urtheil über ihren Erfolg erst die ausführliche Veröffentlichung des mitgebrachten Materials zu erwarten.

Von den glücklich beendeten arktischen Forschungsreisen der letzten Jahre sei hier nur noch, wegen ihrer bedeutenden geographischen Erfolge, die Expedition des schwedischen Professors Nathorst berührt. Dieselbe wurde unter Beihilfe König Oskar's entsandt, um an der nördlichen Ostküste von Grönland Nachforschungen nach Andree anzustellen, erhielt aber gleichzeitig die Aufgabe, den Franz Josephsfjord und seine Umgegend, die seit der Entdeckung durch Payer

1870 nicht wieder besucht ist, genauer zu erforschen. Eine 400 Kilometer breite Packeisbarre lagerte, als sich die „Antarktik“ im Juni 1899 dem nördlichen Grönland näherte, der Küste vor. Es gelang aber, nach einigen Wochen mit Hilfe von Rinnen die vermuthlich aus dem nördlichen Sibirien hierher treibenden Eisfelder bis nahe an die Küste zu durchdringen.

Da der ein Jahr früher zur Umsegelung des nördlichen Grönlands von der Westküste aufgebrochene Sverdrup, Nansen's Freund und Begleiter auf der Framexpedition, später in dieser Gegend zu erwarten war, so legte Nathorst für ihn, einem vor der Abreise Nansen gegebenen Versprechen getreu, ein Proviantdepot auf der Walroßinsel an. Am 6. Juli besuchte man die Pendelinsel, die jetzt inmitten des eisbedeckten Meeres ihr schönstes Frühlingsgewand angelegt hatte. Polarweiden, Steinbrech, Ranunkulus, Dryas- und Cerastiumarten, Silene und andere Blüthen bedeckten den Boden. Man zählte 44 Phanerogamen. Die Thierwelt vertrat der Moschusochs, der einst in Europa der Zeitgenosse des Mammuth gewesen ist, und mancherlei fliegendes Gethier, große behaarte Schmetterlinge, Hummeln und Schnecken. Von Andree's einstiger Anwesenheit zeugte keine Spur.

Der Franz Josephsfjord und seine Umgebung zeigten bei genauerer Durchforschung ein wesentlich anderes Bild, als Payer gefunden hatte. Zwei große Fjorde reichen, im Grunde sich vereinigend, 250 Kilometer tief ins Land hinein und bilden zwischen sich ein Gewirr von Wasserarmen und großen Inseln. Lothrechte Felswände von 1200 bis 1800 Meter engen die Fjorde ein, zwischen ihnen senken sich riesige Gletscher ins Meer, und gewaltige Eisberge schwimmen als Zeugen ihrer Thätigkeit umher und bedrohten das Schiff oft mit Zusammenstößen. Ueppiges Wachsthum bedeckt zwischen diesen Eiswänden die Ufer. Zwergbirken und arktische Weiden bilden knieholzartige Dickichtmassen, ellenhohe Rohrgräser, Glockenblumen, Rumex acetosella und Myrtillus aliginosa bedeckten den Boden. Früher haben hier Eskimo gelebt.

Acht Wochen lang hielt man sich in diesen Gebieten auf, für deren landschaftliche Schönheit schon Payer nicht Worte genug gefunden hatte, und die auch diese Reisenden wieder als eine Perle der arktischen Landschaften preisen. Unter den angetroffenen Thieren waren als Seltenheit zwei weiße Wölfe, Thiere, die aus dem arktischen Amerika erst in jüngerer Zeit nach Nordgrönland übersiedelt sind.

Ohne ihren Zweck, Kunde von dem verschollenen Andree, der seinen Tod fast zweifellos in dem arktischen Meer selbst gefunden haben dürfte, erreicht zu haben, mußte die Expedition nach Schweden zurückkehren. Ueber den Polarwolf und Moschusochsen hat Nathorst später in »La Géographie« die Resultate seiner Funde zusammengestellt. Der Wolf scheint von Amerika erst in den letzten Jahrzehnten seinen Weg um die Nordspitze Grönlands, die kürzlich von Peary und wahrscheinlich auch von Sverdrup besucht ist, nach Ostgrönland gefunden zu haben, wo er erst seit 1891 aufgetreten ist. Eine üble Folge davon ist, daß die früher großen Renthierrudel und ebenso die Polarfüchse in Ostgrönland in rascher Abnahme begriffen sind, während der Moschusochs, der im arktischen Amerika den Wölfen vielfach zum Opfer fällt, hier augenblicklich noch von ihnen geschont wird. Das Gebiet des gewaltigen Moschusochsen erstreckt sich gegenwärtig nur über einen sehr kleinen Theil der nördlichen Länder. Man findet ihn im nordöstlichen Kanada und der anstoßenden nördlichsten Inselwelt, bis er bei Grinnelland auf das grönländische Festland übergeht, das er nördlich vom 81. Breitengrade bewohnt. An der Ostküste dagegen findet man ihn südlich bis zum 70. Breitengrade. Ein Jahr später als Nathorst hat der Schwede Kolthoff die Gegenden des Franz Josephsfjordes besucht und von dort zum erstenmale lebende Kälber dieses Polarrindes mitgebracht, die zu Zuchtversuchen in Lappland benützt werden sollen.

Die Zahl der Expeditionen, die sich gegenwärtig, im Winter 1901 zu 1902, im Bannkreis des Polareises befinden, und über deren Schicksal man sich zum Theil völlig im Unklaren befindet, ist ziemlich bedeutend. Der amerikanische Polarforscher Peary, der im Jahre 1898 mit dem „Windward“ eine neue Reise in sein Spezialforschungsgebiet, Westgrönland und Grinnelland, angetreten hatte, ist vom ersten Jahre an durch ungewöhnlich schlechte Eisverhältnisse behindert worden und hat nun den vierten Winter in diesen Regionen verlebt. Als das 1900 wiederum in den Smithsund gesandte Schiff „Windward“, welches außer neuen Vorräthen auch Peary's Frau und seine Tochter an Bord hatte, nicht zurückkehrte, sondern dort überwinterte und ihn, wie man deshalb glauben mußte, gar nicht gefunden hatte, begann eine gewisse Unruhe über den Verbleib der Expedition platzzugreifen. Aber das im Sommer 1901 gegen den Smithsund vorgesandte Entsatzschiff „Erik“ kehrte im September mit beruhigenden Nachrichten und mit der kleinen Tochter Peary's zurück, während dessen Gattin sich entschlossen hat, seinen ferneren Aufenthalt im arktischen Meer, wie schon bei früheren Gelegenheiten, zu theilen.

Peary hatte in diesem langen Zeitraum eine große Reihe von bedeutenden Reisen gemacht. Im ersten Winter durchforschte er Grinnelland, suchte das Lager der Greely'schen Expedition auf, die 1884 in der Lady Franklin-Bai so jämmerlich aufgerieben worden war, und gelangte bis 82° nördlicher Breite. Während eines Schneesturms verschlagen, hatte Peary in diesem ersten Winter bereits das Unglück, die Füße zu erfrieren, bevor er nach tagelangem Umherirren das Lager wiederfand. Dieser Unfall trug ihm den Verlust einiger Zehen und ein längeres Krankenlager ein. Den zweiten Winter brachte er im Smithsund zu und blieb nun, wie erwähnt, lange Zeit verschollen. Inzwischen hat er, und zwar im Frühjahr 1900, einen energischen Vorstoß gegen den Pol gemacht, der jedoch anscheinend von hier aus noch schwerer als von Franz Josephsland zu erreichen ist. Peary hatte sich zur Erleichterung des Vordringens ein neues System ersonnen. Er vertheilte seine Lasten so auf die Schlitten, daß jeder einzelne eine voll-

ständige Ausrüstung enthielt. So brauchte man in jedem Quartier nur einen Schlitten zu entladen und wieder zu packen und verbrauchte seinen Proviant ziemlich rasch. Sobald dies eintrat, schickte man den leeren Schlitten mit seinen beiden Eskimo und zwei Hunden zurück und legte die frei gewordenen Hunde vor die übrigen Schlitten.

So zog man auf dem Eise neben der westgrönländischen Küste nordwärts. Anfangs Mai waren schon zwei leere Schlitten zurückgesandt und Peary war nur noch von einem Eskimo und seinem schwarzen Gefährten Henson begleitet. Der nördlichste bekannte Punkt von Grönland, den eine Abtheilung der Greely-Expedition vor 18 Jahren erreicht hatte, wurde passirt und die Küste weiter bis nahe an den 84. Breitegrad verfolgt, wo sie nach Osten umbiegt. Ein Vorstoß nach Norden über das Treibeis scheiterte aber an den vielen offenen Stellen, man mußte froh sein, festzustellen, wo sich der nördlichste Punkt Grönlands befindet. Man fand dort ziemlich viel offenes Wasser, so daß eine Umsegelung Grönlands unter günstigen Verhältnissen keineswegs unmöglich erscheint. Wie wir gleich sehen werden, befand sich wahrscheinlich sogar ein Polarschiff, die Sverdrup'sche Expedition, gerade damals auf dem Wege, dieses Wagnis zu versuchen. Peary fand in den nördlichsten Küstentheilen von Grönland viel Wild. Bären, Moschusochsen, Hasen und Lemminge wurden erlegt, und es fehlte weder Menschen noch Hunden an frischem Fleische, bis die Station in Ft. Conger am 10. Juni wieder erreicht wurde.

Peary hatte aus diesem Vormarsch Muth genug gewonnen, um dasselbe noch einmal und selbst noch öfters zu versuchen. Das Jahr 1900 endete freilich nicht so gut, wie es begonnen hatte. Zunächst wartete Peary vergeblich auf das ihm versprochene Entsatzschiff, das den Smithsund nicht hatte passiren können und ihn erst im Sommer 1901 erreichte. Er selbst benützte den Herbst und Winter, um sich und seine Hunde für alle Fälle selbst zu verproviantiren. In den reichen Jagdgründen von Grinnelland wurden Schneehütten gebaut und im ganzen gegen 200 Moschusochsen erlegt, deren Fleisch zum großen Theil aufgespeichert wurde. Die für den nächsten Sommer geplante zweite Schlittenreise nach Norden mißglückte vollständig, dagegen traf man, weiter südlich zurückgekehrt, sowohl das vorjährige Entsatzschiff mit Peary's Familie an Bord, als auch dasjenige von 1901, das sofort mit Briefen in die Heimat zurückgesandt wurde. Peary blieb im Norden, um im Sommer 1902 noch einen dritten Versuch zu machen, den Pol zu erreichen. Mit Schlitten dürfte das kaum gelingen, denn nach allen bisherigen Versuchen ist das Eis nördlich von Grinnell- und Grönland für solche Fahrt noch viel weniger geeignet, als nördlich von Franz Josephsland. Sollte es von dem amerikanisch-arktischen Gebiet aus jemals gelingen, bis an den Pol sich durchzukämpfen, so dürfte das noch eher zu Schiffe glücken, und wer weiß, ob es nicht eben auf diesem Wege bereits gelungen oder doch annähernd gelungen ist.

In diesem Fall könnte der Glückliche nur Sverdrup sein, Nansen's alter „Fram"-Kamerad und Kapitän, über dessen Geschicke man gegenwärtig in ähnlicher Ungewißheit ist, wie über Peary's Verbleib im vorigen Jahre.

Ebenso lange wie Peary unterwegs, hatte die neue „Fram"-Expedition zwar für fünf Jahre Proviant an Bord, es war jedoch ihre Reisedauer auf nur drei Jahre, d. h. bis 1901, berechnet. Zweck der Expedition war die Fahrt von Westgrönland um die Nordspitze dieses Kontinents nach dem östlichen Meere zwischen Grönland und Spitzbergen zur Erforschung, ob im Norden und Nordosten der Grönlandsküste sich noch größere Landmassen befinden. Ein Versuch, den Pol zu erreichen, stand auf ihrem Programm nicht, indessen ist es nicht zu bezweifeln, daß derselbe bei einladenden Eisverhältnissen im Vertrauen auf die erprobte Bauart des Schiffes dennoch unternommen werden würde. Daß an der Ostküste von Grönland für den Fall der Hilfsbedürftigkeit der Framleute ein Depot angelegt ist, wurde schon oben gesagt.

Aber wo befindet sich nun Sverdrup mit seinen Leuten? Seit dem August 1899 ist man ohne Nachricht von ihm. Er hatte damals das erste Winterquartier an der Küste von Elsmereland am Eingang des Smithsundes hinter sich, wo ihn das Eis unerwartet früh festgehalten hatte. Der Winter war sehr hart, und einer der Theilnehmer, der Arzt Svendsen, war ihm leider erlegen. Peary, der ebenfalls am Smithsund überwinterte, lag nur 80 Kilometer von Sverdrup entfernt, aber die beiden Expeditionen waren wenig mit einander in Berührung, vermuthlich, da der Amerikaner (mit Unrecht allerdings) in Sverdrup einen Nebenbuhler auf dem, von ihm seit Jahren bearbeiteten Gebiet sah. Erst im August des folgenden Sommers sahen die beiden Forscher sich und konnten sich über ihre beiderseitigen Ziele aussprechen. Peary, der ein bald nach der Heimat bestimmtes Hilfsfahrzeug besaß, versprach, die bisherige Post Sverdrup's mitzusenden und ist diesem Versprechen auch nachgekommen. Am 18. August 1899 sah man den „Fram" von Etah, der nördlichsten Ansiedelung der Eskimo, wo sich Sverdrup Hunde gekauft hatte, nordwärts steuern. Seitdem ist man ohne Nachricht von ihm.

Da Peary in den beiden nächsten Sommern die Gegenden, die der norwegische Forscher bei der Umsegelung Grönlands berühren mußte, vielfach gesehen hat, ohne ein Zeichen von Sverdrup's Anwesenheit zu finden, so ist es sehr wahrscheinlich, daß letzterer, gelockt durch offenes Wasser, eine nördlichere Route eingeschlagen und sich vielleicht dem Pol mehr als frühere Reisende genähert hat. Weitere Muthmaßungen über den Kurs des „Fram" anzustellen, wäre vorläufig müßig. Auf alle Fälle hält man indessen Sverdrup jetzt für entsatzbedürftig, und es wird zweifellos im Sommer 1902 ein norwegisches Schiff an die Ostküste von Grönland zu seiner Unterstützung beordert werden.

Noch zahlreiche andere Unternehmungen der neuesten Zeit wären zu erwähnen. Auf die große Asienumsegelung des Baron Toll (vergl. auch Spalte 69), die den sibirischen Küstengewässern und den Neusibirischen Inseln gilt, wird bei ihrer Vollendung zurückzukommen sein. Auch Toll blieb

einige Zeit ganz verschollen, weshalb ihm im Sommer 1901 der Admiral Makarow auf dem großen russischen Eisbrecher „Jermak“ nachfuhr, um seinen Verbleib zu erkunden und gleichzeitig die Eignung des kolossalen Eisenschiffes für polare Expeditionen zu erproben. Der „Jermak“ war eigentlich für die Offenhaltung der sibirischen Küste bei Wladiwostok gebaut, aber nach der Verlegung der Sibirischen Eisenbahn nach Port Arthur für andere Zwecke frei geworden. Seit 1899 sollte er, verstärkt und verbessert, das Karische Meer, die berüchtigte Eisverstopfungsstätte auf der Fahrt von Rußland nach Sibirien, für die Handelsschiffahrt freihalten, wurde jedoch dabei beschädigt, abermals umgebaut und 1901 wiederum, wie oben erwähnt, auf die Fahrt geschickt. Nunmehr hat sich der Eisbrecher außerordentlich bewährt und zu der freilich kühnen Hoffnung Anlaß gegeben, auch im offenen Eismeere den Kampf mit dem Eise aufnehmen und den Weg zum Pol erzwingen zu können. Bei der diesjährigen Fahrt im Karischen Meer brach sich das Schiff einmal drei Wochen lang den Weg durch unbewegte Eisfelder, und selbst die gewaltigsten Eispressungen, die ihn trotz seines Riesengewichts um anderthalb Fuß hoben, konnten ihn nicht beschädigen. In einem Falle schob sich der Eisbrecher im Kampf mit alten, mehrjährigen Schollen 16 Fuß weit aufs Eis hinauf, um es dann von oben her zu zerbrechen. In einem Bericht der „Petersburger Zeitung“ wird behauptet, daß Admiral Makarow von Franz-Josephsland, wohin er vermuthlich bei der Rückfahrt um Nowaja Semlja gelangt ist, den Nordpol durch theilweise offenes Wasser leicht hätte erreichen können. Der „Jermak“ unterließ die Fahrt nach dem Pol, weil sie nicht zu seiner Aufgabe gehörte, aber der Admiral ist der Meinung, daß der Eisbrecher völlig unbehindert diese Fahrt hätte ausführen können. Selbst wenn man auf dem Wege dahin großen Eismassen begegnen würde, so könnten sie keine besonderen Schwierigkeiten bieten. Ganz so leicht, wie nach dieser Mittheilung, bei der man schon zukünftige Vergnügungsreisen zum Nordpol am Horizont auftauchen sieht, dürfte die Sache übrigens denn doch nicht sein. Auch der „Jermak“ wird, wenn er den Versuch machen sollte, die Geheimnisse des Poles zu entschleiern, seine Schwierigkeiten finden und sei es auch nur in der Mitnahme des erforderlichen Kohlenquantums für seine anstrengende Reise.

Aber auch sonst fehlt es nicht an neuen Vorschlägen, die Schrecknisse des Polarmeeres zu besiegen. Der Plan des Kapitäns Bauendahl, der im Jahre 1900 mit einem kleinen Segelschiffe aufbrach, um den Pol über das Eis zu Fuß zu erreichen, ist (zum Glück für die Theilnehmer) bereits bei Spitzbergen gescheitert. Bauendahl wollte seine Ausrüstung nicht auf Schlitten, sondern mittels einer tragbaren Seilbahn über das Scholleneis transportiren, eine nach dem Urtheil Aller, die das Polarmeer gesehen haben, unausführbare Idee. Bauendahl, den die Mitglieder der schwedisch-russischen Gradmessungsexpedition im Sommer 1901 auf Spitzbergen trafen, hatte die Absicht, nunmehr nach dem nördlichen Grönland zu dessen näherer Erforschung zu fahren.

Das Neueste ist nun endlich der Plan des Dr. Anschütz-Kämpe, den Pol mit einem Tauchschiff zu erreichen. Es soll ein versenkbares Fahrzeug für sechs Mann gebaut werden, das 50 Meter tief tauchen und 15 Stunden lang mit drei Knoten Geschwindigkeit unter Wasser bleiben kann. 150 Tonnen Petroleum sollen dem Schiffe bei langsamer Fahrt mit Hilfe eines 45pferdigen Motors einen selbständigen Aktionsradius von 2500 englischen Meilen geben. Das Manövriren denkt sich Anschütz etwa so: das Fahrzeug wird von einem Schlepper bis zur Eisgrenze gebracht und dringt alsdann unter Benützung der Rinnen so tief in das Treibeis ein, wie irgend möglich. Dann sucht man sich über die nächste größere eisfreie Stelle zu orientiren und taucht, mit der Richtung dahin, unter das durchschnittlich nur 4 Meter dicke Eis. Ein Scheinwerfer hilft, den Zusammenstoß mit unten treibenden Blöcken vermeiden. Unter Wasser werden schon die helleren Stellen die Richtung des offenen Wassers andeuten. Man hofft, alle zehn Minuten wieder offenes Wasser zu finden, ist jedoch darauf nicht angewiesen, da das Schiff auch stundenlang unter dem Eise bleiben kann.

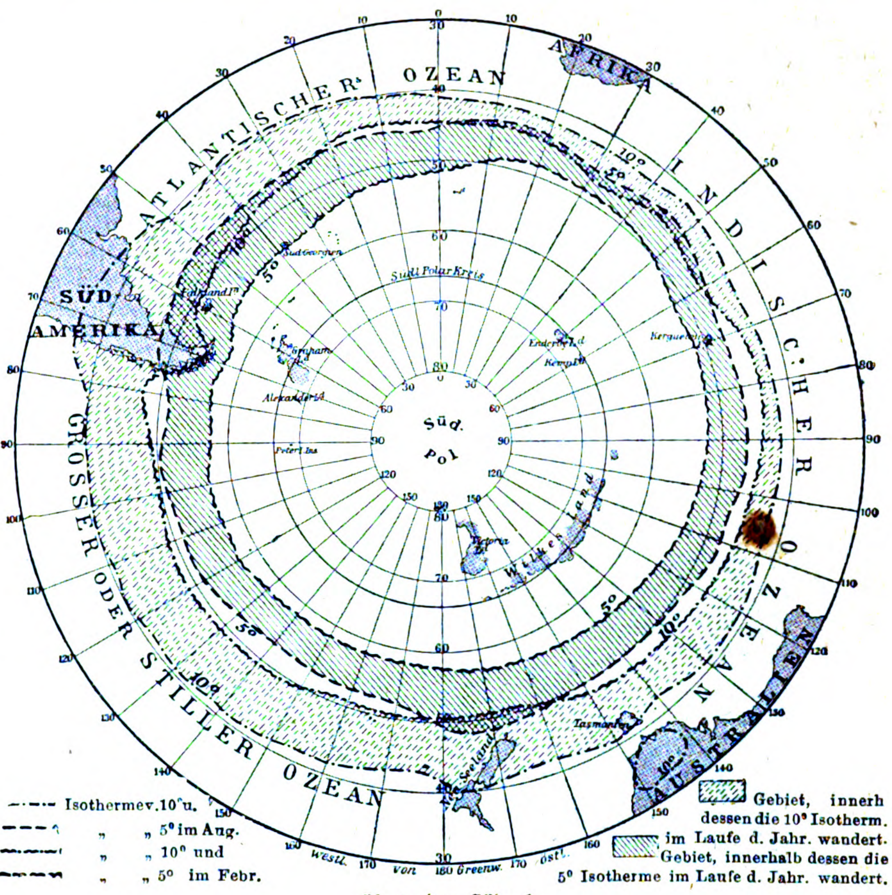
Ueber die Ausführbarkeit dieser Idee zu urtheilen, müssen wir den Fachleuten der Polarforschung überlassen. Solange das Polartauchschiff noch nicht gebaut ist, wäre es auch müßig, über die vielerlei Schwierigkeiten zu sprechen, auf welche das kühne Unternehmen bei der Ausführung stoßen kann.

Auf dem antarktischen Kontinent.

Dasselbe Jahr 1900, während dessen die heroischen Italiener des Herzogs der Abruzzen die nördlichste, bisher betretene Eisscholle des Erdballs erreichten, hat auch im antarktischen Gebiet einen früher nicht erzielten Erfolg gezeitigt. Der Norweger Borchgrevink hat nicht nur auf dem südlichsten bekannten Landkomplex der Erde, der vielleicht bereits ein Theil des großen Südpolarkontinents ist, die größte südliche Breite erreicht, sondern hat sogar dort, wohin kaum im Sommer zu Schiffe vorgedrungen werden kann, überwintert. Ihren Namen „Victorialand“ hat diese, aus hohen, unzugänglichen Gebirgen und Gletschern bestehende, durch die Vulkane Erebus und Terror bekannte Landmasse im Jahre 1841 von ihrem Entdecker J. Cl. Roß erhalten, der im Westen dieses Landes bis auf 78° 4′ südlicher Breite durch den Eisgürtel vordrang, es aber nicht betrat. Borchgrevink war der erste, der 1895 auf einem norwegischen Fangschiff der Küste so nahe kam, daß er einen kurzen Landausflug machen und einige unbekannte Pflanzen sammeln konnte, die als die ersten Funde vom antarktischen Festlande die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich zogen.

Zu seiner zweiten großen Reise wurde dem jungen Norweger durch einen englischen Mäcen, den Herausgeber des „Strand Magazine“, die Mittel geboten. Im Herbst 1898 trat das von Colin Archer aus einem erprobten Walfänger umgebaute Expeditionsschiff „Southern Croß“ die Reise von England über Australien nach der ant-

arktischen Eismauer an, und am Neujahrstage des nächsten Jahres, also mitten im südlichen Frühling, saß man etwa auf der Mitte zwischen Australien und Viktorialand bereits im Packeis fest. Bis Mitte Februar mußte man sich, langsam südlich vordringend, mit allen Gefahren der Eispressung herumschlagen. Von den ungeheuren Schollen hin- und hergeschoben, drei bis vier Fuß emporgedrückt und wieder zurückfallend, taumelte das große Schiff auf und zuweilen auch beinahe unter dem Eise, wenn sich die Schollen bis hoch an Bord thürmten und, wie am 22. und 23. Januar, das Schiff geradezu zu begraben drohten. Aber in allen Fugen seiner zehn Fuß dicken Eichenwände ächzend, hielt der „Southern Croß“ stand und nach sechswöchigem Ringen mit dem Eise sah man Land. Die Zeit des Harrens war inzwischen gut benützt; zahlreiche Jagdausflüge auf das Eis versahen die Expedition mit Seehundspeck und Geflügelbraten. Nicht weniger als 100 Thierarten wurden gesammelt, allein 175 Vogelbälge präparirt.



Karte des Südpols.

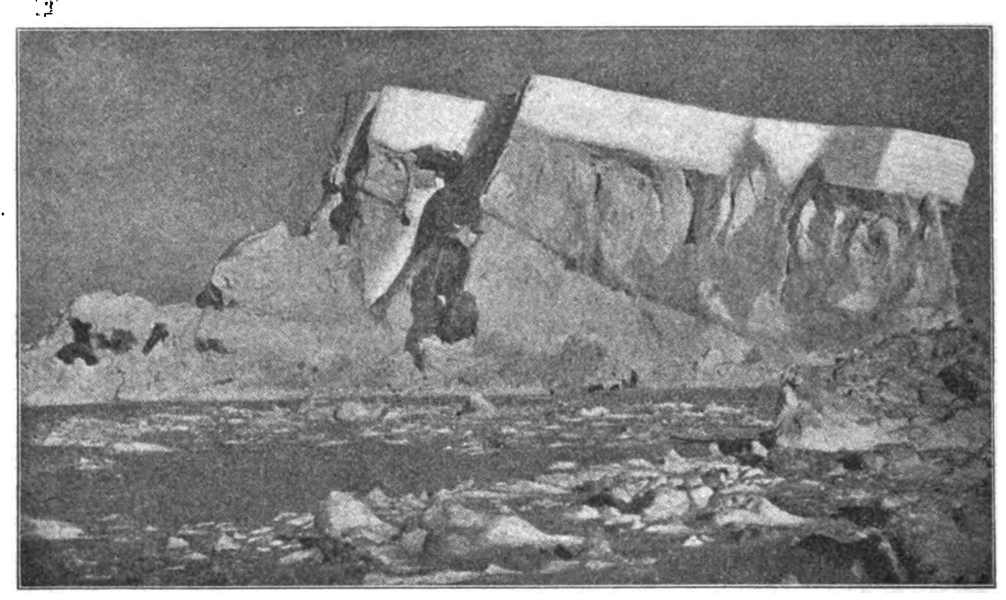
Es war am 16. Februar, als unter furchtbarem Sturm die Nordspitze von Victorialand, Kap Adare mit der Robertsonbai, in Sicht kam. Am nächsten Tage konnte man sich dem flachen Ufer der Bucht nähern; unter Salutschüssen und Hurrah rollte der Anker in flaches Wasser, und nachts elf Uhr betrat man unter den Strahlen der Mitternachtssonne das Land. Mit Boten und dann bis an die Brust durch die eisige Brandung wurden die Vorräthe, Apparate, Zelte, Geräthe, endlich die 75 Schlittenhunde ans Land gebracht, da Borchgrevink hier zu überwintern, das Schiff aber zurückzuschicken gedachte. Es bedurfte tagelanger Arbeit. Am Fuße der nackten, düsteren Felswände, die sich südwärts 500 bis 1000 Meter hoch thürmen, wurde das Zelt für die zehn zur Ueberwinterung bestimmten Männer aufgeschlagen. Man versicherte es mit Tauen und flachen Schutzwänden, sowie Steinen von allen Seiten, und schon nach wenigen Tagen ergab sich Gelegenheit, die Wuth der antarktischen Stürme zu erproben, denn am 23. Februar brach ein orkanartiger Schneesturm aus, der 28° Kälte brachte, und während dessen die wenigen am Land befindlichen Leute kaum die noch nicht geborgenen Kisten vor dem Wegwaschen retten konnten. Halberstarrt, mit Eisklumpen statt der Haare und Bärte um den Kopf und klirrenden Panzern statt der Kleider gelangten die vier Männer, als sich der Sturm gelegt hatte, an Bord, um dort langsam wieder aufzuthauen. Sie hatten im „Sommer“ dieses Landes einen Vorgeschmack des zu erwartenden Winters bekommen. Bald nach der Abfahrt des Schiffes am 1. März ging in der That der Sommer zu Ende und man konnte die lange antarktische Nacht erwarten. Am 12. März gelang es Borchgrevink mit dem Meteorologen Bernacchi, nach mehreren Versuchskrattereien das Gebirge, dessen steile Felswände sehr schwierig sind, bis 1120 Meter zu besteigen. Bis 300 Meter ließen die Spuren der Pinguine, die im Sommer diese Küste zum Brüten aufsuchen, sich verfolgen, bis 500 Meter gedeihen Moose, darunter in großen Mengen das lappländische Moos. Man errichtete, da die Erforschung der magnetischen Kräfte des Südpols zu den Hauptaufgaben der Expedition gehörte und magnetische Beobachtungen sich im Wohnzelt nicht ausführen lassen, in 300 Meter Entfernung ein magnetisch-meteorologisches Observatorium, das alle zwei Stunden besucht wurde.

Am 15. März warf zum erstenmal das südliche Polarlicht, die Aurora australis, ihren Flammenschein über den Himmel, und bald darauf kündigte sich durch einen der furchtbaren Stürme, durch welche sich die südliche Polargegend so unvortheilhaft von der nördlichen unterscheidet, der Winter an. Diese orkanartigen Winde, deren Geschwindigkeit bis 140 Kilometer in der Stunde beträgt,

machten den Polarforschern das Leben sehr sauer. Sie bedeckten nicht allein das Zelt immer sehr rasch mit einer Schneeschicht, aus der man sich zuweilen alle Morgen ausgraben mußte, sondern warfen auch große Steinmassen vom Gebirge herab und machten den Aufenthalt im Freien lebensgefährlich. Einmal wurde der Zoologe Evans, der in der Dunkelheit zum Observatorium wollte und das beide Zelte verbindende Seil einen Augenblick losließ, vom Sturm weit fortgeschleudert und erst nach dreistündigem Suchen im Zustand äußerster Erschöpfung wieder aufgefunden. Ein anderesmal wurde ein Boot, welches am Strande lag, vom Sturm emporgehoben und an den Felsen zerschmettert.

Bald lag die Robertsonbai unter einer festen Eisdecke; am 22. April unternahm Borchgrevink mit drei Gefährten und 20 Hunden einen weiteren Ausflug, um womöglich landeinwärts zu dringen. Man hatte für 20 Tage Proviant mit, aber schon nach sieben Tagen war die Kolonne wieder im Lager. Die Höhe und Vergletscherung der bis 3600 Meter sich thürmenden Küstengebirge wiesen jeden Angriff zurück. Mitte Mai begann die schwere antarktische Nacht. Zwei Monate hatte man nunmehr außer der Kälte, bis — 46° C., den Stürmen, der eintönigen Nahrung, auch noch der tiefen Dunkelheit zu trotzen, die, wie bei allen Polarexpeditionen, so auch hier eine tiefe Gemüthsdepression hervorrief. Spiele, Bewegung, Wettrennen, Arbeit und Schlaf, nichts konnte auf die Dauer befriedigen; es waren traurige Wochen. Ringsum krachte fast ununterbrochen der Donner der sich über einander thürmenden Eismassen, das Polarlicht erhellte die trostlose Landschaft zeitweilig mit seinem magischen Lichte. Die Ernährung wurde erschwert durch die Thierarmuth des Landes. Kein Eisbär, höchstens das bald langweilig werdende Seehundfleisch brachte Abwechselung in das Einerlei der verhaßten Konserven. Erst als man zu fischen begann und merkte, daß die Polarfische trotz ihres recht abenteuerlichen Aussehens gar nicht übel schmeckten, kam etwas mehr Abwechselung in den Speisezettel. Am wohlsten befanden sich trotz Wind und Wetter die Hunde. Einer von ihnen wurde im Sturm auf einer Eisscholle ins Meer verschlagen und blieb verschollen. Aber nach zwei Monaten traf er, wohlbehalten und gut genährt, im Lager wieder ein. Den Menschen bekam die Kälte und der alles durchdringende Sturm weniger gut. Rheumatismus und andere Leiden stellten sich ein, und eins der Mitglieder ist ihnen noch später, nach der Rückkehr in die Heimat, erlegen.

Leider sollte ein anderer Theilnehmer, der Zoologe Hansen, die Rückkehr überhaupt nicht erleben. Er wurde beim Eintritt des Frühlings krank, verlor das Gefühl in den Füßen, war sehr niedergeschlagen und erlosch endlich wie eine ausgebrannte Kerze; man bestattete ihn nach seinem Wunsch zu Füßen des ragenden Kap Adare.



Typischer antarktischer Eisberg.

Von Mitte Juli an, als das Tageslicht zurückkehrte, unternahm Borchgrevink häufige, lange Ausflüge, legte verschiedene Lager an, so auf einer kleinen Insel, die er für seinen Gönner, Sir George Newens, in Besitz nahm. Jeder Versuch, ins Innere zu gelangen, wurde nach wie vor durch die schroffen Wände der Felsen und die schwierige Natur der Gletscher vereitelt. Die letzteren waren sehr schwer zu begehen. Der Finne Savio fiel einmal in eine 20 Meter tiefe Spalte, aus der er erst nach stundenlangem Bemühen wieder herauskam, und Borchgrevink selbst wurde vor einem solchen Sturz nur durch seinen Alpenstock bewahrt, den er quer über den Spalt warf. Erst Ende Oktober trafen die Boten des Sommers, die Pinguine, ein, als Eier- und Fleischlieferanten mit Freude begrüßt; bald aber kamen sie in so ungeheuren Massen, daß ihre Guanoanhäufung sich sehr lästig bemerkbar machte. Borchgrevink ließ für den Fall, daß es dem Expeditionsschiff wegen ungünstiger Eisverhältnisse

unmöglich sein sollte, sie, wie verabredet, abzuholen, jetzt Pinguineier sammeln und in Salz einlegen. Das Geschäft ging so gut vonstatten, daß man schon am 15. November über einen Vorrath von 4000 Eiern verfügte.

Mit Macht brach nun der Sommer herein. Die seit 7—8 Monaten mit Eis bedeckte Bucht zeigte offene Stellen, und man konnte sich in Kajaks auf dem Wasser bewegen. Aber erst im Januar sah man das Wasser bis an den Horizont offen und erfreute sich des wärmeren Lufthauches. Wie sehnsuchtsvoll wurde nun Ausschau gehalten nach dem „Southern Croß", der sie aus ihrer zehnmonatlichen Gefangenschaft erlösen sollte! Endlich am 25. Januar führte Kapitän Jensen das Schiff, mit einer reichlichen Garnirung von Eis an Masten und Raaen und mit einer Fracht von Zeitungen und Briefen, in die Bucht. Eine Woche brauchte man zum Verladen; am 2. Februar ging das Schiff in See; die Reisenden hatten $11^1/_2$ Monate an diesen unwirthlichen Küsten gelebt.

Zunächst ging es aber, anstatt heimwärts, noch weiter nach Süden, solange das offene Wasser es erlaubte. Bei den riesigen Zwillingsvulkanen Erebus und Terror, wo Borchgrevink wieder landete, wäre er auf ein Haar einem Unglücksfall zum Opfer geworden. Er stand mit Kapitän Jensen am Strand, als ein furchtbares Krachen in ihrer Nähe das „Kalben" (d. h. Abstoßen von Eisbergen) eines Gletschers anzeigte. Das ins Wasser stürzende Eis thürmte eine Riesenwelle von 20 Fuß Höhe auf, die sich ihnen gedankenschnell nahte. Instinktiv stürzten die Männer den Felsen zu und kaum hatten sie Zeit, eine Klippe zu umklammern, als die Welle hoch über ihnen dahinfluthete. Eine zweite nachfolgende Woge rauschte noch bis an ihre Schultern.

Es ging nun ostwärts an der von Roß entdeckten Eismauer entlang. Erst am 17. Februar erspähte man in dem alles überdeckenden Gletscher eine Lücke, durch die sich eindringen ließ. Borchgrevink und Lieutenant Colbeck landeten, um südwärts vorzudringen; sie kamen nur ein kurzes Stück landeinwärts, erreichten aber mit 78° 50' südlicher Breite den südlichsten, bisher vom Menschen betretenen Punkt . . . . . . Am 4. April endlich konnte man von Australien das erste Telegramm in die Heimat senden.

Jahrzehntelang sind die Gegenden des Südpols verödet gewesen. Jetzt scheint auch das anders zu werden. Die Pinguine, die so viel Eier für Borchgrevink und seine Gefährten geliefert haben, konnten sich kaum einen Winter von dem Erstaunen über die fremden, ungebetenen Gäste erholen. Gegenwärtig weilt nicht nur eine, sondern sogar zwei Expeditionen im Bannkreise des südlichen Pols, beide entschlossen, ihn nicht fahren zu lassen, bevor wenigstens ein Theil seiner Geheimnisse entschleiert ist.

Der Plan, eine großangelegte, mehrjährige Expedition gegen den Südpol zu entsenden, wurde sowohl in England als in Deutschland im Jahre 1900 gefaßt. Die Gelehrten einigten sich, um von den beiden, aufs sorgfältigste vorbereiteten und ohne Ansehung der Kosten auszuführenden Reisen den größtmöglichen Nutzen zu ziehen, dahin, daß jede Expedition eine Hälfte des südlichen Eismeeres nebst den anstoßenden Festlands- und Eisgebieten zum Gegenstand ihrer Forschungen machen solle. Dementsprechend wird das Gebiet von Viktorialand nebst der ganzen, dem Stillen Ozean und Australien zugekehrten Seite des antarktischen Kontinents (denn im Gegensatz zum Nordpolarmeere hat man hier Grund, ein größeres Festland zu vermuthen) die englische Expedition beschäftigen. Die deutsche Forschungsreise auf dem „Gauß" dagegen wird sich, nachdem auf der Hinreise eine gut ausgerüstete meteorologische Station auf der Kerguelenínsel angelegt worden, der Erkundung der Landmassen auf der indisch-atlantischen Seite des Eismeeres hingeben.

Von dem deutschen Schiffe, das am 11. August 1901 aus dem Kieler Hafen segelte, darf wohl in jeder Beziehung gesagt werden, daß es die bestausgerüstete Gesellschaft trägt und selbst das tüchtigste Fahrzeug ist, das sich bis jetzt der Antarktis genähert hat. Aus Holz, unter Berücksichtigung aller Erfahrungen mit dem „Fram" und den übrigen besten Polarschiffen, gebaut, ist es weit größer und seetüchtiger als alle älteren. Es hat für den Zweck der beiden in Aussicht genommenen Ueberwinterungen größere und schönere Wohnräume für die Mannschaften, den wissenschaftlichen und seemännischen Stab, als jemals ein anderes Schiff. Es führt die größte denkbare Zahl und Mannigfaltigkeit wissenschaftlicher Apparate und Hilfsmittel, vor allem zwei Fesselballons, an Bord, die die Orientirung in der südlichen Eiswüste und die Auffindung von gangbaren Pässen ins Innere um vieles erleichtern, daneben aber auch werthvolle Aufschlüsse über die atmosphärischen Verhältnisse im Umkreis des Südpols ermöglichen dürften. Auch an Gelehrten hat die Expedition in ihrem Leiter Professor Freiherr von Drygalski und seinen Mitarbeitern die zuverlässigsten Kräfte zur Verfügung. Die Reise kann bei günstigen Winden unter Segel, sonst unter Dampf mit etwa sieben Knoten Geschwindigkeit gemacht werden. Während des Winters wird die Dampfkraft, eventuell unterstützt von einem Windmotor, die Bewohner des Schiffes mit Licht, Wärme, Trinkwasser u. s. w. versehen. Die Ueberwinterungen in dem für die Eispressungen so stark wie irgend erreichbar gebauten Schiffe werden jedenfalls im Vergleich zu dem Leben in den Zelten oder Steinhütten anderer Expeditionen viel dazu beitragen, die Mitglieder gesund, heiter und arbeitslustig zu erhalten.

Die Fahrt ging zunächst nach den Kapverden, wo vom 11. bis 16. September zum Zweck von Meeresvermessungen, biologischen Beobachtungen u. s. w. Anker geworfen wurde. Auf der Reise dahin sah man beim Passiren von Madeira ein prachtvolles Feuerwerk über Funchal aufgehen, vielleicht zu Ehren des gleichzeitig von England ausgelaufenen Polarschiffs „Discovery", welches vermuthlich um diese Zeit im Hafen von Funchal Aufenthalt hatte. Der Kurs wurde nun behufs magnetischer Beobachtungen auf die mitten im Atlantic liegende Insel Ascension gerichtet, der Plan, die Insel anzulaufen, aber später wieder

aufgegeben. Das Schiff hielt sich gut in der See, erreichte jedoch bei seinem völligen Bau unter Segel nicht die erwartete Geschwindigkeit und gelangte, durch einen schweren Sturm mehrere Tage aufgehalten, nach Kapstadt erst am 22. oder 23. November, anstatt bereits im Oktober, wie in Aussicht genommen war, so daß inzwischen in der Heimat, wenigstens in Laienkreisen, einige Beunruhigung entstand.

Alle Theilnehmer haben mit den Leistungen und Einrichtungen des „Gauß“ ihre größte Zufriedenheit ausgesprochen. Sobald mit dem 22. Oktober der südliche Wendekreis überschritten war, änderte sich zusehends der Karakter und das Leben des Meeres. Täglich gab es jetzt, außer den bereits gewohnten Arbeiten des Lothens, Wetterbeobachtens u. s. w., neue, ungewöhnliche Unterbrechungen. Bereits am nächsten Tage erschien der erste Albatroß, am 24. ein mächtiger Bartenwal. Die täglich sich mehrende südliche Vogelwelt, Sturmtaucher, Seeschwalben, Kaptauben und viele andere, erregten das meiste Interesse; eifrig wurde der Jagd und dem Ausstopfen gehuldigt. Am 9. November wurde ein Hai geangelt. Der heftige Sturm vom 18. bis 20. November ließ das Schiff zwar viel Seewasser trinken, riß ein Boot los und zerschlug einige Möbel, fand aber den „Gauß“ auf der Höhe der Situation und diente nur dazu, die Mitglieder mit vollem Vertrauen zu der Seetüchtigkeit ihres schwimmenden Observatoriums zu erfüllen.

Erheblich nach der englischen „Discovery“, aber auch in erheblich besserer Verfassung als sie, langte der „Gauß“ in Kapstadt an und setzte bald darauf seinen Kurs fort, von welchem bis jetzt noch keine weitere Nachricht in die Heimat gelangt ist. Der nächste und zugleich wichtigste Anlaufpunkt war die Kerguelengruppe, ein von Scheren und Klippen umkränztes Basalt- und Phonoliteiland am Rande der Eisbergzone, aber noch außerhalb des eigentlichen polaren Treibeisgürtels. Hier wurde unter der Leitung des als mehrjährigen Bewohners des Zugspitzgipfels bekannten Dr. Enzensperger, eines Zoologen und eines Physikers eine meteorologische und erdmagnetische Station ersten Ranges errichtet, die während der ganzen Dauer der Expedition unterhalten werden und gleichzeitig zur Beobachtung des außerordentlich reichen Vogellebens der Insel dienen soll. Hier konnte das Polarschiff gleichzeitig seinen Kohlenvorrath erneuern, wozu von Australien ein besonderes Schiff dorthin gesandt worden ist. Dasselbe hat zugleich 50 sibirische Schlittenhunde nach Kerguelenland gebracht, die in Wladiwostok gekauft und über Honkong vom Norddeutschen Lloyd nach Australien geschafft worden waren. Die von Kerguelenland eingetroffenen Nachrichten sind auf lange Zeit hinaus das letzte von der deutschen Südpolarexpedition zu erwartende Lebenszeichen. Im nächsten Jahre werden wir vielleicht schon berichten können, ob ihr das langersehnte Ziel, über die Eisumwallung des antarktischen Kontinents in sein Inneres einzudringen, gelungen ist.

Nicht ganz so glatt und störungsfrei wie der bisherige Verlauf der deutschen Südpolarexpedition ging leider derjenige der englischen vonstatten, die sich, während diese Zeilen geschrieben werden, ebenfalls zwischen Kapstadt und ihrem Ziel, der südlichen Eismauer zwischen Viktorialand und Grahamland, befinden dürfte. Schon vor der Abreise der „Discovery“ erlitt das Unternehmen einen harten Stoß dadurch, daß der verdiente Professor Gregory, der zwei Jahre hindurch die Vorbereitungen zu der Fahrt, als deren Führer er bestimmt war, geleitet hatte, im letzten Augenblick von dieser Leitung zurücktrat. Ihm schien die Stellung, die ihm von der Admiralität neben dem verantwortlichen Leiter des Fahrzeuges, dem kommandirenden Kapitän, angewiesen wurde, nicht Gewähr genug zu bieten, daß ihm bei den wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Schiffe, am Lande und im Eise die volle nothwendige Aktionsfreiheit gegeben werden würde.

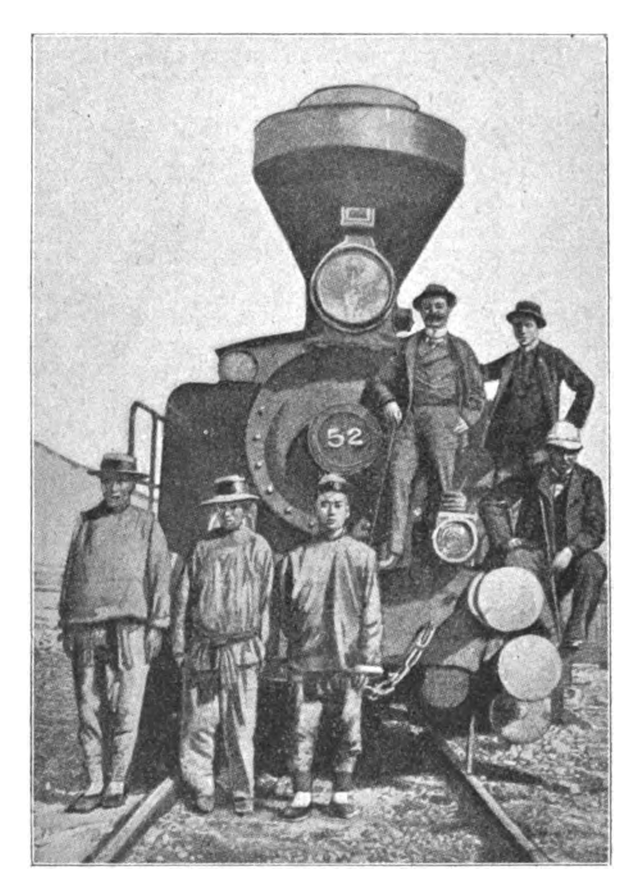
Die Expedition kam natürlich trotzdem zustande. Aber es machten sich bei der 58tägigen Reise bis Kapstadt mancherlei Mängel bemerkbar, die man bei einem so theuren und sorgfältig konstruirten Schiffe wie die „Discovery“ nicht erwartet hätte. Daß sich die Segelfähigkeit, wie ja auch bei dem deutschen „Gauß“, bedeutend kleiner, als erwartet, erwies, kann bei der, ihren besonderen Zwecken angepaßten, etwas plumpen Form solcher Polarschiffe nicht überraschen. Aber auch bei der Fahrt unter Dampf erwies sich das englische Schiff langsam und als ein ungeheurer Kohlenfresser. Es wurde dadurch nothwendig, ihm sofort ein Entsatzschiff mit Kohlen nachzusenden, welches die Expedition am Ende ihres ersten Winters treffen soll und ebenfalls für den Kampf mit dem Treibeis gerüstet sein muß. Ferner zeigte sich das Polarschiff auffallend undicht. Man mußte gleich in den ersten Wochen alle Vorräthe des unteren Schiffsraumes anderweit verstauen, da derselbe sich stark mit Wasser füllte. Da das Entsatzschiff auch neue Lebensmittel bringen soll, so scheinen auch diese theilweise verdorben zu sein. Man suchte den Raum sofort durch Einziehen von Zwischenwänden zu dichten, kam aber in Kapstadt doch mit so herabgestimmten Erwartungen an, daß es nach einigen Berichten den Anschein hat, als sollte das gewünschte Entsatzschiff, das übrigens bereits in Norwegen gekauft und im Umbau begriffen sein soll, nicht sowohl nur Kohlen und Nahrung bringen, sondern die Expedition selber aufnehmen, falls die „Discovery“ nach den Attaken des ersten Polarwinters die in sie gesetzten Erwartungen ganz und gar täuschen würde.

Beide Expeditionen sind vor dem Sommer oder Herbst 1904 nicht zurückzuerwarten. Es ist aber wahrscheinlich, daß neben ihnen in derselben Zeit noch kleinere Unternehmungen im antarktischen Eismeere thätig sein werden, und daß durch sie oder durch Walfischfänger, die sich bis in die Nähe des Landes verirren, hin und wieder Kunde von dem Ergehen und den Erfolgen dieser braven Streiter um den Südpol in die Heimat gelangen wird.

Inhalt.



Alphabetisches Sach- und Namen-Register.



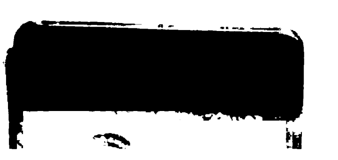
Die erste Lokomotive der chines. Ostbahn.

K. u. K. Hofbuchdruckerei Karl Prochaska in Teschen.



K. u. K. Hofbuchdruckerei Karl Prochaska in Teschen.






MICHIGAN STATE UNIVERSITY LIBRARIES
3 1293 03054 2603